Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 36.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

№ 1. Bremen, 7. Januar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Johann Sebastian Bach.

Von Fr. Pletzer.

Vor längerer Zeit haben wir die Leser des Sonntagsblattes eingeführt in die Biographie des großen Tondichters der Matthäuspassion, Johann Sebastian Bachs, welche im letzten Frühjahr C. H. Bitter in zwei Bänden herausgegeben hat. Wir begingen damals den Fehler, ein gutes Werk halb zu thun, indem äußere Gründe uns veranlaßten, mitten in dem Berichte stehen zu bleiben. Die Schilderung gelangte nämlich nur bis zur Uebernahme des Cantorates der Thomasschule in Leipzig durch Bach im Jahre 1723 oder bis in sein achtunddreißigstes Jahr, blieb demnach vor der Periode seiner musikalischen Größe und Hoheit stehen. Wir betrachteten seine an Freuden arme Jugend, sahen ihn mühevoll selbst seinen Weg suchen und bald hier, bald da die ersten Schritte in das Reich der Tonkunst thun, bis ihm die Stelle angewiesen ward, an der er die zweite Hälfte seines Lebens zugebracht und die Wunderwerke seines Geistes geschaffen hat. Da wir nun voraussetzen dürfen, daß viele unter den Lesern des Sonntagsblattes den großen Meister auch an dieser Stelle gern betrachten werden, so holen wir jetzt nach, was längst hätte geschehen sollen. Um nun wenigstens etwas leidlich Abgeschlossenes zu geben, schicken wir einen kurzen Abriß der ersten Hälfte von Bachs Leben vorauf.

Johann Sebastian Bach war, möchte man sagen, von der Vorsehung zum Tondichter bestimmt, indem er einer Familie angehörte, in der Jahrhunderte hindurch so ziemlich alle Mitglieder musikalisch gewesen sind. Geboren in Eisenach am 21. Mai 1685, der Sohn des dortigen Hof- und Stadtmusikus Johann Ambrosius Bach, verlor er schon als kleiner Knabe seine Eltern und ward von seinem Bruder, der in Ohrdruff Organist war, ins Haus genommen und erzogen. Hier lernte er Musik, aber unter wenig angenehmen Verhältnissen; da überdies der Bruder bald starb, war er ganz auf sich selbst angewiesen und begann im Alter von vierzehn Jahren jene selbständige Energie zu zeigen, die er sein ganzes Leben lang an den Tag gelegt hat. Er wanderte nach Lüneburg, ward dort Gymnasiast und Sopransänger, ging oft zu Fuß nach Hamburg, um den berühmten Organisten Reinken zu hören, oder nach Celle, um die Vorträge der dortigen Kapelle zu genießen. Im Jahre 1703 ward er, achtzehn Jahre alt, Organist zu Arnstadt in Thüringen, wo er nun an seiner musikalischen Ausbildung mit dem eisernen Fleiße, der ihn charakterisirt, zu arbeiten begann; eigentlichen Unterricht in der Compositionslehre scheint er nicht gehabt, vielmehr sich selbst an dem Studium der Werke großer Meister ausgebildet zu haben. Als ihn seine Sehnsucht, große Orgelspieler zu hören, nach Lübeck trieb, erzürnte er sich mit seiner Behörde in Arnstadt und übernahm eine Organistenstelle in Mühlhausen, die er jedoch schon 1708 aufgab, um in die Dienste des Herzogs von Weimar zu treten. Dort konnte er sich freier und angenehmer bewegen, ward besser geschätzt und begann nun seine selbständige künstlerische Laufbahn. Er blieb in Weimar neun Jahre und galt während dieser Zeit schon als einen der ersten Organisten und Clavierspieler. Die folgenden sechs Jahre, 1717 bis 1723, hat er als Kapellmeister bei dem Fürsten Leopold von Köthen zugebracht. Das war wohl die angenehmste Zeit seines Lebens, sie gewährte ihm in der Nähe eines sehr gebildeten, kunstliebenden Fürsten reichliche Muße für sein künstlerisches Schaffen. Hier entstand sein berühmtes Werk „das wohltemperirte Clavier.“ Aber so sehr es ihm in Köthen gefiel, sehnte er sich doch nach einem größeren Wirkungskreise, in welchem er sich mehr der Kirchenmusik widmen könne. Deßhalb bewarb er sich um das durch Johann Kuhnau's Tod erledigte Cantorat der Leipziger Thomasschule und erhielt es.

Das war nun also die Stelle, an welcher Bach die zweite Hälfte seines Lebens, die Zeit von 1723 bis 1750, zugebracht hat. Vergegenwärtigen wir uns die jetzige Bedeutung des Namens Bach, die immer mehr um sich greifende, tiefer eindringende Würdigung des Componisten, und fragen wir dagegen, was er seiner Zeit bedeutet, welche Rettung, welchen Einfluß er in Leipzig und in der musikalischen Welt seiner Tage eingenommen habe, so erfüllt uns die Beantwortung dieser Frage mit Staunen und Wehmuth. Man denkt sich, er müsse hoch angesehen gewesen sein, von seiner nächsten Umgebung geehrt und gefeiert, von der künstlerischen Welt gepriesen um der gewaltigen Werke willen, die er in unbegreiflich großer Anzahl jener Welt geschenkt. Nichts

von alledem; der Cantor der Thomasschule in Leipzig war ein fast unbekannter Mann, der einen kleinen Theil seiner Werke auf eigene Gefahr drucken ließ, die große Mehrzahl geschrieben bei sich liegen hatte, der von seinen vorgesetzten Behörden mehr Tadel und Zurückweisungen als Lob und Anerkennung zu erfahren hatte, der jahraus jahrein Mühe hatte Haus zu halten mit seinem Einkommen, den nur die wirklich Kunstverständigen, also ein kleines Häuflein, als den größesten Organisten und Clavierspieler bewunderten. Man hört die Componisten unserer Tage oft klagen, daß es ihnen an Aufmunterung durch die Kritik, an Verehrung von Seiten des Publikums fehle, daß man ihnen das Element nicht gebe, in dem sie leben und gedeihen könnten. Großer Gott! die Herren sind, sie möchten denn durch individuelle Gründe sich ihre Sache verderben, golden gebettet gegen Bach. Er lebte in einer der trostlosesten Periode der deutschen Geschichte, unter einem beinahe stumpfen Geschlechte, fast vereinsamt, ein Koloß in ärmlicher Umgebung. Und dabei schafft er in seliger, olympischer Ruhe weiter, unbekümmert um die Außenwelt, schafft die erhabensten Werke, an denen seine Mitmenschen theilnahmlos vorübergehen, deren Herrlichkeit erst die Nachwelt in sich aufgenommen und gewürdigt hat. Welch' ein Gegensatz zu Händel, der die Außenwelt mächtig angreift und, ein hoch aufgerichteter Kämpfer, besiegt, während Bach an der Orgel und am Clavier sich einsam in seine Tonwelt versenkt.

Sehen wir uns denn nach dem neuen Cantor der Thomasschule um! Der Gesangchor, welchen Bach zu leiten hatte, war seit Jahrhunderten berühmt; angesehene Componisten wie Ruthus Calvisius, Johann Hermann Schein, Johann Schelle, Johann Kuhnau hatten ihn dirigirt. Er war gebildet aus den musikalischen Zöglingen der Thomasschule und bestand unter Bach aus etwa 55 Sängern, welche die musikalische Ausstattung des Gottesdienstes in vier Kirchen, Begleitung von Leichen und Currendegesang aufzuführen hatten. Der Cantor mußte also eine nicht geringe Arbeitskraft besitzen, um nur äußerlich dieser Stelle gerecht zu werden. Diese Arbeitskraft besaß denn allerdings Bach in vollem Maße, doch hat er sich nie genirt, zu unterlassen, was er für überflüssig hielt, denn er hatte seinen eigenen, starren Sinn und gerieth daher mit seinen nächsten Vorgesetzten und den städtischen Behörden nicht selten in heftigen Streit. Für jenen Chor hat er seine großen Gesangwerke geschaffen, denn er war so ziemlich das einzige gute Material, auf welches er rechnen konnte. Von diesem Chor allein hat er seine eignen Compositionen zu hören bekommen, und oft genug mischte sich in die Freude der Aerger, den ihm die Leipziger bereiteten, indem sie meinten, er verbrauche die Kräfte seines Chors mit höchst überflüssigem und unfruchtbarem Studiren.

Als Bach sein Amt antrat, fand er, daß er hier zwar viel mehr leisten könne als an irgend einer der früheren Stellen, daß aber doch noch viel fehle. Es war kein inniger, nothwendiger Zusammenhang zwischen Gottesdienst und Gesang, es fehlte an Wechselwirkung zwischen Gemeindegesang und Kunstgesang. Bach betrachtete daher eine Reorganisation der Kirchenmusik als seine Aufgabe und verband sich zur Lösung derselben mit dem Superintendenten Deyling, einem energischen Manne, an dessen Predigten er sich nach vorheriger Rücksprache mit seiner Musik anschloß. Bach hat auf solche Weise fünf vollständige Jahrgänge von Cantaten geschrieben, von denen etwa 200 erhalten, beinahe ebenso viele verloren gegangen sind. Sie blieben fast ohne Ausnahme zu seiner Zeit auf die Leipziger Kirchengemeinde beschränkt, dienten derselben zur Erbauung, haben aber gewiß nicht die verdiente Beachtung gefunden; sie kamen eine nach der andern, wurden gesungen und verhallten, von der Kritik unbeachtet. Sie sind die Schöpfungen eines wahrhaft frommen Gemüthes, das zugleich mit der größesten Gewissenhaftigkeit arbeitete, sorgfältige, tief eindringende Erklärungen des Evangeliums. Sie sind auf streng orthodoxem Boden gewachsen, echte Kinder ihrer Zeit, daher behaftet mit mancher Geschmacklosigkeit, aber doch aus vollster Seele und aus dem reichen Schatze des Genius, der ihrem Schöpfer verliehen war, hervorgegangen. Daher hat das Große und Herrliche in ihnen bis auf den heutigen Tag das Kleine, Beschränkte und Geschmacklose besiegt, und so wird es für alle Zeiten sein, denn es ist in den besten dieser Cantaten eine großartige Kraft und Objectivität des Ausdrucks, welche sie weit hinausheben über die augenblickliche Bestimmung, die sie bei ihrem Entstehen hatten.

Die meisten dieser Cantaten enthalten einen einleitenden Instrumentalsatz mit darauf folgenden Chor, einige Recitative und Solosätze und endlich zum Schluß einen Choral, der meist vierstimmig gesetzt, nicht selten mit lebhaft figurirter Orchesterbegleitung versehen ist. Die Texte sind nach Kirchenliedern unter vielfachen Abänderungen und höchst geschmacklosen, im Geiste jener Zeit, verfaßten gereimten Variationen gearbeitet und haben in späteren Perioden natürlich die weitere Verbreitung der Cantaten gehindert. Das Orchester ist von Bach ganz anders behandelt, als es heutzutage bei Begleitung des Gesanges geschieht; es ist nicht die allgemeine harmonische Grundlage des Tonstücks, sondern eine mit dem Gesang auf besondere Weise correspondirende Tonmasse, deren einzelne Instrumentalstimmen in der Regel in völliger Selbständigkeit auftreten, sehr oft concertirend behandelt sind und in den reich instrumentirten Choren nicht selten sich in verschiedene gegen einander wirkende Orchestergruppen vertheilen. Die Tonwirkungen sind oft höchst eigenthümlich, z. B. wenn eine Arie mit drei Oboen, Fagott und Contrabaß begleitet wird, in einem Chor vier Posaunen obligat neben einander hergehen und drei Flöten die Melodie des Hauptliedes über dem Chor und Orchester erklingen lassen. Bach muß sehr tüchtige Musiker gehabt haben, denn er muthet ihnen bisweilen große Schwierigkeiten zu. Besonders interessant sind seine einleitende Instrumentalsätze, indem sie die ersten Anfänge des symphonischen Elementes darstellen; sie sind meistens höchst charakteristisch, hier und da vollständige und pompöse Symphoniesätze, dann wieder sanfte, zart gedachte Bilder. Die eigentliche Grundlage dieser Cantaten sind aber die mit so wundervoller Kunst von Bach behandelten Choräle, manchmal einfach für vier Stimmen gesetzt, dann wieder mit reicher Orchesterbegleitung versehen und prächtig aufgebaut, so daß sie im vollsten Glanz einherschreiten. Einen bedeutenden Rang nehmen in diesen Cantaten auch die Arien ein, die nun unserem Auffassungsvermögen zum großen Theil fern gerückt sind, schon durch den abstract religiösen, steifen Text oder die breite Ausnutzung der Motive, wogegen die Chöre einen wunderbaren Reichthum an Ideen und die höchste Meisterschaft in kunstvoller Durchführung zeigen; sie sind weit über jeden beschränkten Zeitgeschmack erhaben und werden in jeder Zeit als Muster höchster Vollkommenheit dastehen.

Eine von den Cantaten abweichende, in früherer Zeit sehr beliebte, übrigens uralte Form der Figuralmusik für die Kirche war die der Motetten, für den Gesang bestimmt und ohne Instrumental-Begleitung. Es erhielt in der Motette ursprünglich jeder Satz des Textes, der einen besonderen Gedanken enthielt, eine besondere Melodie, die in den verschiedenen Stimmen durchgeführt und von dem neuen Satze des nächsten Gedankens abgelös't wurde, so daß das Stück in dieser Weise ohne Unterbrechung oder Ruhepunkt zum Schlusse geführt wurde. Dieser ursprünglich recht steife und mangelhafte Stil wurde später durch Verwendung

von Instrumenten und contrapunktische Behandlung ausgebaut, und so finden wir ihn bei Bach. Er baut die Motetten meistens auch auf Kirchenlieder und schließt mit Chorälen, wie viele er deren gesetzt hat, ist nicht mehr zu bestimmen, vorhanden sind achtzehn. Die Einfachheit des frommen Ausdrucks, der erhebende Schwung, den sie entfalten, stempeln sie zu echt religiösen Weihegesängen und sichern ihnen den ernsten, frommen Eindruck, auf den sie berechnet waren. Dabei sind sie musikalisch Arbeiten von der höchsten Vollendung, voll von den seltensten Schönheiten und von einer erst religiösen heiligen Stimmung. Die berühmtesten sind die Motetten „Singet dem Herrn ein neues Lied“, „Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir“, „Jesu meine Freude“, „Ich will den Herrn loben“, „Komm, Jesu, komm.“ Sie werden von den jetzt in Blüthe stehenden Domchören fleißig studirt, gehören übrigens zu den weniger bekannten Werken Bachs.

Die Cantaten und Motetten sind gewissermaßen Vorstufen zu den Passionsmusiken, in denen der gewaltige Geist des großen Componisten sich in seinem ganzen Glanze zeigt. Er soll fünf Passionsmusiken geschrieben haben, von denen wir die großen zum Matthäus und die zum Johannes kennen; über die anderen sind die Notizen so dürftig, daß man an der Wahrheit der Behauptung, daß sie vorhanden gewesen seien, zweifeln möchte, denn die nach dem Lucas verfaßte, die man ihm zuschreibt, wird sehr stark angefochten. Von den beiden großen Passionen ist die nach dem Johannes wohl die ältere, die zum Matthäus 1729 aufgeführt und 1829 von Mendelssohn zu neuem Leben erweckt. Die Passionsmusiken bildeten, wie die Cantaten, einen Theil der Liturgie des lutherischen Gottesdienstes und wurden am Charfreitag in den Kirchen aufgeführt, in Leipzig abwechselnd in der Thomas- und der Nicolaikirche. Sie sollten das Leiden des Herrn zu dramatisch lebendiger Anschauung bringen und lassen die handelnden Personen, die Chöre und die ideale Gemeinde unter Verwendung von Chorälen auftreten. Bach fand diese Form vor und hatte sie zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Man pflegte die Passion zu theilen, so daß die erste Hälfte vor, die zweite nach der Charfreitagspredigt ausgeführt wurde. Uebrigens sind beide Bach'sche Passionen seit der rettenden That Mendelsohns unserer Zeit so bekannt geworden, daß wir hier nicht näher auf dieselben eingehen. Man hat sie oft mit einander verglichen, hat die zum Johannes die einfache, die zum Matthäus die reichere genannt; solche Vergleichungen sind ziemlich müßig, doch mögen diejenigen im Rechte sein, welche meinen, daß Bach bei der Johannispassion noch nicht die Höhe und die große Macht über alle Mittel erlangt habe, die bei der Matthäuspassion bewundert wird.

Fünf Jahre nach der Matthäuspassion, also 1734, entstand das Weihnachts-Oratorium, ähnlich wie jene in dem großen Stil geschrieben, der sich in der Mitte zwischen dem lyrischen und dramatischen hält. Nachdem Bach das Leiden Jesu dargestellt, wollte er die Geburt des Heilandes in ähnlicher Weise verherrlichen. Der Grundtext ist den Bibelworten bei Lucas und Matthäus entlehnt, in die Cantatenform gebracht und mit Chören, Arien und Chorälen ausgestattet. Es zerfällt in sechs Abtheilungen, von denen drei für die Weihnachtsfeiertage, der vierte für Neujahr, der fünfte und sechste für die beiden folgenden Sonntage bestimmt waren. Bach hat hier und da in dies Oratorium einige seiner schon vorhandenen Musikstücke eingeflochten. Es entwickelt eine tiefe und edle Fülle evangelischer Gesinnung und bewegt sich in einer gottesdienstlichen Stimmung, welche darauf hinweis't, wie sehr der große Meister seine Kunstschöpfungen aus dem Wesen seiner Kirche heraus und für sie geschrieben hat; es verräth wie die Passionen Bachs Neigung zum Großartigen, dem Unfaßbaren sich Annähernden. Gleich der einleitende Satz entfaltet im reichsten Schwunge mit hellen Jubelklängen die christliche Festfreude, die sich in gleicher Weise im ersten Chor ausspricht, worauf in großartiger Einfachheit im Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ der Engel des Todes sich über die Wiege des Heilandes beugt, wozu dann wieder das Luthersche Lied „Gelobet seist du Jesu Christ“ einen wirksamen Gegensatz bildet. So geht es in reicher Abwechselung weiter, wobei es allerdings an solchen Sätzen nicht fehlt, die nunmehr als veraltet zu bezeichnen sind, doch reißt uns immer wieder des Meisters mächtiger Geist mit sich fort, bis er im Schlußgesange großartig unter rauschenden Jubelklängen den Sieg des Christenthums über Tod und Hölle feiert; dieser Gesang, ein großer symphonischer Schlußchoral, ist abermals gebaut auf das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“, das zu Anfang als Klagegesang auftritt.

Um dieselbe Zeit, da das Weihnachts-Oratorium entstand, arbeitete Bach an seiner großen Messe in H moll, der sogenannten katholischen hohen Messe. Wann sie vollendet ist, läßt sich nicht mehr angeben; die beiden ersten Sätze waren schon 1733 dem Kurfürsten von Sachsen eingereicht worden. Marx nennt dies Riesenwerk „einen kostbaren Adelsbrief für deutschen Geist und deutsche Tonkunst, allen übrigen Nationen bisher unerreichbar“. Es enthält 25 Nummern und hat eine solche Ausdehnung, daß es bei seiner drei Stunden in Anspruch nehmenden Zeitdauer sich dem kirchlichen Gebrauch bei dem katholischen Gottesdienst so gut wie verschließt; auch im Uebrigen fordert die Messe bei der großen und breiten Behandlung der einzelnen Sätze ein so völliges Sichvertiefen des Zuhörers in die Gedanken des Componisten, daß sie eben als ein großes Gesangswerk, nicht als eine katholische Messe aufzufassen ist. Sie ward unter Bachs Händen zu einem wundervollen Tonbilde, welches die christlich religiösen Ideen ohne irgend welchen confessionellen Typus in großartigster Auffassung des allgemein kirchlichen Inhalts der Religion, die sich dem Idealen in seiner höchsten Bedeutung zuwendet, meisterhaft darstellt. Nachdem Bach im Kyrie das Bewußtsein der Schuld in schmerzlichen, ergreifenden Klängen, dann die demüthige Bitte um Erbarmen, endlich die Erkenntniß der Sünde in ernst klagender Declamation als vierstimmige Fuge in edler ruhiger Größe dargelegt hat, schildert er im Gloria den Herrn in der ewigen Verklärung, von den Engeln Gottes umgeben, wobei die rhythmische Pracht einer feurigen Melodie einen lebhaften Contrast bildet gegen die ernste Tragik der ersten Abtheilung, um dann weiter bald in weicheren Solosätzen, bald in pompösen Chören den Herrn zu preisen; diese Abtheilung schließt mit einem mächtig tönenden Lobgesange, der in gewaltigen und erhabenen Klängen sich aufschwingt. Und doch hat er die Größe dieser beiden ersten Sätze noch überboten durch die folgenden, welche später componirt sind. Im Credo schildert ein fünfstimmig fugirter Satz in der ehrwürdigen Melodie eines der alten Gregorianischen Kirchengesänge die unerschütterliche Glaubensfestigkeit, welche die Kirche von ihren Gliedern fordert, in wundervoller Klarheit und Vollendung. Später legt das berühmte „Et incarnatus est“ die volle Größe der empfindenden und darstellenden Größe Bachs dar; unter allem Großen und Erhabenen, das er uns hinterlassen, mag dieser Satz wie auch das folgende Crucifixus einen der ersten Ränge einnehmen; in jenem verschlingen sich die Singstimmen und die Violinen zu wunderbaren Harmonieen, in diesem ist der Ton der Trauer ergreifend getroffen. Mächtig schildert dann das Resurrex mit jubelnden Klängen und in den reichsten Tongewinden als fünfstimmiger Jubelchor die Freude der erlösten Menschheit am Auferstehungsfeste, den Sieg des göttlichen Opfers über Tod und Hölle; hier ist lauter helle,

klare, durchsichtige Freude im Triumphgewande. Auch die übrigen Nummern des Credo, des Offertorium und des Canon, besonders das Sanctus und das als Arie behandelte Agnus dei, sind in großem Stile behandelt, während einige andere sich nicht so leicht dem allgemeinen Verständniß erschließen. Nicht bloß um dieser vereinzelten Sätze willen steht selbst noch heute Mancher der großen Messe mehr mit scheuer Ehrfurcht als mit herzlicher Bewunderung gegenüber; ihre Formen sind so gigantisch, daß man nur bei näherer Bekanntschaft die künstlerisch vollendete Benutzung aller Mittel, die Größe und Klarheit der Ideen in ihrer ganzen Schönheit genießt.

Wir haben die Passionsmusiken, das Weihnachts-Oratorium, die Messe in H moll etwas näher betrachtet, würden aber die Schranken, welche einem unterhaltenden Blatte; das sich nur gelegentlich mit Musik beschäftigt, gesteckt sind, überschreiten, wollten wir die anderen Werke Bachs für Gesang, Orgel oder Clavier gleichfalls eingehend besprechen. Jedoch ein näheres Wort über das Magnificat sei gestattet, da dasselbe gerade in den letzten Jahren, besonders durch die Bemühungen von Robert Franz in Halle, allgemeiner bekannt zu werden begonnen hat. Wann das Magnificat in D dur entstanden ist, läßt sich wieder nicht angeben; jedenfalls in der Periode der vollendetsten Reife Bachs. Es behandelt die Worte der Jungfrau zur heiligen Elisabeth (Lucas, 1, 45 — 55), welche beginnen „meine Seele erhebet (magnificat) den Herrn“, und besteht aus zwölf Nummern, nämlich fünf fünfstimmigen Chören, fünf Arien, einem Duett und einem Terzett. Die alten italienischen Meister schon haben die Worte der heiligen Jungfrau oft in Musik gefaßt, Bach dieselben in höherer, umfassenderer Weise, über ihre besondere Bedeutung weit hinausgreifend, in ihrer Größe und Allgemeinheit; in dem wunderbaren Reichthum des göttlichen Gedankens erfaßt und mit der ihm eigenen symbolischen Weise großartig gestaltet. Es ist gleichsam nicht die gebenedeite Jungfrau, die zu uns redet, sondern die Offenbarung des Christenthums in seiner höchsten Vollendung und Reinheit, der Lobgesang, den die Bekenner der christlichen Kirche dem höchsten Gott als ein Opfer ihrer dankerfüllten Herzen darbringen. Die Composition tritt in ihrer Auffassung, in dem Ernst und der Größe ihres Stils und in der Eigenthümlichkeit ihrer ganzen Gestaltung als ein Werk höchsten Ranges der katholischen hohen Messe an die Seite, ist aber eine echt protestantische Kirchenmusik und im edelsten Sinne derselben aufgefaßt. Die hervorragendsten Nummern sind der reich figurirte Eingangschor „meine Seele erhebet den Herrn“, der Chor „Alle Kindeskinder“, das Duett zwischen Tenor und Alt „und seine Barmherzigkeit“, der Chor „er übet Gewalt“, das Terzett „er denket der Gerechtigkeit“ und der Schlußchor „Ehre dem Vater“. Für welchen besondern kirchlichen Festtag das Magnificat bestimmt gewesen sei, vermag man nicht zu sagen; wahrscheinlich für das Fest der Heimsuchung. — Was wir noch sagen möchten und eigentlich auch sagen müßten über Bach's weltliche Cantaten, seine zahlreichen Werke für Orgel, Clavier und andere Instrumente, das unterdrücken wir, um uns seinen Lebensverhältnissen zuzuwenden.

Also er hatte im Jahre 1723 das Cantorat angetreten und einer Riesenarbeit sich zu widmen begonnen, die ihn 27 Jahre lang beschäftigt hat. Er lebte in Leipzig ziemlich vereinsamt; denn für die Größe seines Geistes hatten Wenige Verständniß, am Wenigsten seine Vorgesetzten, und er war viel zu stolz, zu ihnen herabzusteigen und sich ihre wohlwollende Freundschaft zu erwerben. Es ging daher nicht ohne Streit ab, den er mit vornehmem Starrsinn durchfocht. Nach Dresden ging er bisweilen, um sich öffentlich hören zu lassen, seinen Sohn zu sehen, der dort Organist war, und die Oper zu besuchen, denn er mochte die „italienischen Liederchen“ ganz gern hören. Bei Hofe schätzte man ihn und verlieh ihm manche Auszeichnung; als 1727 der König-Kurfürst Leipzig besuchte, componirte er eine Festmusik, die aber verloren gegangen ist. Sonst verließ Bach gelegentlich seine neue Heimath, um irgendwo eine Orgel zu beurtheilen, denn überall wo es Kenner dieses Instrumentes gab und ein neues angeschafft werden sollte, galt er als erste Autorität. Daheim erzog er neben seinen Thomanern eine ganze Reihe von Schülern und soll als Lehrer bewundernswürdig gewesen sein; der Verfasser der Biographie hat mit großem Fleiß alles dahin Einschlagende zusammengestellt, es nimmt sich aber kahl aus, wenn man es auszüglich beleuchtet. Unter seinen Schülern stehen obenan seine beiden berühmten Söhne Friedemann und Emanuel, ferner Homilius, Dales, Kirnberger, um nur die bedeutendsten zu nennen. Er nahm nur wirkliche Talente; war dann aber in ihrer Ausbildung unermüdlich, und sie haben ihm das mit herzlicher Liebe gedankt. Faßt man diese Thätigkeit zusammen mit der täglichen Amtspflicht und der Composition von Hunderten von großen und kleinen Werken, so staunt man über die Arbeitskraft des Mannes. Und wie klein war oft das Contingent von Kräften, mit denen er seine großen Compositionen aufführte! Er erreichte selten mehr als vier Personen für jede Gesangstimme; und welche gewaltigen Anforderungen stellte er an die Solisten, an die Chorsänger, an die Instrumentalisten, die zum größesten Theil Künstler ersten Ranges gewesen sein müssen! — Wie er unter diesen seinen Untergebenen, deren Zahl vermehrt zu sehen er sich vergebens bemühte, sich bewegt, wie er zu Hause und in größeren Kreisen gelebt, davon wissen wir leider sehr wenig, und auch das, was sein Biograph mit größestem Fleiße zusammengesucht hat, ist noch höchst dürftig. Im Jahre 1735 hatte er die Freude, seinem Sohne Johann Gottfried Bernhard die Organistenstelle an der Marienkirche in Mühlhausen zu verschaffen, ein Jahr später wurde er „königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Hofcompositeur“. Für solche Dinge soll er nicht unempfindlich gewesen sein; es gewährte ihm vielleicht einige Genugthuung, daß er den Philistern in Leipzig, die ihm häufig am Zeuge flickten, beweisen konnte, daß man ihn anderswo besser zu schätzen wußte. Jene Ernennung, der eine ähnliche von Weißenfels vorausgegangen war, führte ihn nach Dresden, wo er mit großem Erfolg ein Orgelconcert gab.

Was die Persönlichkeit Bachs anbetrifft, so erscheint er uns als ein anspruchsloser Mann von streng sittlichem Charakter. Als Freund von seinen Freunden hoch geschätzt, war er zugleich als Haupt einer zahlreichen Familie, für deren Unterhalt, Erziehung und Ausbildung er mit Liebe und Aufopferung zu sorgen wußte, ein Mann der höchsten Achtung werth. Wie wenig auch über das innere Leben seines Hauses und seiner Familie auf uns gekommen sein mag, daß Gattin, Kinder und Schüler mit treuer Liebe an ihm gehangen haben, daß einem Jeden sein Umgang angenehm, daß sein Haus Künstlern und Kunstfreunden in gastfreier Weise offen, kurz, daß er ein Mann war, der auch außerhalb seiner Kunst Interesse, Antheil und Freundschaft zu erwecken vermochte. Er hatte sich durch eisernen Fleiß von kleinen Anfängen emporgeschwungen und sich durch seine Kunst und die Macht seiner Ideen jene Stellung erworben, welche ihm die Bezeichnung des großen, des weltberühmten Bach, des Fürsten der Orgel- und Clavierspieler verschafft hat. Seine „Redlichkeit gegen Gott und seinen Nächsten“ wurde von Jedermann anerkannt; nur der Rath von Leipzig, der ihn wie einen untergeordneten Beamten ansah und behandelte, dem er selbst aber auch manche Pille zu verschlucken gab, hat ihm ohne Verständniß für seinen Genius gegenübergestanden. Bach war voll von Bescheidenheit in Bezug auf sich selbst und von dem lebhaftesten Interesse für die Werke

anderer Componisten erfüllt, gegen fremde Tonkünstler und Virtuosen, die ihn aufsuchten, voll Freundlichkeit. Er spielte gern und viel Clavier, auch vor Anderen, zeigte dann seine glänzende Fertigkeit im Contrapunkt und liebte es im Quartett am Bratschenpult zu sitzen, um im Mittelpunkt der Harmonie zu sein. Er ist selbst der Erfinder zweier Instrumente, des Lauten-Clavicymbels, eines flügelartigen, mit Darmseiten bezogenen Claviers, und der Viola pomposa, eines Geigeninstruments mit fünf Saiten, welches eine Zeitlang im Gebrauch blieb.

Der letzte Sonnenblick der Freude, der dem alternden Bach vergönnt gewesen ist, war eine Reise, die er in dem Jahre 1747 gemacht hat und die einen der Glanzpunkte seines Lebens bildet. Sein Sohn Karl Philipp Emanuel Bach stand seit 1740 in den Diensten Friedrichs des Großen, bei dem er als Cembalist in den Hofconcerten das Clavier zu spielen hatte. Dem Könige, der ja selbst in der Musik etwas bedeutete, war natürlich Johann Sebastian Bach bekannt geworden, und er hatte gegen den Sohn oft den Wunsch geäußert, den Vater kennen zu lernen, endlich ganz bestimmt gefragt, weßhalb denn der alte Cantor nicht nach Potsdam komme. Der Sohn schrieb dem Vater, daß er nun nicht ausweichen könne, und so machte sich Johann Sebastian im Mai 1747 mit seinem Sohne Friedemann nach Potsdam auf, um sich dem damals 35 Jahre zählenden Könige vorzustellen. Als Friedrich eines Abends in seinem regelmäßigen Concerte gerade seine Flöte zurechtlegte, ward ihm durch einen Offizier der Rapport über die angekommenen Fremden überreicht. Er sah hinein, drehte sich mit einer Art von Unruhe zu den versammelten Musikern um und rief, indem er die Flöte bei Seite legte: »Meine Herren, der alte Bach ist gekommen.« Bach wurde sogleich auf das Schloß geladen und konnte nicht einmal seine Reisekleidung ablegen und den schwarzen Staatsrock anziehen. Mit vielen Entschuldigungen erschien er vor Friedrich, der ihn mit ausgesuchter Zuvorkommenheit aufnahm und den über die Verlegenheit und Complimente des alten Mannes lächelnden Hofherren einen verweisenden Blick zuwarf. Er führte ihn nun in allen Zimmern umher und ersuchte ihn, die Silbermannschen Pianoforte's, deren der König sieben besaß, zu probiren. Das geschah, worauf Bach den Monarchen bat, ihm ein Fugenthema zu geben, das er in freier Phantasie ausführen wolle. Das geschah, und Bach entwickelte das Thema in der gelehrtesten und interessantesten Weise, führte dann noch ein zweites mit sechs obligaten Stimmen zum Staunen der Anwesenden in der vollendetsten Weise aus. Der König stand hinter ihm am Clavier und rief mehrmals in höchster Verwunderung aus: »Nur ein Bach! Nur ein Bach!« An den folgenden Tagen führte er ihn zu den Orgeln in Potsdam, um ihn auch da zu bewundern, scheint auch Aehnliches in Berlin gethan zu haben. Die Spenersche Zeitung vom 11. Mai 1747 berichtet über diesen Besuch Bachs beim Könige, der sich die sechsstimmige Fuge von ihm ausarbeiten ließ. Der alte Cantor kehrte höchst erfreut nach Leipzig zurück.

Damals konnte Bach mit Befriedigung auf sein Leben zurückblicken. Er hatte manchen Schmerz, manche Sorge gehabt, manchem Sturm getrotzt, aber auch viele Freuden genossen, wenigstens in nächster Nähe. Noch widerstand sein starker Geist, sein noch stärkerer Körper dem Alter, das an der Schwelle seines Hauses zu lauern begann, und sein Interesse für alles, was ihn umgab, vor allem aber für seine Kunst, hatte in nichts abgenommen. Er stand wie ein Patriarch an der Spitze seiner Familie, die in der Cantorwohnung still lebte. An dem geistigen Leben des Hauses nahm nur ein Sohn keinen Antheil, David, der blödsinnig war und nur für die Musik ein wenig zugänglich. Die älteren seiner Söhne waren schon Meister von Rang, sie standen, wie auch sein treues Weib, ihm bei der Ueberarbeitung und Ausschreibung seiner zahlreichen Werke kräftig bei. Friedemann war damals in Halle, Emanuel in Potsdam, Bernhard, der Mühlhauser Organist, war gestorben, Johann Christof Friedrich (der Bückeburger) und Johann Christian der englische Bach) noch seine Schüler. Alle übrigen Söhne (im Ganzen hat er deren nicht weniger als fünfzehn gehabt) waren gestorben, von sechs Töchtern waren damals noch drei am Leben.

Um das Jahr 1749 begann Bachs starker Körper unter dem Uebermaß der Anstrengungen, die er sich von frühester Jugend an zugemuthet hatte, zusammenzubrechen. Seine Augen, von denen er Unerhörtes in unzähligen Nächten gefordert hatte, begannen den Dienst zu versagen; er hatte fast alle seine Werke selbst niedergeschrieben, theils in Kupfer gestochen, unzählige fremde Compositionen copirt. Die Schwäche seiner Augen stieg und wurde immer schmerzhafter; er ließ sich von einem aus England gekommenen Arzte von großem Ruf zweimal operiren, aber ohne Erfolg. Er verlor den Gebrauch des Gesichtes gänzlich, und die nebenbei gebrauchten Arzneien erschütteten seine sonst feste Gesundheit so sehr, daß er sechs Monate sein Haus nicht verlassen konnte; um etwas später erblindete auch Händel. Immer aber arbeitete sein Geist noch weiter, er dictirte seinem Schwiegersohn in den letzten Tagen noch den Choral »Wenn wir in höchsten Nöthen« im vierstimmigen Satz; das war sein letztes Werk, eine Arbeit von ergreifendem, tief frommen Ausdruck. Eines Morgens fühlte er sich leichter und glaubte sehen zu können, aber es war das letzte Aufglühen der verglimmenden Flamme. Wenige Stunden später traf ihn der Schlag, und ein hinzutretendes hitziges Fieber führte am Abend des 28. Juli 1750 seinen Tod herbei; er schlummerte sanft ein. Es scheint, daß man den großen Mann still eingescharrt hat, denn wir haben nicht eine einzige Notiz, daß die Lehrer und Schüler der Thomasschule, daß die kunstverständigen Leute in Leipzig ihm die letzte Ehre erwiesen hätten. Er ist begraben auf dem Johanniskirchhof in Leipzig, aber man weiß die Stätte nicht. Der Magistrat vergab mit unanständiger Eile sein Amt und bewilligte der Wittwe eine armselige Unterstützung.

Gedichte.

Von Alice Salzbrunn.

Ein Weihnachtsgruß an Freiligrath.

Und du fahrwohl mein Dichter,
Du Mann, so jugendgrün,
Und mag dir immer lichter
Das Herz in Liedern blühn!
Emanuel Geibel.

Alljährlich las beim Weihnachtsmahl
Festlieder ich, die trauten,
Und bei der Kerzen hellem Strahl
Sang ich die mich erbauten.
Dein Lied auch ist mir treu bewußt, *)
Dein Abschiedslied am Baume,
Das Lied von deiner Kindlein Lust
Zog mich zum fernen Raume.

In jeder Ferne strahlt das Fest
Und deutsche Lieder tönen,
Als heimathlicher Liebe Rest,
Die Feier zu verschönen.
Ein Myrthenbaum blüh' hold empor,
Ein Schmuck von rothen Rosen;
Ja, deiner lieben Kinder Flor
Wird Lebensmai umkosen.

*) »Ein Weihnachtslied für meine Kinder« von Freiligrath.

Und bist du nicht mehr jugendgrün,
Mein Dichter, voller Sorgen?
O laß im Weihnachtsliede blühn
Dein Herz am heil'gen Morgen!
Der stille Wunsch soll Mahnung sein
An Herzen, nicht erkaltet,
An Liebe, die für immer dein,
An Huld, die ewig waltet!

Das zehnjährige Töchterlein.
Sonett.

Helljubelnd springt durch helle, warme Zimmer
Goldlockig, weißgekleidet eure Kleine,
Sie freut sich an der Gaben buntem Scheine
Und ordnet Kleider, Spiel und Glanzgeflimmer.

Früh zeigt ihr schon der wahren Freude Schimmer
Die treue Mutter, und zur That voll Reine
Zieht sie das Kind im seligen Vereine;
Sie lindert Armnth und manch' Nothgewimmer.

Zum ersten Mal als Weihnachtsengel eilen
Darf heut Marie zu niedren, dunklen Räumen
Und Licht und Wonne froh und reich vertheilen.

Dies läßt das Mägdlein Gottesliebe träumen,
Drum seht ihr sie so vielgeschäftig weilen;
Die Glorie mag ihre Pfade säumen.

---

* Neue Hansische Geschichts-, Cultur- und Charakterbilder.

Von Heinrich Asmus.

I. Die Vitalienbrüder.

Seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hatte die Hansa, diese hundertköpfige Gewalthaberin der Ostsee, die Welt an den Gedanken gewöhnt, wer eigentlich im Norden herrsche und in wessen Hand die Kraft der Entscheidung liege: sie hatte sich Unabhängigkeit und Selbständigkeit mit blanker Waffe erkämpft, einen bedeutenden Einfluß über das nordöstliche Europa gewonnen und sich zum Herrscher des baltischen Meeres gemacht. Nichts war nur natürlicher, als daß sie auch dahin strebte, sich diese Macht zu sichern und alles anstrengte, die Vereinigung der drei großen nordischen Reiche zu vereiteln. Diese gefürchtete Vereinigung geschah zwar dennoch, aber Margaretha, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, hatte für's erste genug zu thun, ihre Macht zu sichern, als daß sie feindlich gegen die Hansa auftreten konnte.

Jedoch hielt sie noch immer den abgesetzten und gefangen genommenen König von Schweden, Albrecht und seinen Sohn Erich, in Haft. Dafür schwuren die Städte Wismar und Rostock blutige Rache zu nehmen und ihren gefangenen Stammfürsten aus schmählicher Haft gewaltsam zu befreien. Sie rüsteten Schiffe aus und machten Jagd auf alles, was die Farbe der Königin trug. Von hier datirt die Geschichte der Vitalienbrüder *). Bald schlossen sich ihnen Andere an, durchpflügten die Ostsee nach allen Richtungen und verbreiteten Angst und Schrecken.

Lübeck, und überhaupt die ganze Hansa, begleitete anfänglich diese Kaperzüge gegen den nordischen Koloß mit zustimmenden Blicken; als aber die Macht der Piraten lawinenartig zunahm, wurde die Hansa inne, welchen Nachtheil sie für ihren Handel durch die Begünstigung der Gleichbeuter hervorgerufen. Es liefen Klagen über Klagen ein über die Gewaltthätigkeit der Vitalianer Diese aber kehrten sich nicht daran: Feuer und Blut bezeichneten ihre Raubzüge. Sie plünderten ganze Städte und brannten sie nieder, und machten zwischen Feindes- und befreundetem Gut durchaus keinen Unterschied — sie hielten jedes Schiff für eine gute Prise.

Unter dem Schein des rechtmäßigen Krieges eroberten sie Gothland, schlugen hier Lagerstätte auf, befestigten die Hauptstadt und stellten von hier aus waghalsige Streifzüge gegen die Dänen an. Bald fiel auch Bergen in Norwegen in ihre Hände; sie zerstörten es mit Feuer und Schwert, und nahmen die Waaren deutscher Kaufleute gewaltsam an sich. Dann drangen sie in Schonen weiter vor, plünderten die Städte und brannten sie nieder.

So vom Glücke überall begünstigt und jedem Widerstande trotzend, mußte gar bald der Augenblick eintreten, der längst gefürchtet: die Vitalienbrüder maßten sich die alleinige Herrschaft auf der Ostsee an. Nun bereuten die Hansen, diese Seeräubereien in ihren Anfängen geweckt und genährt zu haben, denn der hansische Handel litt gar sehr und es mußte endlich auf Abhülfe dieser Uebel gedacht werden. Es fand demnach auch in Lübeck eine Berathung statt, die aber genau genommen, in der Sache nicht das Geringste änderte: man drohte zwar die Städte Rostock und Wismar aus dem Bunde zu stoßen, wenn sie ferner den Uebergriffen der Vitalianer Vorschub leisteten — aber es blieb auch bei dieser Drohung.

Die Seeräuber dagegen wurden immer kecker, immer verwegener, so daß selbst England ernstlich bei der Hansa um Abhülfe dieses Räuberwesens nachsuchte. Anstatt daß man nun den Wegelagerern der See das Handwerk legte, glaubte man das Unwesen allein dadurch zu entfernen, wenn man zwischen der Königin Margarethe und dem noch immer in Haft sich befindenden Albrecht einen Frieden ermittelte, da die Vitalienbrüder alsdann nicht mehr den Schein eines rechtmäßigen Krieges vorschützen könnten. Dies Manövre lief aber sehr blutig ab und nun erst entschloß man sich zum offenen Kampfe.

Stralsund griff die Piraten auf hoher See an, schlug sie und nahm viele gefangen. Das war in Wahrheit für den Augenblick Alles, was vom Bunde geschah; Wismar begünstigte die Freibeuter und Stralsund bekämpfte sie. Daß diese Kämpfe aber so nicht fortdauern durften, sah man bald ein und entschloß sich einen Frieden zu ermitteln. Es wurde demnach eine hansische Gesandtschaft nach Schweden geschickt (1395), um mit der Semiramis des Nordens eine Unterhandlung anzuknüpfen, die auch nicht gänzlich resultatlos blieb. Albrecht und sein Sohn wurden auf drei Jahre in Freiheit gesetzt und, während der Zeit sollte das zu zahlende Lösegeld näher bestimmt werden; komme aber ein derartiger Vertrag nicht zu Stande, so sollten die wortführenden Hansestädte dafür haften, daß Vater und Sohn sich wieder zur Haft stellten, oder die Summe von 60,000 Mark Silber zahlen.

Am 26. September 1395 wurden Albrecht und Erich in Freiheit gesetzt; als aber die drei Jahre um waren und der Exkönig die genannte Summe nicht zahlen konnte, aber auch keine Neigung in sich fühlte, in die Haft zurückzukehren, ließen die wortführenden Städte, sieben an der Zahl, ohne viel Federlesen die Stadt Stockholm, welche sie im Besitz hatten, Margarethen überliefern. Wahrscheinlich hat die hansischen Städte zu diesem Schritt allein ihr Handelsinteresse bewogen, da sie wohl einsehen mochten, daß es rathsam sei, mit der Königin dreier Reiche in gutem Einverständniß zu stehen.

*) Der Vorwand, den diese Freibeuter anfänglich für ihre Züge brauchten, das belagerte Stockholm mit Lebensmitteln oder Victualien zu versehen, gab ihnen frühzeitig diesen Namen; doch nannte man sie auch wegen der gleichmäßigen Vertheilung der gemachten Beute unter sich, Gleichbeuter oder „Liekendeeler."

Während dieser Zeit hatten die Vitalienbrüder ihr räuberisches Wesen keineswegs eingestellt, sondern ihre Raubzüge unausgesetzt fortgeführt, obgleich die Hansa alle Meerbusen der Ostsee befahren ließ, hier und dort die Freibeuter in die Flucht trieb, viele gefangen nahm und hinrichten ließ. Ja gerade durch diese Angriffe wurde ihr Muth gesteigert und sie wußten durch ihre Erfahrung im Seekriege ihre völlige Vernichtung immer zu vereiteln.

Nun aber endlich wollte die Hansa, im Verein mit Margarethen, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen führen; ehe derselbe jedoch ausbrach, nahm die Geschichte der Vitalianer unerwartet einen ganz andern Verlauf. Seit längerer Zeit hatten sie ihre Räubereien vorzugsweise an preußischen Schiffen ausgeübt, weshalb die preußischen Kaufleute mit einer Beschwerde bei dem deutschen Orden einkamen und dessen Hochmeister, Conrad von Jungingen, um Abhülfe ansprachen. Dieser bewehrte Schiffe und Mannschaften gegen die Piraten und schlug sie dergestalt auf's Haupt, daß sie die Ostsee gänzlich räumten und auf ihren Fahrzeugen in die Nordsee flüchteten, wo sie in Friesland eine vorzüglich gute Aufnahme fanden und die Friesen gemeinschaftlich mit den Flüchtlingen gegen die Niederländer kämpften.

Plötzlich und unerwartet griff das Raubwesen auf der See viel weiter um sich als je zuvor und zwar so, daß selbst Spaniens, Frankreichs und Englands Küsten nicht verschont blieben. Nun glaubte die Hansa den eben erwähnten Vernichtungskrieg gegen die Gleichbrüder reif. Zu dem Ende wurde in Lübeck (1398) ein Hansatag anberaumt, auf dem der Städtebund einstimmig beschloß, eine mächtige Kriegsflotte auszurüsten, wozu jede Stadt nach Vermögen beisteuern sollte. Lübeck stellte 2 Schiffe und 200 Mann, Hamburg 1 Schiff und 50 Mann, Greifswald, Stralsund und Stettin zusammen 2 Schiffe und 200 Mann, die livländischen Städte stellten 1 Schiff und 100 Mann, Danzig, Thorn, Elbing und Königberg zusammen 2 Schiffe und 200 Mann. Auch die Königin Margaretha und der Hochmeister des deutschen Ordens wurden aufgefordert, sich an dem Kampfe wider die Seeräuber zu betheiligen und an mehrere friesische Häuptlinge Schreiben erlassen, worin man sie ernstlich ermahnte, jegliche Gemeinschaft mit den Vitaliern aufzugeben.

Aber dennoch verschleppte sich der Kampf abermals! Ein Jahr später kam man wiederum zusammen, um den Kampf — wiederum auszusetzen. Den Piraten kam diese Laßheit sehr erwünscht; sie gab ihnen ja Zeit zu ihrer Stärkung. So nahete sich das 14. Jahrhundert seinem Ende. Dem ersten Jahre des 15. Jahrhunderts war es vorbehalten, die hansische Flotte auslaufen zu sehen, um auf die Recken der See Jagd zu machen. Bald standen beide Flotten sich gegenüber; bei der Oster-Ems kam es zur Schlacht. Der Kampf war hartnäckig hier wie dort, doch neigte sich endlich der Sieg auf die Seite der Hansen, was nicht die See und das Schwert fraß, wurde gefangen genommen. Das Unternehmen schien also glänzend auszufallen — aber es schien nur so.

Kaum hatten die hansischen wieder ihre Häfen erreicht, so begannen die Räubereien auf's Neue und schlugen namentlich dem hamburgischen Handel dadurch empfindliche Wunden, daß die Piraten unweit Helgoland mehrere hamburgische Schiffe kaperten. Nun rüsteten die Hamburger nochmals Schiffe aus, griffen die Räuber auf offener See kecklich an, besiegten sie, tödteten 40 und machten 70 Gefangene, die ein gleiches Schicksal hatten, indem man ihre Köpfe auf Stangen an den Ufern der Elbe steckte. *) In diesem Kampfe zeichneten sich ganz besonders die Piratenhäuptlinge Klaus Störtebeker, Wichmann, Gottfried Michael, gewöhnlicher Gödke Michel genannt, und ein gewisser Wichbold aus. Sie kämpften wie angeschossene Eber. Von dem Ersteren wird noch manche Sage erzählt, unter anderen auch die, daß er auf seinem Schiffe einen Mast von Gold, einen von Silber und einen von Kupfer gehabt haben soll; auch soll er im Besitz eines ungewöhnlich großen silbernen Bechers gewesen sein, den nur er und einer seiner Genossen, der Junker Sissinga von Gröningen, zu leeren fähig gewesen. Dieser Becher hatte folgende Inschrift:

„Ick Jonker Sissinga
Von Groninga
Dront daes Hensa
In een Flensa
Door myn Kraga
In myn maga."

Aber viele der Räuber waren entkommen und als diese sich gesammelt, trieben sie ihr freies Handwerk auf eigene Faust kecklich weiter, griffen friedliche Schiffe an, besiegten und plünderten sie. Man verfuhr nun zwar strenger denn je gegen sie, konnte es aber nicht verhindern, daß sie plötzlich, einer hundertköpfigen Hyder gleich, verstärkt an einem andern Orte auftauchten, wenn sie an einem Orte bekämpft waren. Für die Sicherstellung des Handels und der Schifffahrt war demnach wenig gewonnen. Hamburg und Lübeck ließen es sich zwar angelegen sein, einen Frieden zwischen den Friesen und Holländern zu ermitteln, aber mit vieler Mühe bewirkten sie nur einen Waffenstillstand und der Krieg gegen die Seeräuber ruhete einige Jahre. Dann aber traten die kecken Freibeuter wieder beunruhigend auf, rissen mit Gewalt Schiff und Ladung an sich und fügten durch diese Kapereien namentlich Hamburg und Bremen empfindliche Verlüste zu.

Ja, selbst die Ostsee ward abermals der Schauplatz ihrer Räubereien (1420) **). Wiederum lief eine hansische Flotte in See, um einen entscheidenden Schlag gegen die Piraten auszuführen; sie trafen die feindlichen Schiffe unweit der Insel Fehmarn. Man griff sie beherzt an und trieb sie so in die Enge, daß sie, ihre Schiffe im Stiche lassend, landeinwärts in der Flucht ihr Heil suchten. Die Hansen ergriffen jedoch mehrere, ließen 22 durch das Schwert hinrichten und nahmen den Anführer mit nach Lübeck, wo er ein gleiches Schicksal fand. Von nun ab wurde der Vertilgungskrieg nahe an 70 Jahre gleichmäßig fortgesetzt. Im Jahre 1471 aber rüstete Hamburg im Namen der Hansa 10 große und gut bemannte Schiffe aus, um gegen die Frevler an Recht und Gesetz zu kämpfen und die Ost- und Nordsee endlich von dem Raubgesindel rein zu machen; aber es gelang nur halb. Noch im Jahre 1488 wurden 74 gefangene Freibeuter hingerichtet — von da aber war die Macht der Vitalienbrüder gebrochen, wenn auch schon bis zu Ende des 15. Jahrhunderts einzelne sich hier und dort noch blicken ließen und ihr gefährliches Handwerk fortsetzten.

Eins bleibt aber auffällig in diesem Kriege, daß die Hansa während desselben die Vitalienbrüder zum Kampfe gegen Erich VII. von Dänemark wegen des von ihm geforderten Obernsund-Zolles zu Hülfe nahmen, wobei sich vor allen Barthel Woeth durch seine Plünderung der Stadt Bergen in Norwegen in den Jahren 1428 und 29 einen Namen machte **).

*) Den Sieg verdankten die Hamburger ganz besonders einem ihrer Schiffe, „die bunte Kuh" genannt, wie ein altes Volkslied sagt, das sich in Wolfs „Sammlung historischer Volkslieder 2c." S. 693 findet.

*) Es wird erzählt, daß die Bischöfe von Lund und Rothschild und viele Ritter und Adelige auf zwei Schiffen in See gingen und eine Menge Kleinodien („alle Chroniken lugen", sagt Reimarus Kock, „de Schatt sy sehr grott gewesen") für sich, ihre Frauen und Jungfrauen mit sich führend, um damit am dänischen Hofe zu prunken. Aber ihre Freude wurde vereitelt, indem die Vitalienbrüder sie beraubten.

**) Vergl. „Leben und Treiben in den Handelshöfen der Hansa" in Nr. 46 d. Bl. vom Jahre 1865.

Literatur und Kunst.

* Die Redaction des **Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft** hat Fr. Bodenstedt übernommen; der erste Jahrgang (Berlin, Georg Reimer) ist reich an schätzbaren Beiträgen. Professor Koberstein eröffnet den Reigen durch eine kurze und bündige Darstellung des allmäligen Bekanntwerdens Shakespeares in Deutschland bis zur Jubelfeier des Jahres 1864. Professor Delius beleuchtet mit kritischem Auge und eingehendster Sachkenntniß die verschiedenen Deutungen der Sonette Shakespeares und die Vorstellungen, welche sich danach in England wie in Deutschland über das Verhältniß dieser Gedichte zu des Dichters Persönlichkeit, Character und Lebensstellung gebildet haben. Professor Ulrici erörtert in gründlichster Weise das Verhältniß Christopher Marlowe's zu Shakespeare und schlichtet die alte Controverse über den angeblichen Antheil Marlowe's an den beiden alten Stücken, welche dem zweiten und dritten Theile Heinrichs VI. zu Grunde liegen, durch die überzeugende Beweisführung, daß kein Anderer als Shakespeare der Verfasser auch jener beiden alten Stücke sein könne. Professor Elze giebt uns durch seinen anziehenden Aufsatz „Hamlet in Frankreich“ zugleich die Geschichte des allmähligen Bekanntwerden Shakespeares in Frankreich und einen ergötzlichen Ueberblick verschiedener wunderlicher Urtheile französischer Kritiker über den großen Briten. Geh. Hofrath A. Schöll beleuchtet in seiner geistvollen Weise das Verhältniß Shakespeares zu Sophokles, der altenglischen zur attischen Bühne. Er zeigt, wie beide Dichter die problematische Form der Erhaltung ihrer Werke gemein haben, und Shakespeare, gleichwie Sophokles dadurch klassisch ist, daß er für jedes bildungskräftige Geschlecht der europäischen Menschheit einerseits eine unmittelbare, unwillkürlich begeisternde Macht, andererseits Gegenstand eines nothwendig immer noch emsig vermittelnden Studiums ist. Dr. Koester entwickelt in pikanten Randglossen zum Othello und Macbeth seine eigenthümlichen Ansichten über die vornehmsten Charactere seiner Stücke. Freiherr von Friesen bietet aus seinen eingehenden Studien über das altenglische Theater vergleichende Bemerkungen über ein paar Dramen, welche von Einigen Shakespeare zugeschrieben werden. Dr. Leo entrollt vor uns ein sehr anschauliches, von umfassender Belesenheit zeugendes Bild des heutigen Standes der englischen Textkritik, verbunden mit einer Characteristik ihrer vornehmsten Vertreter. Dr. Bernays bekämpft in seiner musterhaften Besprechung das nichts weniger als musterhaften Buches von Rio über Shakespeare die Scheingründe und Trugschlüsse, welche angeführt werden, um den Dichter zu einem heimlichen Katholiken und verbissenen Fanatiker zu machen. Professor Eckhardt giebt ein möglichst vollständiges Bild der Dingelstedtschen Bearbeitung des in Weimar aufgeführten Shakespeareschen Historien-Cyclus, mit Betrachtungen über den Werth dieser Dramen für die deutsche Bühne, sowie über die Shakespeare-Bearbeitungen im Allgemeinen. Dr. Köhler bietet ergänzende Bemerkungen zu Albert Cohns vortrefflichem Werke Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries und A. Cohn selbst hat eine Shakespeare-Bibliographie des letzten Jahres aufgestellt. Von dem Herausgeber finden wir einen Aufsatz über Chapman in seinem Verhältniß zu Shakespeare und eine Characteristik der Mrs. Siddons, der berühmten Darstellerin der Lady Macbeth.

— Eine Schrift eines jungen badischen Gelehrten, die ebenso durch die Schärfe der ihr zu Grunde liegenden Forschung als durch ihre glänzende und doch populäre Darstellung Epoche zu machen berufen ist, ist das Werk „der Apostel Paulus“ von A. **Hausrath**, Assessor im bad. Oberkirchenrath. Daß für die älteste Geschichte der christlichen Kirche der Apostel von Tarsus einer der Wendepunkte gewesen sei von welchen aus die junge Gemeinde das Ziel der Universalität weit rascher erreichte als nach menschlicher Voraussicht zu vermuthen war, diese Ueberzeugung ist weder Monopol noch Prioritätseigenthum des romantischen Verfassers des „Lebens Jesu“, der gerade jetzt seine Forschung über Paulus abgeschlossen hat. Viele ehrliche Deutsche sind ihm auf dieser Bahn vorangeeilt; vor einem Vierteljahrhundert schon der scharfsinnige Baur, in unsern Tagen Heinrich Lang, der gleichzeitig mit Rénan sich Paulus zum Gegenstand einer geistreichen Forschung genommen, u. A. Es wären diese Vorgänger vielleicht für manchen eine gefährliche Klippe gewesen, denn Eigenthümlichkeit und Unbefangenheit der Forschung sind gerade unter solchen Umständen schwer zu behaupten. Hausraths Werk ist eine völlig originelle, gleichsam von innen heraus gewachsene Forschung, die gerade um deßwillen um so ansprechender sein muß. Im allgemeinen stellt sich aus derselben die Zustimmung zu des Apostels Wort: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle!“ heraus, welche Lang als Einleitung zu seiner Abhandlung mit folgendem begründet: „Zu diesem stolzen Ausspruch über sich selbst war Paulus durch die Angriffe seiner Gegner genöthigt worden, aber die Nachwelt hat darin einstimmig den Ausdruck eines gerechten, der Wahrheit völlig angemessenen Selbstgefühls gesehen.“ Der Standpunkt der Untersuchung ist zunächst auf die Briefe des Apostels begründet; die Apostelgeschichte ist mit Ausnahme der sogenannten „Wir-“Abschnitte nur zur Vergleichung herbeigezogen, und mit dem Bewußtsein daß sie einen milden Schimmer über die Verhältnisse der ersten Lehrer des Evangeliums ausbreiten sollte, die in der Wirklichkeit viel dunklere Schatten zeigten. Ein anderes Hauptverdienst der Schrift ist, daß sie den Verfasser mitten in die Weltgeschichte stellt, und so die Verhältnisse seines Wirkens ohne Zwang und Deutelei auf dem einzig richtigen Weg deutet. Nach der Schilderung der Jugend des späteren Apostels und seiner Bekehrung vor Damaskus, bei welcher der Verfasser die Wahl zwischen natürlicher psychologischer Erklärung und Wunderannahme zu suspendiren räth, folgt die Betonung des nach der Damascener Reise sofort genommenen Aufenthalts in Arabien, und des auch in späteren Jahren von den Aposteln durchaus unabhängigen Wirkens für Jesu Lehre. Besonders treffend sind die Schilderungen der Aufnahme des Christenthums in Galatien, und der Versuche den Apostel von diesem Schauplatz seiner Thätigkeit abzudrängen, die Zeichnung der Christengemeinde im üppigen Korinth, vor allem aber der Zustände heilloser Verwirrung in Rom, in welcher das große Glaubenslicht körperlich erlosch wie das heilige Feuer des Tempels unter dem Schutte der Verwüstung Nebukadnezars. Es verdient die mit so vieler Liebe und treuer Forschung abgefaßte Schrift nicht nur die eingehende Beachtung biblisch-kritischer Gelehrsamkeit, sondern auch die wärmste Aufnahme gebildeter Laien, an welche sie ganz besonders gerichtet sich zeigt.

— Einem aus Marbach ergehenden Aufruf „an das deutsche Volk“ entnehmen wir folgendes: Die Wiegenstätte des großen Deutschen Schiller entbehrt noch immer eines Denkmals .... Marbach, die Geburtsstadt Schillers, ist zu klein um in der Aufstellung eines Denkmals Residenzen und größeren Städten folgen zu können. Wohl haben wir es an Anstrengungen nicht fehlen lassen mit Beihülfe der Theilnahme von außen dieses Ziel zu erreichen, wohl zählen wir eine Zeit des Ringens und Strebens von drei Jahrzehnten, wohl hat das Städtchen, wie nachgewiesen werden kann, schon bedeutende Opfer für diesen Zweck gebracht, wohl haben wir uns schon zweimal an das deutsche Volk gewendet, aber immer finden wir uns nicht in der Lage diese Pflicht der Pietät zu erfüllen. .... Es war im Jahr 1835 als von hier der erste Ruf an das deutsche Volk ausging, dem großen Todten ein Denkmal in seiner Geburtsstadt zu errichten. Es genügt zu bemerken daß wir vor der Residenz, die damals ein Denkmal errichtete, in den Hintergrund zu stehen kamen. Nachdem aber durch die Tausende von Schillerverehrern, die, besonders seit dem Geburtsjubiläum hieher kommen und ein Denkmal vermissen, auch theilweise glauben Marbach besitze ein solches schon längst, und das Anrecht an ein Denkmal feierlich aussprechen, diese Principienfrage jetzt höchstens nur noch eine Prioritätsfrage sein könnte und die Residenzstadt Schwabens ihren Zweck erreicht hat, so glauben wir mit vollem Vertrauen auf die Erfüllung unserer Hoffnungen, welche sich auf das natürlichere Recht der Geburtsstätte gründen, wenigstens in zweiter Linie blicken zu dürfen. Zur Aufnahme eines Denkmals wurde schon im erwähnten Jahr 1835 unsere so schön gelegene Schillerhöhe angelegt, welche Anlage auf dem öden und sterilen Terrain verlassener Steinbrüche, ihre Unterhaltung ꝛc. dem Städtchen bedeutende Opfer auferlegte. Mit dem zweiten Aufruf im Mai 1858, als dem Vorjahr des 100 jährigen Geburtsjubiläums, wurde mit dem Zweck des Denkmals die Erwerbung des Geburtshauses verbunden, um es profanen Zwecken zu entziehen und als Nationaleigenthum herzustellen. Von den eingegangenen Beiträgen, welche uns als höchst erfreulicher Beweis des Anklangs unserer Sache bei den Verehrern Schillers galten und uns nach den vorausgegangenen Erfahrungen mit dem wärmsten Dank erfüllten, blieb uns nach der Erwerbung und Restauration des Hauses jedoch nicht so viel um ein nur einigermaßen würdiges Denkmal herstellen lassen zu können. Von diesem übrig gebliebenen Betrag ist aber noch, was nicht unerwähnt zu lassen, ein namhafter Theil zu separiren und anzulegen behufs Unterhaltung des Hauses und der Schillerhöhe. Es wurde ferner im Jahre 1859 auf der letztern der Grundstein für ein Denkmal gelegt mit allgemeiner Zusage vieler Männer, deren Namen guten Klang haben, daß sie die Erreichung auch dieses Ziels unterstützen werden. Mögen sowohl einzelne Kräfte als vereinigte, möchten insbesondere die deutschen Theater — von denen einzelne der Bitte freundlichst entsprochen haben — mögen ferner weitere Institute und Gesellschaften, Museen, Liederkränze, Musikvereine unsere erneuerte vertrauensvolle Bitte erhören, und Gelegenheit zu Sammlungen geben um unser Städtchen, das der Aufgabe allein nicht gewachsen ist, in den Stand zu setzen diese Pflicht endlich erfüllen zu können. November 1865.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 26.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 2. Bremen, 14. Januar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Aus den tyroler Alpen.

Von W. Glander.

Das Vilsthal.

An der Nordwestgrenze Tyrols, schon jenseits der Grenze die der Lech zwischen dem bayerischen und schwäbischen Volksstamm zieht, wenn auch die Wogen des beweglicheren schwäbischen Stroms und Characters eine gute Strecke weit östlich über diese Grenze hinüberschlagen, keilt sich zwischen das Stromgebiet des Lech und der Iller das Hochthal der Vils ein. Sein Gebiet ist klein, obwohl die Vils der einzige bedeutende Zufluß ist, den der Lech innerhalb des Gebirges erhält, so klein, daß Du schon eine ziemlich specielle Karte zur Hand nehmen mußt, um den Namen Vils überhaupt nur zu finden; es ist aber in mehr als einer Beziehung interessant, einmal seines merkwürdigen Laufes halber, der sich trotz seiner kurzen Dauer nach fast allen Richtungen der Windrose wendet, dann seiner Vegetation und seiner abgeschlossenen hohen Lage halber, die fast an die hoch hinauf bewohnten Thäler der Centralalpen erinnert.

Bei der Bevölkerung findest Du, obwohl eine zum Theil von der Post befahrene Straße, die einzige fahrbare Verbindung zwischen Oberlach und Allgäu durch das Thal zieht, Naives und Urwüchsiges genug, um Dich auch in dieser Beziehung gegenüber andern an der großen Touristenstraße gelegenen tyroler Thälern angezogen zu fühlen.

Von den drei Straßen, welche ins Thal führen — die eine aus dem Allgäu über das Vorderjoch nach Schattwald, die zweite aus der Ebene über Pharnten nach Thannheim, die dritte am Lech aufwärts über Füssen und Reutte, dann über Paß Gacht nach Thannheim, wählen wir letztere, die weiteste, aber interessanteste weil sie uns schon unterwegs gar Manches bietet, für Deine Ungeduld vielleicht zu Vieles, so daß es Dir wohl nicht unlieb ist, wenn wir uns nächstens einmal im Lechthal, wenigstens in Reute, wieder treffen, auch dessen Umgebung näher kennen zu lernen.

Wo der Lech das Land Tyrol und kurz darauf das Gebirge verläßt, fortan die Grenze bildend zwischen Schwaben und Bayern, da liegt das freundliche Füssen, überragt von seiner alten wohlerhaltenen Burg, ein kleines Städtchen, trotzdem aber reich an historischen Erinnerungen, von den Römern an, von welchen man übrigens nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß sie hier, an der Straße von der oberen Donau nach Italien eine Etappe „fauces Alpium" hatten, und vom heiligen Magnus an, der 746 von St. Gallen herüber kam, das schwäbische Land zu bekehren und das Kloster Faucena zu gründen, und dessen Stab und Stola man noch heute in der Kirche der einstigen Benediktinerabtei St. Mary aufbewahrt, — bis zum Frieden von Füssen, der 1745 dem österreichischen Erbfolgekrieg ein Ende machte; dieser Friede soll, beiläufig gesagt, im Gasthofe zur Post abgeschlossen sein, hoffentlich und wie sich von Diplomaten erwarten läßt, war damals Küche und Keller besser bestellt als heute.

Füssen blühte einst als Station des Handels zwischen Venedig und Augsburg, Ulm und Nürnberg, man hat das hier nicht vergessen und träumt von der Wiederkehr einer solchen Zeit und zwischen hier und Kempten, oder Bienenhofen, ja der ganzen Straße durch Tyrol entlang bis ins Innthal ist es unmöglich ein paar Stunden im Wirthshaus zu sitzen, ohne daß das Gespräch auf die sehnlichst erwartete Eisenbahn kommt; in der That scheint diese unausbleiblich, wenn einmal die Brennerbahn eröffnet und damit der Verkehr zwischen Italien und Mittel-Europa auf seinen natürlichen Weg — die niedrigste Einsattelung der Alpen — zurückgeführt ist.

Sanguinische Gemüther nennen diesen Schienenweg der Zukunft „Adria-Rheinbahn;" der kürzeste Weg von Venedig nach Cöln den nur das Schienenglied Botzen-Innsbruck-Kempten, und wenn es wahr ist, daß der Brenner und die Schwierigkeiten des brüchigen Urgebirgs bis 1867 besiegt werden sollen, nur noch Innsbruck-Kempten fehlt; es versteht sich von selbst daß nebenbei eine Menge Meinungsverschiedenheiten und sich durchkreuzende Wünsche über die Richtung der Bahn vorhanden sind.

Wenn wir Füssen verlassen, unserem Ziele dem Vilsthale zuzuwandern, so müssen wir freilich Manches schöne und verlockende rechts und links liegen lassen, hier die reizende Waldeinsamkeit des kleinen Alatsees, dort den Calvarienberg, der als solcher wohl weit und breit seines Gleichen sucht, aber auch den

Touristen durch seine Aussicht auf fünf Seespiegel und ganze Reihen von Gebirgszügen anzieht, und endlich die stolze Königsburg Hohenschwangau mit ihren Seen und mit all dem Zauber der bewaldeten Voralpennatur.

Ob uns für das beiseiteliegenlassen, all dieser Herrlichkeiten der sogenannte Lechfall entschädigen kann, will ich dahingestellt sein lassen, er ist eigentlich nur eine Felsspalte, die der grünblaue Alpenstrom durchbraust, nachdem er sich etwas oberhalb über ein Wehr herabgestürzt hat, das die Wucht des Falls zwar wohl erhöht, aber vielleicht eben soviel wieder an der Wirkung des Ganzen verdirbt; denn das Nützlichkeitsprincip ist der Feind des Schönen und ein Wasserfall der wie unser Lechfall sich einen Theil seiner Kraft entziehen lassen und damit die Räder einer Fabrik treiben muß, der hat für uns wenig Interesse, denn wir gehören, ich hoffe es wenigstens, Leser, noch nicht zu denen, die in den Alpen Nichts mehr erblicken als einen Haufen unverwertheter Baumaterial und in den Strömen, Bächen und Wasserstürzen eine Menge nutzlos und zwecklos vergeudeter Wasserkräfte.

Lehrreich ist der Fall für uns insofern, als er unter den zahlreichen Thaldurchbrüchen, welche die der Donau zueilenden Ströme am Nordrande der Alpen sich durchgesägt haben, einer der engsten und deutlichsten ist; da der Fluß oberhalb ein sehr breites Bett hat, so bietet er hier gleichsam das Modell der Seebildung, und wer oberhalb des Falls links hinüber zum Schwansee geht, der den Marmorblock von Hohenschwangau bespült, dem möchte die Vermuthung nahe liegen, daß der Lech einst hier im Rücken des Calvarienbergs durchgeströmt ist wo er ungehindert die Ebene von Schwangau erreichen konnte; — den Rest dieses Durchflusses finden wir im Schwansee noch heute — erst als der Fluß das jetzt völlig trockene Thal mit seinem eigenen und vielleicht anderen von den Wänden des Schwarzenbergs abgespültem Geröll erfüllt hatte, mußte er den Durchbruch im Norden suchen, da wo uns heute sein Fall zu solchen Raisonnements veranlaßt.

Auch in anderer Beziehung ist der Lechfall merkwürdig: der heilige Magnus, der Bonifacius des Allgäu, hat einst den Sprung über die Kluft des Lechdurchbruches gewagt, wie die Sage berichtet, von reissenden Thieren verfolgt; — noch heute wird der St. Mangtritt bei einem wenige Schritte von der Straße entfernten eisernen Kreuz gezeigt, eine deutliche aber merkwürdig kleine Fußtapfe, die von jenem Sprung des Heidenbekehrers herrühren soll.

Interessanter und für manchen Touristen anziehender ist das was eine halbe Stunde weiter dicht an der Straße und dicht hinter dem schwarzgelben Schlagbaum liegt, — das „weiße Haus“, weniger bekannt, als sein Namensvetter jenseits des großen Oceans; während dort schlichter Bürgersinn, in der Schule des Lebens zum leuchtenden Vorbild für die gebildete Welt erhoben, den Ausdruck des Willens von Millionen, vollzieht, dient unser „weißes Haus“ bescheideneren Zwecken, — es ist eine behagliche aber harmlose Weinkneipe, wie sie dem Wanderer so oft und verführerisch gleich hinter dem Grenzpfahl des Kaiserstaats winken, oft verderblich für sein Weiterkommen.

Der Wirth vom weißen Haus ist ein Mann von feinerem Aussehen, als man es vom Besitzer eines Wirthshauses an der Heerstraße erwartet, — wen es gerade interessiren sollte, der kann hier Aufschlüsse über die Genesis mancher „Kunstwerke“ in der Maximilianstraße zu München bekommen.

Wir haben die österreichische Mauth passirt, unser Vorweis trägt den Stempel „K. K. Neben-Zollamt Prieswang“, bald stehen wir der Einmündung unseres Vilsthals in der Lech und dem tyrolischen Städtchen Vils gegenüber; jeder der von Füssen kommt, wird hier das Vilsthal für die Fortsetzung des Lechthals und Füssen für Piesweg halten, bis er um eine Felsecke biegend zu seiner Verwunderung den Lech von Osten aus einer neuen Stromenge daherbrausen sieht; der Fluß macht hier ein förmliches Knie, am Ende dieses Defilés das wohl deswegen Kniepaß heißt, ist die Straße ein Stück weit in Fels gesprengt, eine Tafel im Zopfstil erinnert an ihren Erbauer, Joseph II.

Bald schwingt sich jetzt die kühne Ulrichsbrücke in einem einzigen Bogen über den schäumenden Lech und am anderen Ufer steht ein Wegweiser, und zwar kein gewöhnlicher Holzpfahl der seine langweiligen Arme rechts und links hinausreckt, sondern ein kleines Kunstwerk, ein dreikantiger Obelisk, auf einem Dreieck von Steinplatten ruhend. Seine drei Kanten zeigen nach Füssen, wo wir herkommen, nach dem Städtchen Vils, das wir vorhin jenseits liegen sahen, und nach Reutte; wir wählen letzteren, denn er führt auf dem schönsten, freilich auch längsten Weg zu unserem Ziel, dem obersten Vilsthal; das untere Vilsthal das uns hier näher läge, betrachten wir uns später von der Zinne des Aggensteins, der schon lange und schon weit in der Ebene draußen sichtbar, an seiner Nordseite eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Säuling, dem Beherrscher der Hohenschwangauer Gebirge hat, der aber nicht nur der Kopf, sondern wie wir sehen werden, das Herz des Vilsthals ist.

Der Weg nach Reutte bietet zunächst wenig. Du magst am linken Ufer die eigentliche Poststraße oder die etwas nähere alte Straße am rechten Ufer des Lechs über den Kniepaß wählen, die meist durch Wald über niedrige das Thal durchsetzende Felsriegel auf und ab steigt; der Säuling allein macht den Weg interessant, er baut sich in kühnen Terrassen auf, die unteren begrast oder bewaldet, oben Krummholz und nackte Schrofen.

Bei Pflach strömt die Ache in den Lech, ein bedeutendes Wasser, der Abfluß der Planseen die ein paar Stunden von hier an der bayerischen Grenze liegen, ein Bild tiefsester Einsamkeit, fast ohne menschliche Wohnung, — nur Wasser, Felsen und Wald; ehe die Planseer Ache den Lech erreicht, muß sie, eine gute Stunde von hier den halsbrechenden Sprung über eine Felsterasse von fast 200 Fuß Höhe wagen, doch geschieht dies nicht in einem Satze, sondern in einer ganzen Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen, den Stuilenfällen, von dem die beiden größeren eine Höhe von 90 und 56 Fuß erreichen.

Die Thalweitung von Reutte, welche die Straße nun betritt, ist so bedeutend, daß selbst der von Füssen Herkommende zuerst glauben möchte, der Weg führe ihn aus dem Gebirge hinaus; erst wenn die Berge des oberen Lechthals in den Gesichtskreis treten, ahnst Du die Welt die hinter ihnen liegt. Du siehst in den Thalebenen von Reutte einen Ruhepunkt, ehe Du Dich an die mühselige aber doch — willst Du anders wirklich mehr sehen, als der gewöhnliche Postwagentourist — so nothwendige Aufgabe der eigentlichen Bergtouren gibst.

Und Reutte ist in doppelter Hinsicht ein hiezu geeigneter Ort, nicht nur daß seine nächste Umgebung, obwohl vielleicht an „Parthien“ ärmer als manch' anderes Thal, durch imposante Schönheit der Bergformen, durch interessante Gruppirung fesselt, auch in materieller Beziehung läßt Reutte Nichts zu wünschen übrig; die beiden Wirthshäuser Post und Krone gehören zu den gastlichen Stätten, deren der Wanderer stets gerne gedenkt, gemüthlicher städtisch-ländlicher Comfort, Rechnungen, die das vernünftige Maß nicht überschreiten, freundliche aufmerksame Bedienung, ebenso fern von gemacht-naiver Herzlichkeit à la Zillerthal, als von gespreiztem Wesen, das sind Eigenschaften die in Nordtyrol glücklicherweise noch nicht selten geworden sind.

Doch, Leser, wir müssen uns wahrhaftig in Acht nehmen,

daß es uns nicht geht wie schon so Manchem, der bei den Fleischtöpfen Reutte's Reiseplan und Alles vergessen und verträumt hat, nehmen wir uns schleunigst einen Platz in der Cariole wenigstens nach Weissenbach am Lech; es giebt kaum eine Einrichtung die für den Touristen bequemer und angenehmer ist als eine solche Cariolpost, ein offener Einspänner für zwei, zur Noth auch für drei Personen, nichts Angenehmeres auch für den Fußwanderer auf einer weniger belohnenden Strecke eine solche Fahrt einzuschalten. Auf präcise Abfahrt ist zwar kaum zu rechnen und schwerlich wirst Du einen Ort passiren, wo „unser Herrgott den Arm herausreckt", ohne daß die Cariole anhält und wenigstens ein Seidel getrunken wird.

Wir müssen freilich bei Reutte wieder Manches bei Seite lassen, doch findet sich wohl ein andermal Gelegenheit, die Stuilenfälle und die hochinteressante Ruine Ehrenberg zu besuchen, dafür sind wir rasch in Weissenbach wohin uns die Cariole in einer guten Stunde fast ebenen Weges bringt. Das Lechthal bietet hier wenig, es ist ziemlich eng, so daß manchmal der Lech mit seinem breiten Kniebett die ganze Thalsohle einnimmt, die Berge welche es bilden, sind zu hoch um das sehen zu lassen was hinter ihnen liegt und doch wieder zu unbedeutend, um an und für sich Interesse zu erregen.

In Weissenbach verlassen wir das Lechthal, das eigentlich hier Unterlechthal genannt wird, während es weiter oben bei Holzgau und Elbigenalp Oberlechthal, in seinem obersten Thalgebiet aber, das sich ins Vorarlbergische hineinstreckt, Thanberg heißt; das Oberlechthal besonders ist durch den Reichthum seiner Bewohner bekannt; wie eine Menge tyroler Thäler ihre eigenthümlichen Handelszweige haben — Stubai Stahl- und Messingwaaren, das Zillerthal Handschuhe, das Ahren- und Defereggenthal Teppiche und Leder, — so das Lechthal Schnittwaaren; von all' diesen Artikeln wird natürlich das Wenigste im betreffenden Thal selbst gemacht, es ist nur Zwischen- und Hausirhandel, den die Leute mit Geschick getrieben haben und zum Theil noch treiben, und damit oft ein nicht nur für ihre bescheidenen Verhältnisse bedeutendes Vermögen erworben haben; hört man doch im Lechthal von Leuten die, in's Thal zurückgekehrt, mit Summen von ein und mehrmal Hunderttausend Gulden, doch Lechthaler geblieben sind und denen man nur am Sonntag und in Senerie ihrer schmucken Häuser von ihrem Reichthum etwas ansieht.

Eine halbe Stunde seitwärts von Weissenbach entrauscht der Bach gleichen Namens den herrlichen Schluchten des Paß Gacht; seinem unmäßig breiten Geröllbett entlang, das von seiner Wuth nach Hochgewittern oder zur Zeit der Schneeschmelze erzählt, führt unsere Straße hinan, an einer der engsten Stellen einst durch ein Wachthaus gesperrt, das heute fast ganz zerfallen, nur noch mit tiefen Kellergewölben an seinen einstigen Zweck erinnert; auch der Thorbogen ist zerfallen — auf den Abbruch verkauft worden, das Schicksal so manchen historischen Denkmals in den Alpen, das spurlos von der Erde verschwunden ist.

Die Straße steigt scharf an, nicht lange, so ist der Weissenbach in Thurmtiefe unter uns und der Blick von der mit Geländer bewehrten Straße auf seine schäumenden Fälle ist fast schwindelnd; bei dem Weiler Raut, der aus ein paar Schneidmühlen besteht, wird es ebener und um eine Ecke biegend, liegt unerwartet ein großer Theil des obern Vilsthals vor Dir; das Dorf Klein-Nesselwang, oder mit einem Wort Nesselwängle mit seinem aus den Brand neu erstandenen Häusern, östlich davon, jetzt bald in Deinem Rücken die schöne Bergkette, welche jenseits in's Thal von Reutte abstürzt, mit den kühn geschwungenen Häuptern des Gacht-, Gera- und Girgelspitz und dem unanständigen Metzenarsch, rechts oder gegen Nord die Steilwände der rothen Fluth, der scharfgeschnittene Aggenstein, und ein langer waldiger Rücken, dem die Pyramide des Einstock entsteigt.

Du wähnst nun im Vilsthal zu sein und bist es vielleicht auch, wenn Du annehmen willst, daß der große See der hier einst brandete seinen Abfluß wie leicht möglich, durch die Gachtschlucht zum Lech hatte; der kleine Haldersee, der bald erreicht ist, wäre denn ein Rest jenes Wasserbeckens; er ist ohne sichtbaren Abfluß und liegt eigentlich gerade auf der Wasserscheide zwischen Weissenbach und Vils; dichte Büsche unserer gewöhnlichen wilden Rose umstehen seinen flachen, zum Theil schilfigen Ufer; wo Du Alpenrosen erwartest, da findest Du die Rose der Ebene, nicht anders gehts mit der Flora im Allgemeinen; obwohl der Haldensee seine dreitausend fünfhundert Fuß hoch liegen mag, — die Schuld daran trägt ohne Zweifel die hohe Mauer welche unser Thal im Norden umrahmt, sie erlaubt auch den Anbau von Flachs, überhaupt ein Wahrzeichen der nördlichen gegen den rauhen Nordwind geschützten tyroler Thäler.

Wenn wir die unbedeutende Erhöhung hinter dem Haldensee überschritten haben, so läuft der nächste Bach endlich in die Vils; wir folgen ihm nach dem Hauptort des Thales, Thanheim, das die Karten nach Höfen, die alten Leute aber „die Höf" nennen, während der Name Thanheim eigentlich der ganzen Thalstufe zukommt.

Hier kommt uns endlich die Vils von Süden entgegen, sie liegt in Thanheim selbst fast rechtwinklig um und läuft eine Strecke lang gerade nach Westen, der Straße entlang welche von Thanheim über Schattwald und das Vorderjoch nach Hindelang im bayerischen Allgäu führt; unweit Schattwald beschreibt sie einen Bogen nach Norden, stürzt sich dann durch einen wahren Urwald, durch den kaum ein Fußpfad führt, und für den, beiläufig gesagt, ein Speculant eine Million geboten haben soll, auf ihre untere Thalstufe, wo sie sich östlich, und sogar südöstlich wendet, um sich bei Vils, unweit Füssen, wo wir sie auf unserer Wanderung zum ersten Mal gesehen, mit dem Lech zu vereinigen.

Folgen wir von Thanheim ihrem Lauf aufwärts bis zu ihrer Wiege, dem Vilsalpsee und ersteigen zum Schluß den Aggenstein, der ihre obere sowohl als ihre untere Thalstufe beherrscht, eine der belohnendsten und am leichtesten zu erreichenden Aussichtswarten weit und breit.

Es ist eine Alpenexcursion, die wir vorhaben, trotzdem ist der Weg eben, denn wir sind in Thanheim mit dreitausend dreihundert Fuß Seehöhe schon in der Alpenregion; das Thal bietet im Ganzen wenig bis sich nach etwa einer Stunde sein Hintergrund öffnet, wilde Kalkschrofen, welche die Matten überragen, während rückwärts der Aggenstein, an seiner Südseite grün bis unter den Gipfel, die Thalmulde zu schließen scheint; es ist ein heißer Augustnachmittag, brennend liegt die Sonne über dem engen Thalkessel, auf den Wiesen wird Heu eingebracht, sie sind einmähdig, das heißt, nur das Heu wird gemäht, um als Winterfutter zu dienen, das kurze Grummet, was von jetzt bis September nachwächst, wird dann vom Vieh abgeweidet, wenn es die höher gelegenen Alpentriften verlassen hat. Jetzt ist es hoch oben auf den höchsten Grasplätzen, wo es die Arbeit des Heuens selbst und ohne Zuthun des Menschen besorgt.

Wenn wir nach etwa anderthalb Stunden an der spiegelklaren Fluth des Vilsalpsees stehen, so sind wir doch unmerklich zweihundert und fünfzig Fuß gestiegen; die Physiognomie unseres Sees ist bei Weitem mehr alpenhaft als jene des Haldensees; Wald und Mattenland ringsum, an der einen Seite eine steile zum Theil begras'te Wand, an der ein dünner Wasserfaden hängt, zuweilen durch Vorsprünge unterbrochen, der Abfluß des kleinen

fünfzehnhundert Fuß höher gelegenen Traualpsees, der sich in den Vilsalpsee stürzt; im Hintergrunde unseres Sees öffnet sich das Thal noch einmal zu seinem hintersten Boden, auf dem die Sennhütte der Vilsalp steht.

Wenn Du, freundlicher Leser, einmal des Weges kommen solltest, so wünsche ich Dir nur, daß die Schiffhütte am Ufer nicht verschlossen ist und daß Du einen Fuhrmann findest über die liefgrüne Fluth; sonst mußt Du am Westufer des Sees den Stichtrieb hinklettern, der mühselig und unerquicklich auf und ab führt, je nachdem ihn die Vierfüßler, natürlich nur nach der Lage des ihnen Begehenswerthen getreten haben, den Fahrweg, von dem Du weiterhin ein Stück findest, hat der See längst gefressen. Der See zeigt dieselbe Farbe wie alle stehenden Wasser der Art: hellgrün-bläuliche Ränder oft einen Steinwurf, oft nur ein paar Fuß vom Ufer, je nachdem die Welle Geröll und Sand anschwemmt oder abreißt, dann scharf abgegränzt dunkles Grün, dessen Tiefe sich je nach der Tiefe der Wassersäule, auch wohl nach den Einwirkungen von Schatten und Licht bis zum undurchsichtigen Schwarz steigert.

Ist endlich der See umwandert, was Dich fast eine halbe Stunde Zeit kostet, so siehst Du jetzt auch rechts einen Wasserfaden herabhängen; er kommt aus einer Mulde am Gaishornspitz von dessen Schneekahren er gespeis't wird; Du überschreitest ihn ohne Brücke, denn so kräftig er dort herabbraust, so verschwindet er doch, im Thale angelangt unter dem Geröll, das er selbst in blinder Wuth herabgerissen hat und rinnt unterirdisch dem See zu.

Die Sennhütte, die Du endlich durch einen Wald von Huflattich und Eisenhut erreichst, ist nach Art der Allgäuer Hütten eingerichtet, groß und geräumig, eine ihrer Räumlichkeiten, die man fast ein Zimmer nennen könnte, hat einen ungeheuren Ofen, der neben dem Käsekessel ein bedeutendes Quantum Holz frißt, freilich aber in dem schattigen Winkel in dem die Hütte liegt, oft genug nothwendig sein mag.

Die Umgebung der Hütte ist wild genug; in nächster Nähe thürmt sich der Gaishornspitz in Riesenstufen zu einer Höhe von 6932 Fuß auf, von öden Schnee- und Steinkahren durchzogen, von dieser Seite ganz unzugänglich, an ihn reihen sich die noch höheren, Gräte des Rauhhorns und Kugelhorns; alle drei setzen ihren Fuß jenseits in das Thal von Hinterstein, eines der wildesten des Allgäu, das aber trotzdem die ausgezeichnetsten Hochalpen trägt; sie verbergen den Hochvogel, der sein kühn geschwungenes Horn so selten dem Thalwanderer zeigt, er verbirgt sich in der Nähe fast überall hinter seinen Trabanten.

Der Senner, ein beurlaubter bayerischer Soldat, erzählt von einem mächtigen Riß, der sich in einem begras'ten Kopf an der gegenüberliegenden Thalwand gebildet hat, und der jedes Jahr größer wird, so daß man die Kluft jetzt schon nicht mehr überspringen könne; ungläubig schüttelt er den Kopf als ich ihm eine Strafpredigt halte über die Holzvergeudung der Senner und ihm begreiflich zu machen suche, daß an solchen Dingen, an Abrutschungen, Bergschlüpfen, dann am Ausbleiben der Quellen Nichts anderes als die zunehmende Entwaldung Schuld sei; selbst ein Hinweis auf die Möglichkeit der Gletscherbildung, wie drüben am Hochvogel, an dessen Fuß trotz der bekanntlich in den Kalkalpen für Gletscherbildung ungünstigen Bodenverhältnisse ein solcher lagert, nöthigt ihm nur ein Achselzucken ab.

Nach kurzer Rast scheiden wir; der Senner, mit ein paar Cigarren entschädigt, da er ein Geldgeschenk für das Verzehrte — Milch und Butter — anzunehmen sich weigert, wird schwerlich zu besseren volkswirthschaftlichen Ansichten bekehrt sein — er wird sein Holz eben nehmen, wo es sein Vater und Großvater genommen und wo sein Enkel voraussichtlich nichts mehr als eine trockene Halde findet; wir wandern wieder dem Hauptthale zu, in das die Abendsonne ihre letzten Strahlen wirft, während unser See schon fast das unheimliche Dunkel der Nacht deckt; das freundliche Wirthshaus von Kron, das eine halbe Stunde seitwärts von Thanheim liegt, ist unser Ziel; dort wird in später Abendstunde noch ein Führer citirt für unseren morgigen Gang auf den Aggenstein.

Der freundliche Herr Curat, ein noch jugendlicher Mann, leistet für ein paar Abendstunden willkommene Gesellschaft. —

Der Führer erscheint nach fünf Uhr, zu früherem Aufbruch wie ich gern gewünscht hätte, war er nicht zu vermögen; nachdem der obligate tyroler Feigencaffee verschluckt ist, setzt sich der Zug in Bewegung. Der Führer, ein Mann von 78 Jahren, seine Tochter und eine Gais; letztere ist der unfreiwillige Transporteur von Lebensmitteln, — sie wird ungemolken mitgenommen, ihr Euter muß nebst einem Stück harten Brodes Hunger und Durst der Beiden stillen, die heute den ganzen Tag im Heuer zu thun haben; eigentlich eine kleine Thierquälerei, denn das Thier kann seines strotzenden Euters halber kaum gehen.

Mein moderner Robinson, der trotz seiner 78 Jahre und sammt seinen Holzschuhen in denen seine bloßen Füße stecken, noch recht fest auf den Beinen ist und dem die Pfeife nie kalt wird, ladet sich unterwegs noch ein gewaltiges Brett auf, um eine zerfallene Hütte auf halber Höhe des Berges wieder in Stand zu setzen; zu anderer Zeit betreibt er ein Importgeschäft; er fährt jeden andern Tag bei Hitze, Regen, Sturm, Schnee zwei bis drei Stunden weit hinaus oder hinunter nach den bayerischen Dorf Pfronten, ladet dort seinen Schubkarren voll Brod, das bekanntlich in Bayern weit besser ist, und schiebt ihn wieder den zwei Stunden lang streng ansteigenden Weg nach Kron hinauf; gleichzeitig befördert er die Correspondenz der k. k. „Finanzer" vom Grenzposten im Engethal. Gemach gehts die bewaldeten unteren Hänge des Berges hinan, bis er bei seiner Arbeit ist und ich den Weg zum Gipfel unfehlbar vor mir sehe. Von Führerlohn, meint der Wackere, könnte denn doch keine Rede sein, er wäre ja doch ohne dies da heraufgegangeu, und wenn ich wollte, so ginge er auch noch mit auf die Spitze; für Taback dagegen scheint er nicht unempfindlich zu sein, eine angebotene Cigarre nimmt er wirklich mit derben Händedruck an, aber ich dürfte es nicht übel nehmen, mit dem „Cigarrenzeugs" könnte er Nichts machen, rauchen würde er sie schon; gesagt gethan, er zermalmt meine unversteuerte mit den Fäusten und stopft sie gemüthlich zu seinen k. k. Knaster in seinen Nasenwärmer. Zum Dank muß seine Ziege noch einen Labetrunk in meinen Lederbecher liefern, ehe ich weiter hinansteige. —

Ich bin gern auf solchen Höhen allein, ich mag das Geschwätz der Führer nicht hören, die da glauben, sie müßten sich durch allerhand Erklärung interessant machen; für die Orientirung in der Rundschau brauche ich keinen Führer, um so weniger als die meisten über ihr Thal hinaus keinen Berg mehr kennen; im Nothfall sagt mir meine Karte eben so viel.

Der Aggenstein ist hier an seiner Südseite fast bis oben hinauf dicht mit Gras bewachsen, wie wir schon vom Thal aus gesehen haben; es ist zum Glück nicht jene kurze Grasnarbe, wie sie in den Kalkschieferbergen des Allgäu vorkommt, die dem Fuß gar keinen Halt gewährt, und steile Gehänge von 60 bis 70 Grad Neigung, wie sie dort wohl vorkommen, zu einem höchst gefährlichen, ohne Steigeisen gar nicht zu bewältigendem Hindernisse macht, es ist verhältnißmäßig langes dichtes Gras, das, freilich vom Thau etwas schlüpfrig, doch selbst für den Fall des Ausgleitens sofortiges Einhalten an seinen derben Schöpfen

erlauben würde; die Augustsonne brennt trotz der frühen Stunde heftig und wie immer, scheint die Spitze höher und höher zu werden, je mehr Du hinaufkommst.

Die Steigung wird steiler und erst dicht unter dem Gipfel treten die Schrofen zu Tage, durch deren Schründe Du Dich an Krummführen vollends hinaufziehst auf den Gipfel, eine schmale nach zwei Seiten hin rückenartig verlaufende Fläche, über welche die Grenze zwischen Tyrol und Bayern hinläuft. Doch erschrick nicht, noch einen Schritt weiter, und der ganze Berg stürzt hier an seiner Nordseite in einer senkrechten vielfach zerspaltenen Wand auf ein ödes Felskahr ab, das wohl tausend Fuß gerade unter Dir liegt, um sich dann wieder zu einem dicht bewaldeten Rücken zu erheben.

Die Aussicht vom Aggenstein ist schön und lehrreich, sie ist nicht sehr umfangreich, das Nächste, nämlich das Vilsthal selbst, ist für uns das Interessanteste, wir sind ja heraufgestiegen um es noch einmal mit einem Blick zu durchfliegen, das was drüben hinaus liegt, mustern wir deßhalb nur mit flüchtigem Blick; da ist vor Allem die Kette welche das Vilsthal vom Hintersteinerthal scheidet mit den uns schon bekannten Gaishornspitz, Rauhhorn, Kugelhorn, zu denen jetzt noch der Hochvogel kommt, seine ganze starre, kahle Umgebung weitaus und entschieden überragend; an diese Kette reihen sich rechts die Gebirge des obersten Illergebiets, die das herrliche Thal von Oberstdorf umsäumen; ihre Königin ist die Mädelergabel; noch mehr rechts steht der Gränten, wie eine vor die Alpenmauer vorgeschobene Schanze, dazwischen dringt der Blick tief in die Schweiz, der Santos ist noch sehr gut zu erkennen; den Bodensee soll man sehen, möglich daß dies Nachmittags oder gegen Abend der Fall, wenn er in eine Linie zwischen uns und die Sonne kommt, jetzt ist in der Richtung nur eine kleine Nebelbank wahrzunehmen, über der ein winziges Wölkchen schwebt, Nichts ähnlicher an Form als einem Propfenzieher, wie mich dünkt, mitsammt dem Nebelstreifen, der in weiter Ferne gegen die Ebene den Horizont in ungeheurem Halbkreis umzieht, kein gutes Wetterzeichen; dieser Nebelring läßt in der Ebene gerade noch den Auerberg frei, dessen Kirche weithin glänzt, dem Rivalen des Hohengeissenbergs und wie dieser noch viel zu wenig bekannt und besucht. Viel ist damit einst verloren, denn das schwäbische Hügelland, das hinter ihm liegt bietet lange nicht die Reize, wie das bayerische Hochplateau, das von den Aussichtspunkten des mittleren und östlichen bayerischen Hochlands so groß und unabsehbar daliegt; hier fehlt vor altem ein Seespiegel, der wie dort Ammer-, Wurm- oder Chiemsee Leben in die gewaltigen Dimensionen der Fläche brächte.

Wenden wir uns durch Ost wieder nach Süd, so sind es vor Allem die Hohenschwangauer und Trauchgauer Gebirge und die das Thal von Reutte begleitenden Gebirgszüge, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln, den Blick nach Osten aber hemmen, während im Südost der Muttekopf bei Imst, eine der höchsten Spitzen der nördlichen Kalkalpen dominirt; an seinen beiden Flanken blitzt die Eiswelt des Stubaithals und Oetzthals herüber. Während so nach drei Seiten endlose Gebirgszüge, mattenreich oder bewaldet, von höheren schneegefurchten Schrofen überschnitten, der Fernsicht ein Ziel setzen, breitet sich zu unseren Füßen das Vilsthal aus mit seinen freundlichen Dörfern, hier gegen Süd seine obere, dort gegen Nord seine untere, gegen den Lech gerichtete und gut zweitausend Fuß niedrigere Thalstufe; wir übersehen den oberen Lauf des Vils, mit ihrer Wiege, dem gestern besuchten Vilsalpsee, der aus seinem Thalkessel wie ein blitzend grünes Auge zu unserer Höhe heraufschaut, fast zu unseren Füssen liegen die weißen Häuschen von Kren, wir sehen das Gärtchen, welches das „Widum“ *) umgibt und von dessen erst jetzt, Anfang August, Früchte tragenden Kirschbäumen uns der freundliche Herr Curat einen Nachtisch nach dem Mühsal der Bergfahrt versprochen hat; jetzt erst sehen wir wie der Aggenstein, wenn der Vergleich erlaubt ist, einem Hause gleicht, das an der einen Seite am Berg steht, hier gegen Kron ist das Haus ein Stockwerk niedriger, wir stehen mit 6153 Fuß Seehöhe etwa 2600 Fuß über dem Thalboden, während der Berg nach der Nordseite, nach Vils und Füssen zu wohl tausend Fuß tiefer abstürzt.

Noch in anderer Beziehung ist der Aggenstein interessant und in sofern hat er vielleicht Hoffnung noch einmal unter die dem Touristen empfohlene Berge rangirt zu werden; an einem gegen West hervortretenden Felsgrat sproßt Edelweiß, die seltene, harmlose Sternenblüthe mit den filzigen Blättern, der schon Menschenleben zum Opfer gefallen sind, hier kannst Du sie pflücken ohne gerade halsbrechende Gefahr, sofern nicht auch der Unfug einreißt, daß ganze Stöcke herausgerissen werden, um das Kind der Schrofen in die Ebene zu verpflanzen, wo es sich allerdings bei geeigneter Pflege eine Zeit lang erhalten läßt, aber nur um im nächsten Sommer zum Zerrbild zu werden. Auch sonst findest Du manch' seltene Blüthe — ich will und kann sie Dir nicht Alle nennen. —

Die Grenze zwischen Bayern und Oesterreich läuft, wie gesagt, über die Spitze des Aggensteins, vor mehreren Jahren hat man eine sehr kostspielig und an den meisten Stellen doch wohl zwecklose Grenzregulirung vorgenommen, welche Summen dafür ausgegeben wurden, magst Du daraus abnehmen, daß das Heraufschleppen des Grenzsteins, der uns hier auf den Aggenstein mit den siegeln Lapidarlettern „B“ und „T“ und einer Nummer bezeichnet, zum Sitz dient, allein nicht weniger als achtzehn Gulden gekostet hat; vier Mann hatten ihn heraufzutragen, andere wieder ihn in den Fels einzugraben; dort tief unter Dir an einer bewaldeten Wand zieht sich ein Streifen hin, es ist die Grenze, hier factisch sichtbar, es ist zu ihrer Markirung eine Linie von 18 Fuß breite durch den ganzen Wald gehauen, „geräumt“ worden.

Auf hoher freier Alpregion magst Du lächeln über solch' pygmäenhaftes Gebahren der Bureaukratenweisheit, ändert es doch so gut wie Nichts an der hehren Alpennatur, strömt doch hier wie dort die liebe Sonne ihre belebende Wärme aus, unten im engen Alpenthal wohl drückend heiß, hier oben verwandelt ein leiser Luftzug die Schwüle in einen wahren belebenden Oden.

Wenn Du in der glücklichen Lage bist, lieber Leser, öfter und vielleicht alljährlich Deine Alpenreise zu machen — und mich dünkt, ich kann Dir nichts Besseres wünschen — so richte sie so ein, daß eine Bergbesteigung den Schluß bildet; es braucht keine mit Schnee und Eis bepanzerter Hochgipfel zu sein, den Du, vielleicht mit Gefahr, vielleicht mit gänzlicher Erschöpfung Deiner Kräfte, von dem Führer halb geschleppt, eigentlich nicht mehr als Mensch sondern höchstens wie ein Waarenballen, keuchend und unfähig das große Bild in Dich aufzunehmen erreichst; wähle eine der köstlichen Aussichtswarten, wie sie zu Dutzenden am Nordrande unserer Alpen stehen. Manche selbst für Frauen nicht allzu sehr anstrengend; es kostet Dich nur das momentane Aufgeben Deiner Bequemlichkeit, etwas früh Aufstehen, etwas Schweiß, der Erfolg aber, entschädigt Dich reichlich, vielleicht um so mehr, weil Du ihn durch eigene Kraft errungen hast. Es ist ein ganz neues Moment, das Du den Genüssen der Reise hinzufügst, es ist ein Rückblick auf die Reise selbst; wie alte Bekannte grüßest

*) Pfarr-Wohnung.

Du die stolzen Berghäupten, an deren Fuß Du vorübergeschritten; Deine Wanderung hat einen Abschluß, ihre ganze wechselvolle Scenerie, zieht noch einmal vor Deinem geistigen Auge vorüber.

Es ist nur zu verwundern, daß solche Bergpartien nicht öfter unternommen werden, die Bequemlichkeit der meisten Touristen, andererseits die Hast, mit der der moderne Tourist reist, die Sucht in kurzer Zeit möglichst überall gewesen zu sein, mögen daran Schuld tragen, ausserdem aber auch freilich der Mangel an geeigneten Bergwirthshäusern, denn Sennhüttennachtlager ist nun einmal nicht Jedermanns Sache, und die Berge auf denen andere Unterkunft zu erhalten, sind bis jetzt bei uns noch an den Fingern herzuzählen. Immerhin gibt es Aussichtspunkte genug die in drei bis vier Stunden von einem behaglichen Thalwirthshaus zu erreichen sind, und wer es einmal versucht hat, der wird finden, daß ein paar Stunden Bergsteigen keine größern Strapazen sind, als das Wandern auf staubiger, blendender Landstraße, oder gar tagelanges Fahren in der tabackgeschwängerten Atmosphäre des Stellwagens oder im heißen Gefängniß des geschlossenen Postwagens.

---

* Gedichte.

Von Emil Habenicht.

Vom Scheiden.

O trübe Stunde, bittres Leid,
Wenn Zwei sich müssen trennen,
Die für einand' so lange Zeit
In heißer Liebe brennen;
Es ist, als wär' die gold'ne Sonn'
Am Himmel hoch erblichen,
Als sei versiegt des Lebens Bronn,
Der Tag der Nacht gewichen

Da schauen Beide, Hand in Hand,
Sich in die feuchten Augen,
Als wollten sie, der Treu zum Pfand,
Ihr Bild ins Herz sich saugen,
Als wollten sie zum letzten Mal
Sich alles, alles sagen,
Was Liebeswonn' und Liebesqual
Im Busen still getragen.

Und doch, das Wort stirbt unbewußt
Im innigen Umfangen,
Es möcht' die Lipp' in stummer Lust
Stets an der andern hangen,
Vom Auge rinnt die Thräne hell
Beim letzten Gruß vorm Scheiden; —
Wie schwindet doch ein Glück so schnell,
Wenn Zwei sich müssen meiden.

Nur einem stillen Deingedenken.

Nur einem stillen Deingedenken,
Nachhallend wie ein schöner Traum,
Dem seel'gen Sichineinstversenken
Giebt die Erinnerung noch Raum;
Dein Bild entweicht so leise, leise,
Wie fern das Abendroth verglimmt,
Stets enger ziehen sich die Kreise,
Bis jeder Schein in Nacht verschwimmt.

Und lodern auch noch alte Gluten
In mir verlangend wieder auf,
Wenn, gleich den wild bewegten Fluten,
Vergangne Zeit sich hebt herauf,
So ist's doch nur das letzte Ringen
Der Liebe, flammend im Vergehn,
Denn es erlahmen ihre Schwingen
Zu neu verjüngtem Auferstehn.

Verloren.

Bächlein, von der Felsenwand
Rinne, rinne, rinne!
Sieh, ich steh' an Ufers Rand,
Sinne, sinne, sinne;
Wie ich einst so selig hier,
Und wie heute sich mit dir
Meine Thränen mengen.

Ueber Kies und moos'gen Stein
Rausche, rausche, rausche!
Deiner Sprache ich in Pein
Lausche, lausche, lausche;
Weckst den alten Liebestraum,
Doch mit ihm steigt aus dem Schaum
Ein verlor'ner Glaube.

Immer mahnt's mich, diesen Ort
Meide, meide meide!
Weiß wohl Keiner, was ich dort
Leide, leide, leide;
Wo verrathen Lieb' und Treu',
Zieht es wieder hin aufs neu
Mich verlass'nes Mädchen.

Wort, das mir die Ruh' geraubt
Schweige, schweige, schweige!
Trauernd dich zur Erde, Haupt,
Neige, neige, neige!
Jahre hin verschwundnes Glück,
Läßt mir doch hier nichts zurück,
Als das Weh im Busen.

Gefunden.

Früh' am Tag ein Mägdlein ging
Ueber rothe Haide,
Setzt sich untern Tannenbaum,
Weint in tiefem Leide:

„Rothe Blumen färbt euch schwarz,
Nimmer wird er kommen,
Der mein armes Herz mit sich
In die Welt genommen.

Senk' die Zweige, grüner Baum,
Dunkel sei umhangen
Diese Stelle, wo dereinst
Lieb' von Lieb' umfangen.

Trauter Stimme flüsternd Wort
Hör' ich hier nicht wieder,
Nur die Thräne rinnet fort
In den Schooß mir nieder.“

Warum wohl auf einmal hält
Mägdlein ein mit Singen,
Warum wohl im Busen ihr
Möcht, das Herz zerspringen?

Sieh, zwei Hände legen sich
Auf zwei blaue Augen,
Und von weißen Schultern sich
Lippen Küsse saugen.

All' die Vöglein haben da
Hell im Wald gesungen,
Wie auf rother Haide Zwei
Hielten sich umschlungen.

---

* Historische Miscellen.

Von Gottfried Hermann.

1) Ein Duell im 17. Jahrhundert.

Unsere Zeit betrachtet es als ihren vorzüglichsten Ruhm gegenüber den vergangenen Jahrhunderten, daß sie das Recht an die Stelle der Willkür und der Gewalt gesetzt habe; desto beschämender ist es, daß sich immer noch Männer finden, welche für gewisse Personen die Verpflichtung aufstellen, Beleidigungen nicht auf rechtlichem Wege, sondern durch Selbsthülfe, durch den Zweikampf zu sühnen. Mit Gründen freilich vermögen sie ihre Ansicht nicht zu stützen, wenn sie es versuchen, so construiren sie eine sogenannte Standesehre, welche mit der wahren Ehre nur den Namen gemein hat, und verzieren sodann ihre Rede mit allerlei bunten Lappen romantischer Erinnerungen und unbestimmter Gefühle, welche die Beweiskraft der Gründe nicht vermehren, sondern nur ihre Mangelhaftigkeit verdecken. Meist jedoch begnügt man sich mit der wohlfeilen Beschuldigung, daß die Feigheit die langen Reden gegen das Duell dictire. Dieser Zustand ist um so beschämender, wenn wir ersehen, daß schon in dem verschrieenen 17. Jahrhundert eine richtige Beurtheilung dieser Dinge begegnet, wie folgende Erzählung bezeugen mag. Im Jahre 1649 hatten die „Häupter gemein 3 Pündten“ in Chur in Erfahrung gebracht, daß der „Hoch wolgeachte wol Edle, gestrenger Ehren und Nodtueste Herr Hauptmann Herculiss von Saliss zuo Marschlins und der Herr Hauptmann Hanss Bisach von Porta“ ihren Streit durch Zweikampf austragen wollten. Da sandten sie dem Herrn von Saliss Tages zuvor eine dringende Abmahnung, welche uns erhalten ist, und in der sie zunächst ihr Befremden aussprachen, daß so verständige Herren auf dergleichen

verfallen. Sodann heißt es weiter: **In betrachtung nun, dass soliche kempfliche Ausladungen vor altem als auch newlich von löbl. gemein drei Pündten bei Verlierung Leib und guodts verbodten, Auch je und allweg umb allerley Zuosprüch sich gerichts und rächts gegen einen andern zu bedienen in unsern gefreyten Landen ueblich gsin** (gewesen ist) **auch Krafft obhabender Pflicht, die alten löblichen Ziten Zuo manutiniren und kimerlig derglichen missbrüch in unserm geliebten Vaterlandt introduciren zlassen uns verantwortlich sein will, wöllendt wir hiemit den Herren von sölichem auf das Höchste ganz ernstlich abgemahnt und uss sölichem abzewichen bei verlierung Leib und guots gepiedtlich erynnert haben,** weder selbst noch durch Andere seinen Gegner zu schädigen und am andern Tage statt auf den Kampfplatz sich vor den Richterstuhl zu stellen.

So geschah es im alten Rhätien (Canton Graubünden) im Jahr 1649 gegen Herrn vom höchsten Adel und Officiere, obwohl der Adel damals noch in ganz anderem Sinne als jetzt einen besondern Stand bildete: und wir haben es erleben müssen, daß man Männer aus dem preußischen Heer stieß, weil sie den Muth hatten das auch von unserer Gesetzgebung für Unrecht Erklärte ein Unrecht zu heißen und erleben es in steiger Wiederholung, daß die „Gnade“ des Königs die Strafe fast illusorisch macht, welche das Gesetz für dies Verbrechen bestimmt.

---

2) Menschenopfer der Deutschen.

Bekannt ist, daß unsere Vorfahren nach der Herrmanns-Schlacht im Jahre 9 n. Chr., mehrere der Gefangenen ihren Göttern opferten, obwohl diese grausame Sitte damals nicht in häufiger Uebung war. Aber auch aus dem 5. Jahrhundert wird uns von den Sachsen, die damals so, wie später die Normanen alle Küsten durch ihre plötzlichen Landungen unsicher machten, Aehnliches berichtet. Ein Bischof jener Zeit schreibt an einen Freund, der im Dienste des Westgothenkönigs Eurich eine gegen die Sachsen kreuzende Flottille commandirte: Der Feind ist grausamer als jeder andere, ehe man sichs versieht, ist er da, wird er bemerkt, ist er schon verschwunden. Sie fürchten den Schiffbruch nicht, er gehört zu ihrem Geschäft. Sie sind mit dem Meere nicht bekannt, sondern vertraut, sie schwimmen zwischen den Klippen und denken dabei an Beute. Wenn sie das ausgeplünderte Land verlassen, so werfen sie über die Gefangenen das Loos und opfern den zehnten Mann ihren blutigen Göttern.

---

3) Vandalismus und die Vandalen.

Mit dem Namen Vandalismus bezeichnet man so allgemein die rohe Gemeinheit, die blinde Zerstörungswuth, daß mancher für deutsche Ehre begeisterte Mann, die Vandalen am liebsten aus der Reihe der deutschen Völker gestrichen wissen möchte. Allerdings haben sie arge Dinge verübt, aber kaum schlimmere, als die übrigen deutschen Völker auch. Ein Volk das eine Heimath sucht, kann mit den Bewohnern eines unterworfenen Landes auch nicht so verfahren, wie ein Sieger, der nur die politische Oberhoheit erstrebt. Aber wenn man von ihren Gewaltthaten spricht, sollte man auch nicht vergessen, daß die Vandalen in Nordafrica einen blühenden Staat gründeten, daß sie kunstfertige Männer waren, namentlich berühmt in Eisenarbeit. Vor allem aber geben ihnen die Römer selbst das Zeugniß eines keuschen Sinnes, der sich in besonders merkwürdiger Weise bei der Eroberung der reichen, in die üppigste, zügelloseste Schwelgerei versunkenen Stadt Carthago offenbarte. Sie schlossen die Bordelle und zwangen die zuchtlosen jungen Herren ihre Maitressen zu ehelichen, jede Unkeuschheit ward mit den strengsten Strafen belegt. Daher sagt ein Autor jener Zeit: In den Landen der Gothen giebt es keine Unkeusche, ausgenommen die Römer; bei den Vandalen sind auch diese keusch.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Poiko. Briefblätter und Frauenbilder. — Glaßbrenner. Neue Gedichte. — Königsberg. Der Secretair des Generals von Tauenzien. — Müller von Königswinter. Märchenbuch für meine Kinder. — v. Winterfeld und v. Wolzogen. Dramatische Werke. — Mosenthal. Gedichte. — v. Witzleben. Eduard von Wintersheim. — Lange. Geschichte des Materialismus. — Droysen. Geschichte der preußischen Politik, III. 3. — Roskowska. Weit über Land und Meer. — Wildermuth. Erzählungen.

* Unter den mancherlei ähnlichen Unternehmungen, welche im verwichenen Jahre begründet wurden, zeichnen die „Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart“ (Hildburghausen, im bibliographischen Institut) sich sehr vortheilhaft durch Vielseitigkeit der Mittheilungen und durch Kürze und Klarheit ihrer Artikel aus. Alle Hauptzweige der modernen Wissenschaften und modernen Thätigkeit sind in den Kreis der Besprechungen gezogen, die in kurzen Uebersichten, Characteristiken u. s. w. von competenten Fachmännern gegeben werden.

— Zu dem „Deutschen Museum“ von Prutz, das in Leipzig bei Brockhaus erscheint, ist als Mitherausgeber, wie Prutz von Stettin aus des leidenden Zustandes seiner Gesundheit wegen bekannt macht, Dr. Karl Frenzel in Berlin hinzugetreten.

— Von Sir Edw. Bulwer Lytton ist bei Murray ein neues Werk unter der Presse, des Titels: „The loat Tales of Miletua“. Milesische Märchen hießen bekanntlich die griechischen Romandichtungen; hiernach ist zu schließen daß es eine Reihe Novellen im Geist und Ton jener Dichtungen des spätern griechischen Alterthums ist. Indessen war Bulwer mit seinen bisherigen die Antike berührenden Schriften, auch „die letzten Tage Pompeji's“ mitgerechnet, nicht besonders glücklich.

— Eine Tochter des berühmten frühern Schauspielers Macready ist unter die Dichter gegangen, und hat veröffentlicht: Cowl and Cap (Kutte und Predigerkäppchen), or the Rival Churchea; and minor Poems. By Catherine T. B. Macready (Moxon). Das größere Gedicht behandelt die rührende Geschichte einer gewissen Angela aus der Reformationszeit, die erst als Katholikin für ein Kloster bestimmt ist, dann zur anglicanischen Kirche übertritt, sich verliebt und geliebt wird, endlich aber an gebrochenem Herzen stirbt. Es wird in diesen reimlosen Jamben viel und salbungsvoll gepredigt. „Ein Komödiant kann einen Pfarrer lehren“, heißt es im Faust. Herr Macready hat es aber seiner Tochter überlassen.

— Auf der Insel Cuba hat sich in der Neuzeit ein bedeutsames und vielverheißendes literarisches Leben entfaltet. Es scheint, als ob der durch die klimatischen Verhältnisse des Landes und seine Ergiebigkeit an allen, das materielle Wohlsein fördernden, Mitteln begünstigte geistige Quietismus dort gebrochen und zu einer, dem großen Menschheitsziele der ächten Humanität zugewendeten, Bewegung der Geister ein nachhaltiger Anstoß gegeben sei. Mit Stolz werden von den gebildeteren Bewohnern des Eilands die Schriftstellernamen Varela, de la Luz, Heredia, Saco, Echeverria, Poey, Milanés, Avellaneda (berühmte Dichterin) genannt. Zu den gefeiertsten unter ihnen hat sich der durch Talent und bittere Lebensschicksale gleich ausgezeichnete Dichter Plácido gesellt, über welchen wir aus den Ergänzungsblättern folgendes mittheilen: Gabriel de la Concepcion — den Namen Plácido nahm er erst später an — wurde in der Hauptstadt Cuba's, in Havanna, am 18. März 1809 geboren. Seine Mutter war eine Weiße, in den Adern des Vaters, dessen Familienname Valdes hieß, floß das Blut der unglückseligen afrikanischen Race. Die Aeltern lebten in tiefer Armuth. Früh entwickelte sich des Sohnes dichterische Begabung. Als er, besonders durch sein Improvisationstalent, in einzelnen Kreisen Aufsehen zu erregen begonnen, nahmen zwei gebildete Männer, der Jurist Ignacio Valdez Machuca und der Arzt Manuel Gonzalez del Valle, sich des Jünglings an und förderten seine Ausbildung, vornehmlich indem sie ihn mit den hervorragendsten Erscheinungen der Weltliteratur bekannt machten. Um eine materielle Lebenssicherung zu gewinnen, erlernte Plácido ein Handwerk. Er wurde Kammmacher. Der Tod seiner Braut, welche von der im Jahre 1833 auf Cuba wüthenden Cholerasenche hingerafft wurde, schlug der Dichterseele die tiefste, nie vernarbte Lebenswunde.

Ein Jahr später erschien in Havanna die erste Dichtung, welche Plácido in weiteren Kreisen seiner Heimat bekannt machte, das Gedicht „La Siempreviva“ (das Immergrün), von dem Verfasser dem spanischen Poeten Martinez de la Rosa zugeeignet. Kurz nach 1834 siedelte Plácido nach Matanzas auf Cuba über, wo er den Rest seines Lebens verbracht und sein grausames Ende gefunden hat. Während er seinen Lebensunterhalt theils durch sein Handwerk, theils durch Fischerei erwarb, übte er die Gabe der Dichtung aufs eifrigste. Der Veröffentlichung seiner Poesien trat die scharfe Censur der spanischen Behörden vielfach hemmend entgegen. Plácido versuchte der Bevormundung der Regierungsbeamten wenigstens zeitweilig durch einen Ausweg der List zu entgehen. An den Geburtsfesten der Kronprinzessin von Spanien und bei ähnlichen feierlichen Gelegenheiten ließ er lange Oden in den Zeitungen seines Geburtslandes abdrucken, die zwischen den Zeilen, welche den Ausdruck loyaler Ergebenheit enthielten, für schärfere Augen die freiheitsbegeisterten Ideen des Dichters lesen ließen, ohne der Censur verdächtig zu sein. Jedoch boten sich solche Anlässe, dem gepreßten Herzen des Poeten und Patrioten Luft zu machen, allzu selten, Plácido verfiel daher auf ein weiteres Auskunftsmittel, zu sagen und zu singen, was der spanischen Zwingherrschaft direkt vorgetragen unliebsam und für den Sänger todesgefährlich gewesen wäre. Er kleidete seine Gedanken und Meinungen ins Gewand der Fabel, und es gelang ihm eine Weile in dieser Verkleidung Dinge auszusprechen, die seinen freien Geist auf ganz andere Bahnen zeigten, als den in spanische Stiefeln eingeschnürten Autoren seiner Heimath zu wandeln von Regierungswegen gestattet war. Daneben schrieb er, wenn auch meist insgeheim, in allen möglichen Dichtungsarten, das Drama und das eigentliche Epos ausgenommen. Ein reiches Phantasieleben, tiefes Verständniß der Naturschönheit seiner Heimath, das herbe Weh eines das Höchste erstrebenden und durch den Despotismus übermüthiger Finsterlinge niedergehaltenen Geistes, sprachen sich in Plácido's Poesien aus. „Der havannesische Dichter“ (so urtheilte eine pariser Zeitschrift im Jahre 1860 über ihn) „hat Fabeln verfaßt, die dem Lafontaine zugeschrieben werden können, Sonette, welche dem Boileau genügen würden, Lieder, die an Reiz und lieblicher Anmuth denen des Anacreon an die Seite zu stellen sind.“ Im Jahre 1844 wurde der inzwischen berühmt gewordene Poet plötzlich als Staatsverbrecher angeklagt und vor Gericht gestellt. Man behauptete, er habe die Neger zu einer Verschwörung aufgestachelt, welche die Niedermetzelung der Weißen und die Begründung einer Republik der Schwarzen bezwecken sollte. Beweise für diese durch Plácido's Schriften und Privatleben in gleicher Weise völlig unwahrscheinlich gemachte Anklage sind nie zu öffentlicher Kunde gekommen. Nach wenigen Stunden oberflächlichen Verhörs wurde Plácido von einem Militärgericht zur Todesstrafe verurtheilt. In der Morgenfrühe des 28. Juni 1844 durchbohrten Kugeln aus kastilianischen Gewehren die Brust des unglücklichen Dichters. Plácido's anfangs vielfach zerstreute und theilweis halbverschollene Werke sind neuerdings wiederholt herausgegeben worden. Nachdem die erste, aus nur sechsundzwanzig Gedichten bestehende Sammlung seiner Poesien 1842, zum Theil mit censurverstümmeltem Inhalt, in Matanzas erschienen war, wurden die durch erst nach dem Tode des Dichters aufgefundene Dichtungen vermehrten „Poesias de Plácido“ im Jahre 1846 zu Neworleans aufs Neue gedruckt. Sie erschienen dann abermals zu Barcelona im Jahre 1854. Eine neue Auflage, bis jetzt in spanischer Sprache die vollständigste, gab ein Herr F. J. Vingut 1856 in Newyork heraus. Eine weitere Sammlung erschien im Jahre 1857 im Verlage von Madame Dené Schmidt in Paris. Ins Französische wurden die sämmtlichen Werke Plácido's 1863 durch D. Fontaine übersetzt. Neuerdings hat der Spanier D. Durama de Ochoa in einer deutsch abgefaßten Broschüre „Plácido, Dichter und Märtyrer. Eine Biographie“ (Hannover 1865) auf die Bedeutung des Dichters von Cuba hingewiesen.

— Die wiener Vorstadt Wieden wollte Mozart ein Denkmal errichten. Der schöne Gedanke kam aber lange Zeit nicht über das Stadium der ersten Anregungen hinaus; es wurde unter der Hand ein Modell angefertigt, ein Comite gewählt und in verschiedenen Sitzungen von der „Heiligkeit“ der Aufgabe gesprochen. Da machte eines Tages ein Comite-Mitglied, als es sich um Aufbringung der Mittel handelte, den Vorschlag, sich an Rossini zu wenden und von ihm die Ueberlassung einer noch ungekannten Tonschöpfung für eine erste, einmalige, einzige Aufführung zu erbitten. Der Gedanke fand Beifall und hatte auch den besten Erfolg, indem Rossini dem Comite nicht nur eine, sondern zwei eigens für den pietätvollen Zweck geschriebene Compositionen übersandte, nämlich: „Le Chant des Titans“ und „La nuit de Noël“, ersteres Gesang- und Orchesterstück, letzteres bloß Vocalmusik. Die Compositionen werden demnächst in Wien von ausgezeichneten Kräften aufgeführt werden.

— Die Ausgrabungen in den Kaiserpalästen Roms, wo sie nicht zu den von Napoleon III. angekauften Farnesischen Gärten gehören, sind von der päpstlichen Regierung nach einem neuen Plane wieder aufgenommen. Man fand hinter der Kirche St. Anastasia verschiedene Gemächer aus der augusteischen Zeit und unter mehreren Statuen-Fragmenten eine wohlerhaltene Bildsäule des Brittanicus.

— Mit dem Schiffe „Trinité“ wird die kolossale Vase von Amathunt in Marseille erwartet, die allein als Ueberrest aus dieser Stadt auf Cypern zurückgeblieben war; sie soll in Louvre aufgestellt werden.

— E. Slingeneyer malt im Palais Dukal zu Brüssel die Hauptmomente der Geschichte Belgiens von Ambiorix und Bodougnat bis auf König Leopold I.

— Das Glück wird Richard Wagner nicht treulos. Auch der junge König von Portugal äußert Wohlgefallen an seinen Werken. In der Galavorstellung, welche die große Oper in Paris zu seinen Ehren veranstaltete, mußte die „Tannhäuser“-Ouverture, die an derselben Stelle vor mehreren Jahren ein furchtbares Fiasco erlitten hatte, auf sein Begehren executirt werden.

— Frau Schnorr von Carolsfeld ist, dem letzten Willen ihres verstorbenen Gatten folgend, am 1. Januar als Lehrerin für Gesang am Konservatorium in München eingetreten.

— Armin Früh, ein in Dresden lebender Komponist, hat Text und Musik zu einer vieraktigen Oper „Klotilde von Lusignan“ geschrieben, welche ganz im Mozart'schem Styl gehalten sein und von allen modernen Ausstattungsbehelfen, wie Ballet, komplizirte Maschinerien etc. ganz absehen soll.

— Paul Heyse's neues Schauspiel „Colberg“ ist mit vielem Beifall in Berlin aufgeführt worden. Die Kritik äußert sich minder günstig.

— „Die Afrikanerin“ war so umfangreich, daß die große Oper in Paris runde zwanzig Gesangstücke und eine Anzahl Recitative ausmerzen mußte, damit das Stück die üblichen Verhältnisse erhielte. Ein pariser Literat hat nun Fétis den Vorschlag gemacht, aus diesen abgeschnittenen Gliedern eine besondere Oper zusammenzusetzen, und Fétis hat sich mit Frau Meyerbeer darüber bereits in Verhandlung gesetzt.

— In Rom wird auch die „Afrikanerin“ bereits gegeben, aber ohne Musik. Das Scribe'sche Textbuch wurde nämlich von einem Italiener zu einem Drama bearbeitet.

* Mit allgemeinem Bedauern wird man überall vernehmen, daß Friederike Bremer nach kurzem Krankenlager am 31. Dec. früh auf ihrem Landsitze Arsta gestorben ist. Zu Abo (Finnland) im Jahre 1802 geboren und in Schonen, wohin ihr Vater, Kaufmann und Bergwerkbesitzer, übergesiedelt war, erzogen, lebte sie Anfangs in Norwegen bei ihrer Freundin, Gräfin Sommerhjelm, und nahm dann eine Stelle in einer Mädchen-Erziehungs-Anstalt in Stockholm an; doch gab sie dieses Amt bald wieder auf, um lediglich der Schriftstellerei zu leben, da ihre ersten Romane „die Töchter des Präsidenten“ und „die Nachbarn“ ungemeinen Erfolg gehabt hatten. Sie machte dann große Reisen durch Deutschland, aus dessen Literatur, wie sie stets gern eingestand, sie ihre geistige Bildung geschöpft hatte, ferner durch Frankreich, England, Nordamerica, Italien und schließlich auch durch den Orient. Ihre Werke sind in alle neueren Sprachen übersetzt worden und in Deutschland eine Zeit lang außerordentlich beliebt gewesen. Da sie sehr produktiv war, konnte es nicht fehlen, daß sie auch Mittelmäßiges zu Tage förderte; im Ganzen aber hat sie die Ehren, mit denen sie in der schwedischen National-, wie in der allgemeinen Welt-Literatur genannt wird, wohl verdient.

— In Genf starb am 18. December im Alter von 70 Jahren, Dr. Fr. Soret, ein Veteran aus der Glanzperiode Weimars. Soret war in den zwanziger Jahren zur Erziehung des Erbprinzen Karl Alexander nach Weimar berufen, und der strebsame, vielseitig gebildete junge Mann bald in den engern Kreis aufgenommen worden, welchen Goethe noch in seinem hohen Greisenalter um sich zu versammeln pflegte. Namentlich hatten seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse ihn Goethe empfohlen, dessen Krystallsammlung er ordnete und dessen „Methamorphose der Pflanzen“ er (Stuttgart, 1831) ins Französische übersetzte. Soret's „Notices sur Goethe“ gehören zum Besten, was in französischer Sprache über den deutschen Dichter-Heros geschrieben worden ist. Später hatte Soret den Titel eines weimarischen Legationsraths erhalten, und war noch 1848 mit einer diplomatischen Mission in Paris betraut. In seinen letzten Lebensjahren hatte er sich vorzüglich mit numismatischen Studien beschäftigt. Unter seinem Nachlaß dürften sich noch interessante Papiere aus der großen Zeit von Weimar befinden.

— Der bekannte Schauspieler des Theatre Français, Provost, ist gestorben. Er war zugleich Schriftsteller und einer der geachtetsten dramatischen Künstler der französischen Hauptstadt. Er ist 68 Jahr alt geworden.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. [illegible]

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 3. Bremen, 21. Januar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Béranger der Mensch und der Dichter.

Von Adolf Laun.

Wie ich im vorigen Jahre im Sonntagsblatte Chamisso, einen gebornen Franzosen vorzuführen suchte, der mehr wie je ein andrer sich unserem deutschen Wesen assimilirt hatte und durch sein Dichten und Leben das Interesse beanspruchte, so führe ich heute einen Dichter vor, der der ausgesprochenste Typus seiner Nationalität ist und grade dadurch einen unvergänglichen Ruhm weit über die Grenzen seines Landes hinaus, erlangt hat. War Chamisso, auf dessen Verhältniß zu Béranger ich aufmerksam machte, durch die wunderbaren Wandlungen seines Schicksals interessant, so war seine zeitgeschichtliche Bedeutung doch nur eine geringe. — Béranger kommt kaum aus Paris heraus, und sein Lebenslauf ist ein höchst einfacher, aber die Wirkung seiner Chansons grenzt ans Wunderbare, mit ihnen hat er den Thron der Bourbonen unterwühlt und der Restauration Schläge versetzt, von denen sie sich nicht wieder erholt hat, durch sie hat er nach der Juli-Revolution zur Aufrechthaltung der Opposition, des democratischen und kriegerischen Geistes in der Nation beigetragen, ja er hat, selbst ohne es eigentlich zu wollen, die republicanischen und socialen Bewegungen geschürt, die den Umsturz von 1848 hervorriefen und hat schließlich, freilich indem er es noch weniger wollte, durch seine Verherrlichung des ersten Napoleon, dem er eine mythische legendenhafte Bedeutung zu geben wußte, dem zweiten Kaiserreich in die Hände gearbeitet. Diese beispiellose Wirkung in gutem und schlimmem Sinne, seine durchaus exceptionelle Stellung, die ihn mit allen Schichten der Bevölkerung von der Handwerkstätte und Mansarde bis zum Ministertisch in Berührung brachte, verdankt er freilich der ereignißvollen bewegten Zeit, dann aber auch der Kunst und Geschicklichkeit, mit der er die populärste aller Poesiegattungen zu benutzen und zu heben wußte, verdankt er aber fast noch mehr der Selbsterkenntniß und Beherrschung, mit der er in den Schranken seines Talentes und seiner Stellung blieb, dem festen Sinne, mit dem er jeder Verlockung des Ehrgeizes und der Habgier entgegentrat, und sich in seiner Niedrigkeit und Armuth zu begnügen wußte. — Klugheit und Berechnung (denn er war scharf und weitblickend) spielten mit hinein, doch er hat nicht, wie Neid und Verkleinerungssucht behaupteten, eine bloße Rolle gespielt, man spielt nicht vierzig Jahre lang eine Rolle, am wenigsten die der Entbehrung und Entsagung; Mes chansons c'est moi, elles sont les mémoires chantantes de ma vie, sagt er selber. Wir müssen daher, um den Dichter zu verstehen, seine Person und sein Leben uns vergegenwärtigen. Von den äußeren Umrissen seines Lebens will ich nur das Nöthigste angeben (jedes Conversationslexicon hilft da nach) damit ich Raum gewinne, in die intimeren Seiten seines Wesens, wie sie seine Selbstbiographie, seine Correspondenz, die Aufzeichnungen seiner Freunde und seine mémoires chantantes, seine Lieder, bieten, zu blicken.

Vor Allem möchte ich bei dem Wunsche, Unbekannteres zu bringen, großen Nachdruck auf seine literarischen, politischen und moralischen Selbstbekenntnisse legen, und überhaupt die letzte Hälfte seiner poetischen Thätigkeit mehr in den Vordergrund stellen. Sie, so darf ich annehmen, ist meinen Lesern weniger bekannt, da ma biographie und mes dernières chansons erst einige Jahre nach seinem Tode herausgekommen sind und die Zeit längst vorüber ist, wo man sich lebhaft in Deutschland mit Béranger beschäftigte. — Ich habe noch etwas anderes dabei im Auge: seine posthumen Lieder sind in Original und Uebersetzung erst sehr wenig bei uns bekannt geworden; ich habe mich mannichfach mit ihnen beschäftigt und wie ich glaube, im vorigen Jahre des Sonntagsblattes und in den Fremden Dichtungen, Ruperti und Laun, Heyse 1862 Proben geboten, die der deutschen Auffassung und Empfindung zugänglicher sind, als die meisten seiner früheren Chansons, auf denen, als Partheigesängen und politisch socialen Spottliedern im Bänkelsänger-Tone freilich der eigentliche Kern seiner national-historischen Bedeutung beruht, die aber trotz Allem, was L. Seeger in ihrer Wiedergabe zu leisten gesucht hat, doch weder französisch geblieben, noch Deutsch geworden sind. — Der burleske Ton seiner Refrains, seine speciellen Witze und Anspielungen, der Pariser Jargon, in dem sie geschrieben sind, das specifisch Französische, mit einem Wort das, was sie grade so populär gemacht hat, ist eben nicht wieder zu geben, und wird auch im französischen Text nur von solchen ganz verstanden

und gewürdigt, die sich im Lande selber Jahre lang in die Nation hineingelebt haben. — Daneben giebt es freilich schon in seiner früheren Sammlung Lieder von allgemeinerem Character, doch das, wofür unsre Natur am Zugänglichsten ist, befindet sich meistens in seiner späteren Poesie, wo sich sein Wesen vertieft und, wenn auch indirect, unter deutsch-poetischen Einfluß gestanden hat, da giebt es Lieder, die uns geradezu anheimeln.

Béranger, die Taube mit der Adlerklaue, wie Börne ihn nannte, ist geboren zu Paris am 19. August 1780 im Hause eines Schneiders, seines Großvaters. Bei der Taufe erhielt er den Namen Pierre Jean, dem er, in seiner Art auch ein Apostel, freilich in ganz eigenthümlicher Weise entsprach. Seine Eltern hatten wenig Einfluß auf seine Erziehung. Der Vater, ein arbeitsscheuer, unbemittelter Handlungsgehülfe, war im Grunde ein hochstrebender Abenteurer. Er nannte sich Herr v. Béranger, obgleich sein Stammbaum auf sehr schwachen Füssen stand. Er war in einer Dorfschenke in Peronne geboren. Das hielt ihn aber nicht ab, den Aristocraten zu spielen und sich später unter dem Consulat in royalistische Verschwörungen einzulassen. Vielleicht ward der Sohn nur um so democratischer, weil er die aristocratischen Albernheiten des Vaters durchschaute. In seinem Dichternamen behielt er übrigens das de bei, um sich von einem gleichnamigen Chansonnier zu unterscheiden, sonst verhehlte er seine plebejische Abkunft in seinen Liedern wahrlich nicht je suis vilain et très vilain, ist ein häufiger Refrain derselben, in denen jedoch nie von seinen Eltern die Rede ist. — Seine Mutter war eine elegante Putzmacherin, die sich bald von ihrem Manne trennte.

Wie Villon, der Vater der Chansons und Molière war auch Béranger ein Pariser Gassenbube und lernte in den Gassen der Hauptstadt das, was sie alle drei zu den volksthümlichsten Dichtern des Landes gemacht hat. — Er wohnte auch, wie recht und billig, der Erstürmung der Bastille, die er später besingen sollte, bei. Im neunten Jahre, als die Revolution eine bedenklichere Gestalt gewann, schickte man ihn zu einer braven frommen Tante nach Peronne. Hier lernte er lesen und las statt der Gebetbücher die sie ihm gab, den Telemach, Racine und Voltaire, die in ihrer Bibliothek standen. Der Schelm, der im Knaben steckte, zeigte sich schon früh; einst, als er vor der Hausthür stand, schlug der Blitz bei ihm nieder und warf ihn besinnungslos zu Boden. Ins Bett gebracht und wieder zu sich kommend, rief er aus: Tante, was hilft Dir Dein Weihwasser, womit Du, wenns donnert und blitzt, Fenster und Thüren besprengst! — Als bald darauf Kanonendonner die Befreiung Toulons verkündete und die Marseillaise in den Gassen erklang, mögen wohl die ersten patriotischen Empfindungen, die die schönsten seiner späteren Lieder durchglühen, in ihm erwacht sein. — Im vierzehnten Jahre wurde er, wie Benjamin Franklin, sein Geistes und Seelenverwandter, Buchdruckergehülfe, und besuchte zugleich eine Schule, in der es wunderlich genug herging. Es war eine von einem Conventsdeputirten gestiftete Musterschule mit philanthropisch republicanischer Tendenz, wo alles nach Rousseauschen Prinzipien eingerichtet war. Eigentlich gelernt wurde Nichts, aber man übte sich in fingirten Adressen an den Convent, in politischen Debatten und Discussionen, hielt Schwurgerichte ab, trug Uniform und exercirte, kurz das sonderbarste aller Gymnasien war eine Art Klubb und Feldlager zugleich. Béranger spielte darin als erster Secretair eine Hauptrolle und hat hier, wenn auch keine classische Bildung, doch große Sprachgewandtheit gewonnen.

Im achtzehnten Jahre kehrte er nach Paris zurück, wo sein speculativer Vater auf einmal Theilnehmer an einem Bankgeschäft geworden war und daneben royalistische Verschwörungen betrieb, die den Sohn nicht wenig ärgerten. Mit einem vollen Geldbeutel gab dieser sich in aller Jugendlust den Zerstreuungen des Pariser Lebens hin, trieb allerlei Studien und besuchte fleißig die Theater, für die er in Compagnie mit anderen Vaudevilles schrieb. Er entwarf sogar ein Aristophanisches Lustspiel, der Hermaphrodite, das die Verkehrtheiten der Zeit durchhächeln sollte, aber die Größe Molières, den er zum Muster nahm, entmuthigte ihn. Hat Béranger auch später keine Dramen geschrieben, so sind diese Studien doch nicht verloren gewesen. — Die anschauliche Lebendigkeit und Schlagkraft, die wundervolle Gruppirung und in Scenesetzung vieler Chansons, die geradezu kleine Dramen sind, verdankt er ihnen ohne Zweifel; es ist damit wie mit Lafontaines Fabeln. Auch mit Plänen zu Idyllen und Elegien und einem Epos über Chlodwig, einer Ode über die Sündfluth und Wiedereinsetzung des Cultus, Alles im Stil der hergebrachten academischen Weise, befaßte er sich damals. — Zum Glück für seine Poesie wurde er aber bald unglücklich und verfiel in Armuth und Elend, denn auf die schönen Speculationen seines Vaters, die Millionen einbringen sollten, folgte bald ein gründlicher Banqerott und unser Dichter war wieder vis à vis de rien. — Da er von seinen poetischen Arbeiten noch nicht leben konnte, wollte er nach Aegypten gehen, wohin Bonapartes Eroberungen viele Franzosen lockten. Doch dieser Plan zerschlug sich, und er bezog eine jener in seinen Liedern so oft verherrlichten Bodenkammern. Hören wir nur, was er in seinen Memoiren sagt: Welch' wundervolle Aussicht hatte ich da (im Faubourg St. Martin) im 7. Stock, wie liebte ich es, am Abend meine Blicke über die unermeßliche Stadt hingleiten zu lassen, besonders, wenn sich in das dort emporsteigende unaufhörliche Gesumse das Grollen eines fernen Gewitters mischte; mit unsäglicher Befriedigung habe ich mich da, wenn auch ohne Geld und Sicherheit für die Zukunft eingenistet.

Allein zu sein und Verse zu machen schien mir eine Seligkeit.

Ueber seine damalige Lage sagt er in einem Briefe: Ich war sehr arm; um das kleinste Vergnügen bestreiten zu können mußte ich 8 Tage lang von Brodsuppe, die ich mir selbst zurecht machte, leben, dabei Reim auf Reim häufend und voll Hoffnung auf zukünftigen Ruhm! — In diese Zeit, die er zugleich in lustiger Gesellschaft mit singenden Freunden und lachenden Grisetten verbrachte, und wo beim Traiteur mancher Bär angebunden wurde, fällt die eigentliche Geburtsstunde seines Talentes. Hier nimmt sein Geist und seine Lebensanschauung jene Richtung, der er bis zur Todesstunde treu geblieben ist. Die bedrängte Lage weckte alle Hülfsquellen seiner Seele. Die Noth machte ihn heiter, die Armuth machte ihn reich. — Jetzt tritt er dem eigentlichen Volke in allen Schichten nahe und eignet sich seine Anschauungs- und Ausdrucksweise, seine Größe und Schwäche, seine Tugenden und Fehler in einer Weise an, daß wir beim Lesen des hier Entstandenen fortwährend vergessen, wie er darüber stand; das aber that er, denn sonst hätte er das Erlebte, Empfundene und Geschaute nicht künstlerisch verwerthen können. —

Die Form des eigentlichen Chansons, dem er, wie wir später sehen werden, eine neue und höhere Bedeutung gab, eignete er sich beim Eintritt in einen lustigen Sänger- und Dichterclubb an, genannt das Caveau, der Keller, wo die bekannten Dichter Collé, Panard und Désaugier dasselbe nach der Weise des 18. Jahrhunderts in improvisirten Lust-, Spott- und Trinkgesängen cultivirten. — Vor Allem lernte er hier den Refrain, die Seele der Gattung, handhaben. Auch ein anderer günstiger Umstand griff ihm zur rechten Zeit unter die Arme, denn beim Hungern, Singen und Schuldenmachen wurde ihm doch zuletzt bange. — Der Bruder des ersten Consuls, Lucian Bonaparte stand in dem

Ruf, ein edler, die Poesie protegirender Mann zu sein. Eines schönen Tages packte Béranger seine sämmtlichen höheren Poesien zusammen und sendete sie ihm mit einem Panisbrief. Lucian ließ ihn rufen, und versprach, ihn zu protegiren, aber ein Zerwürfniß mit dem während dessen zum Kaiser gewordenen Bonaparte veranlaßte denselben, nach Italien abzureisen. Béranger war wieder vis à vis de rien, da kam ein Brief und meldete, daß ihm Lucians Gehalt als Academiker (1200 fr.) von demselben abgetreten wäre. Außerdem verschaffte ihm der Trauerspieldichter Arnauld auch noch eine kleine Stelle als expedirender Secretair beim Unterrichtsministerium. — Bizarr genug ist es, daß der ausgelassenste aller Liederdichter so viel mit der Pädagogik zu schaffen gehabt hat. Nach der Julirevolution wollten ihn seine Minister gewordnen Freunde alles Ernstes sogar zum Cultusminister machen. Da antwortete er aber: Wenn Ihr mich zwingt, dieses Amt anzunehmen, so wird mein erster Act sein, daß ich die Einführung meiner Chansons in die Mädchenschulen decretire. Das Conseil lachte, und es war keine Rede mehr davon. — Seine Secretairstelle war im Grunde eine Sinecure, er machte selbst im Büreau Chansons, aber noch immer nur für seine Lisette und seine Freunde; an's Druckenlassen dachte er noch gar nicht. Indeß seine freilich sehr zahme politische Satyre auf den Kaiser Le roi d'Yvetot kam abschriftlich weit herum und erreichte selbst diesen, der herzlich darüber lachte, und den die erstaunten Kammerherren eines Abends vor sich hinsummen hörten:

Oh! oh! oh! ah! ah! ah!
Quel bon petit roi était cela:

Der Senateur, eine scharfe Satyre auf die Staatsverwalter und andere folgten bald und machten ihn rasch bekannt. Als seine erste Sammlung im Jahre 1815 zuerst im Druck erschien, war er schon ein berühmter Mann, seine Lieder waren schon von Mund zu Mund geflogen und abschriftlich von Hand zu Hand gewandert. Er hat ganz recht, wenn er einmal sagt: Hätte je ein Dichter der Druckerpresse entbehren können, so bin ich es! —

Nun aber wurde ihm Amtsentsetzung angedroht, wenn er fortführe, einerseits so unmoralische und anderseits so staatsgefährliche Lieder zu schreiben; aber er ließ sich nicht irre machen und führte seine poetischen Angriffe gegen die Bourbonen, die Priester, die Schwarzröcke, die Jesuiten und Duckmäuser, die Stellenjäger, die politischen Wetterfahnen, die anspruchsvollen Höflinge und Krautjunker, die Dickbäuche und Finanzmänner, kurz gegen Alles, was die Restauration wieder nach Frankreich gebracht hatte, fort. Er that es anonym, aber die ganze Stadt kannte den Vater der boshaften Lieder. Als er die zweite Sammlung herausgab, war er klug genug, zugleich seine Entlassung zu fordern von einer Behörde, die wahrlich langmüthig genug gewesen war. —

Nun aber begann für ihn die Zeit der Preßprocesse und Verhaftungen, die ihm erst die wahre Märtyrerkrone aufsetzte und seine Popularität bis zu einem beispiellosen Grade steigerte. Er wurde vor die Assisen verwiesen und als Frevler gegen die öffentliche Moral, die guten Sitten, die Religion und die Person des Königs verklagt. Man schickte ihn ins Gefängniß, wo er wieder Chansons machte, die da zeigten, daß seine lustige und boshafte Muse ihm dahin gefolgt war. Wieder frei geworden bot ihm der Banquier Lafitte eine Stelle an, aber er bedurfte dessen nicht mehr, sein Verleger bezahlte ihn zur Genüge.

Bei der neuen Sammlung von 1828 wurde er wieder verklagt und von Dupin in einem brillanten Pladoyer vertheidigt, das dieser schon so famosen Sache ein nur noch größeres Aufsehen gab. Als er zu neun Monaten und zu einer Geldstrafe von 10,000 Fr. verurtheilt war, brachte eine von Lafitte veranstaltete Nationalsubscription die Summe auf der Stelle auf.

Da nun bald nachher die Julirevolution, zu der er zugleich mit P. L. Courier, durch seine Pamphlete, mehr als Irgendjemand mitgeholfen hatte, anbrach und er seine Ideen der Verwirklichung nahe sah, entsagte er für immer der Stelle eines Agitators und politischen Parteidichters und überließ es den Jamben Barbiers, die bald erfolgende Enttäuschung in bitteren Satyren auszusprechen. — Er sagte: „Ich besitze keinen anderen Schatz, als meinen Ruhm, erlaubt mir, daß ich sparsam damit umgehe, der Dichter ist todt, der Mann ruht sich aus.“ Indeß der Dichter war noch nicht todt, nur der Parteisänger war es. Er ließ 1833 noch eine letzte Liedersammlung folgen, die ein anderes Gepräge trägt, über das ich ihn selber am besten sprechen lasse. Meine Lieder sind mein Ich. Auch ist darin das traurige Zunehmen der Jahre zu verspüren. Sie sind ernster geworden, sollte es ein Vorwurf sein, so bedenke man, daß der Geist der gegenwärtigen Zeit eben sosehr, als mein Alter in die Wahl meiner Stoffe mehr Gewicht und philosophische Bedeutung hat bringen müssen. Sie befassen sich mehr mit Fragen von socialem Interesse, als mit rein politischen. Darf man sich darüber wundern? Wenn man einmal das Princip, wofür man gestritten hat, als wiedererrungen annimmt, so ist natürlich, daß man es zum Vortheil der Meisten anzuwenden sucht. Das Glück der Menschheit ist der Traum meines Lebens gewesen. Ich verdanke dies dem Stande, worin ich geboren bin und der practischen Erziehung, die er mir gab.“ — Jetzt, wo er die Einsamkeit suchte, wurde es ihm schwer, sie zu finden. Er floh vor lästigen Besuchern, die sein Ruhm aus allen Ecken Frankreich's und Europa's herbeilockte, von Passy nach Tours, von Tours nach Fontainebleau und verkroch sich zuletzt in die entlegendsten Vorstädte von Paris. Auf allen diesen Wanderungen begleitete ihn seine treue Lebensgefährtin Judith Foy, von jüdischer Abkunft, in der man mit Unrecht das Urbild aller jener leichtsinnigen Lisetten und Grisetten gesehen hat, die seine Jugendlieder besingen. Sie war ein in jeder Hinsicht vortreffliches Frauenzimmer; sie ist es, der er das Lied „an die gute Alte“ gerichtet hat.

Sein Leben voll antiker Einfachheit, in der sich die sokratische Sophrosyne verkörpert, war der Beschaulichkeit, der Erinnerung, dem Studium und dem Umgange mit altbewährten Freunden in ländlicher Umgebung gewidmet. Viele seiner späteren Lieder malen den sinnig heiteren Greis in reizender Weise. Wie eifersüchtig er auf seine Unabhängigkeit war, beweis't die Zurückweisung des Ehrenkreuzes, des Sessels in der Academie und sein baldiger Wiederaustritt aus der konstituirenden Versammlung, von 1848, ein Jahr, dessen Revolution ihm nicht unerwartet, aber zu früh kam; — seine Ansicht darüber theile ich unten mit. — Von seiner fabelhaften Uneigennützigkeit und scrupulösen Gewissenhaftigkeit in Geldsachen liegen die merkwürdigsten Proben vor. So opferte er einst 30,000 Francs als Ertrag einer neuen Auflage seiner Gedichte, damit sie mit in die Masse des faillite machenden Banquiers kämen, dem er sie anvertraut hatte. Marschall Sebastiani bot ihm einst auf die liebenswürdigste Weise 100,000 Francs an, und wurde ebenso zurückgewiesen, wie später der Banquier Pereire, der ihm Actien für den Crédit mobilier al pari sandte.

Es würde zu weit führen, wenn ich die unzähligen Züge seiner Wohlthätigkeit an arme Handwerker und rath- und hülfsbedürftige Schriftsteller vorführen wollte; sie sind in seiner Correspondenz enthalten, die einen großen Theil seiner Zeit hinnahm, sie ist, wie seine Prosa überhaupt einfach, klar und geistvoll stylisirt.

Béranger starb am 16. Juli 1857 um 2 Uhr Abends in seinem letzten Zufluchtsorte in der Rue Vendome an einer Herzkrankheit, die ihn, den sonst so rüstigen Mann, in den letzten Jahren seines Lebens gequält hatte, als 77jähriger Greis. Noch im Todeskampfe machte er ein hübsches politisches Bon mot. Als er eben einen Erstickungsfall ritterlich überstanden hatte, tröstete man ihn und sagte, es sei nur eine oppression passagère. Er aber antwortete allez, l'oppression (was auch für politische Bedrückung gebraucht wird.) fatigue toujours et finit par tuer.

Ich war damals grade in Paris, und bin während der Krankheitstage mehrmals in seinem Hause gewesen, um mich, wie ganz Paris that, nach seinem Befinden zu erkundigen und bei ihm einzuschreiben. Ich kann mich nicht enthalten, aus einer damals entworfenen Skizze über meinen Pariser Aufenthalt eine auf Béranger's Tod und Beerdigung bezügliche Stelle mitzutheilen, sie giebt den lebendigen Eindruck, den ich als Augenzeuge hatte, wieder.

Eines Morgens ging ich über die Place des Victoires, in deren Nähe ich wohnte, und sah nicht weit von der Statue Ludwigs XIV. mit der Inschrift: „Viro immortali" eine Menge Leute vor einem Placate stehen, das Béranger's Tod und die Vorkehrungen verkündete, welche die Regierung getroffen, um etwaigen democratischen Demonstrationen vorzubeugen. Béranger I., dachte ich, bekommt vielleicht keine Statue in Erz wie jener Ludwig XIV., aber das vir immortalis ist ihm sicher; ich konnte mich beim Lesen dieser Todesnachricht, die gleich von einer Drohung begleitet war, einer zugleich wehmüthigen und bitteren Empfindung nicht erwehren, obgleich ich seinen Tod täglich erwartet hatte. — Auf den Boulevards begegnete mir ein Bekannter. „Kommen Sie mit zum Boulevard du Temple, Béranger wird begraben." „„Morgen, er ist ja gestern erst gestorben."" „Nein, heute, in einer Stunde." Je mehr wir uns dem Bastillequartier näherten, desto schwärzer wurde Alles von Volkshaufen und Truppencolonnen, aus den Faubourgs strömten ungeheure Massen von Blousemännern, und ich bekam da viele von jenen Gestalten zu sehen, die nur erscheinen, wenn das Barometer auf Sturm steht. Es waren ein Paar spannende Stunden, die ich in diesem Gedränge und Gewoge von wenigstens 400,000 Menschen verlebt habe. Alle Arbeiter von Paris hatten ihre Gewerke eingestellt und eilten herbei, um, wenn sie ihrem Lieblingsdichter auch nicht folgen konnten, doch seinen Leichenzug mit anzusehen; daß sie aber nicht folgen konnten, dafür sorgten die von mehreren Generalen commandirten, die Straßen absperrenden Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Regimenter: eine ganze stolze Armee für die Leiche eines bescheidenen Dichters! Man rannte hin und her und wurde, wie es schien, absichtlich durch die militairischen Evolutionen über den Weg, den der Zug nehmen würde, getäuscht; daß er nicht der gewöhnliche sein würde, war man schlau genug von der schlauen Polizei voraus zu setzen. Ein günstiger Zufall wollte, daß ich grade an der Ecke einer kleinen Straße stand, als der Zug vorbei kam; der einfache mit Palmen und Lorbeer bekränzte Leichenwagen war angemessen, Alles andere aber: der militairische Pomp, die kaiserlichen Wagen, das vornehme Gefolge, in dem keine Blouse, keine Handwerksjacke, kein bürgerlicher Rock zu sehen war, erschienen wie eine Verhöhnung gegen des Dichters letzten Willen. Wär's nicht so klug, man wär' versucht, es herzlich dumm zu nennen. Die Regierung, der die letzten Wahlen und die Attentatsgeschichte zu Kopf gestiegen waren, hatte da einen Fehler begangen, der nach Talleyrand schlimmer ist als ein Verbrechen, sie hatte Furcht gezeigt. — Trotz dieser bittern Einmischung ist mir aber doch ein unauslöschlicher Eindruck geblieben. Diese über mehrere Hunderttausende verbreitete Theilnahme, die ich auf den Gesichtern las und aus den Gesprächen hörte, dieser Eifer, mit dem ein jeder sich die Denkmünze, die Statuette, das Portrait des Dichters und selbst der ärmste einen Immortellenstrauß kaufte, um ihn als Zeichen der Trauer in's Knopfloch zu stecken, das tausendstimmige: honneur à Béranger! das den Vorbeizug der Leiche empfing, vergesse ich nie und zweifle, daß die Weltgeschichte je ein Dichterbegräbniß von so massenhafter Betheiligung gesehen, einer Betheiligung, die noch viel größer gewesen wäre, wenn die Beerdigung nicht in gradezu illegaler Weise wäre verfrüht worden.

Béranger's äußere Erscheinung ist auf den meisten von ihm erschienenen Bildern nur sehr ungenau wiedergegeben; die spießbürgerlich-bäuerische Haltung ist darin durchaus unrichtig, da er, wie viele Besucher bezeugen, selbst im Hausrocke noch etwas Distinguirtes hatte. Sein sehr proportionirter Wuchs erreichte kaum fünf Fuß einen Zoll, aber die Höhe und der Umfang seines Kopfes ließen ihn größer erscheinen und dieser Kopf war es, worauf sogleich das Auge des Besuchers sich richtete; er war sehr eigenthümlich geformt, und der Schädel drängte sich so nach der Stirn hin, als hätte er eine zu schwere Last von Gedanken zu tragen. — Seit dem zwei und zwanzigsten Jahre war Béranger kahl geworden und hatte dadurch jenes in der Jugend so sanfte und später so ehrwürdige Ansehen eines vom Leben ermüdeten Mannes, eines sich ausruhenden Patriarchen gewonnen. Dabei aber umschlossen die wenigen, ihm gebliebenen, kaum gebleichten blonden Haare, die er wachsen und auf die Schulter herabfallen ließ, sein Gesicht in liebenswürdigster Weise. Charakterfestigkeit war in jedem Zuge ausgedrückt; aber man las auch darin die Sanftmuth seiner Seele. Seine großen blauen Augen, die ein wenig aus ihrer Höhlung hervortraten, hatten einen Ausdruck, den Niemand vergessen konnte. Gegen das Ende seines Lebens hatten sie sich verschleiert und verdunkelt, aber sie hatten die Heiterkeit des Blickes bewahrt und sprachen noch voll Güte, als sein Mund schon verstummt war. — Wenn ein großer Gedanke durch seinen Geist zog, so leuchtete ein Blitz aus ihnen, und der Unwille machte, daß sie flammten. Der Mund besonders war von eigenthümlichem Schnitt, auf den gewölbten Lippen spielte zu gleicher Zeit das Lächeln des Wohlwollens und der Ironie. Schöne Worte entflossen ihnen vibrirend und harmonisch. Diese Stimme von fast immer sanftem und harmonischem Klange wußte aber auch, wo es Noth that, ernste und strenge Noten zu finden. Es war, als hätte in den letzten Tagen sein Sprachausdruck etwas Prophetisches bekommen, er hallte noch lange im Ohre der an seinem Todtenbette Stehenden wieder. In seiner Jugend war Béranger zart, kränklich und hinfällig gewesen und heftigen Kopfschmerzen unterworfen, von denen das Alter ihn befreite. Seine Miene, die Chateaubriand fine et voluptueuse nannte, war voll Anmuth, aber oft von Wehmuth angehaucht. Seine Hand war klein, schlank und fein. Er war ein großer Fußgänger und hatte einen festen, leichten Schritt; fast alle seine Chansons sind auf Spaziergängen entstanden.

Seine Kleidung war die eines protestantischen Geistlichen, von dunkler Farbe und sehr einfach, sein breitberändeter Filzhut stand ihm besser, wie jedem anderen; er hatte die frühere Mode beibehalten und trug noch im Alter große aufstehende Vatermörder im Halstuche, wie er sie in seinen jungen Jahren getragen hatte, aber in alle dem lag nichts Affectirtes, es war ihm nur um Behäbigkeit und Bequemlichkeit im Anzuge zu thun.

Zur Vervollständigung dieses Lebensabrisses und dieses Bildes seiner Persönlichkeit füge ich noch einige Züge über seinen Character, seine Weltanschauung und seine politischen Ansichten hinzu, ich entnehme sie seinen eigenen Aufzeichnungen und glaube, daß

sie die besten vorbereitenden Einleitung zum Verständniß seiner Poesie geben. — Béranger hatte in hohem Grade die geistigen Eigenschaften, durch die man glänzt und berühmt wird, vor Allem in Frankreich, doch damit erlangt man noch nicht die ungetheilte Liebe einer Nation, er verband aber mit seinem Talente eine gediegene Persönlichkeit, er war und blieb ein einfacher, unbestechlicher, anspruchsloser Mann, darauf beruhte das Geheimniß seiner Macht, seiner beispiellosen Stellung im Volke und in der Gesellschaft und das jetzige pietätsvolle Andenken seines Volkes.

Höre man nur folgende Aeußerungen über seine Stellung und freiwillige Armuth:

Mitten in die Gesellschaft der Reichen geworfen, setzte meine Dürftigkeit mich nicht in Verlegenheit, denn es kostete mich Nichts, zu sagen: Ich bin arm. Dies Wort, welches nur allzu viel Leute sich auszusprechen scheuen, ersetzt fast das Vermögen, denn es bewirkt, daß man sich erlauben darf, öconomisch zu sein. Macht nur aus Eurer Armuth keine gène für die anderen, versteht es, im passenden Moment Euch selber darüber lustig zu machen und man wird Mitgefühl damit haben, ohne Euer Selbstgefühl zu verletzen. Ich habe dies oft jungen Leuten gesagt, die allzu geneigt zu aristocratischem Luxus darüber erröthеten, daß sie ihn entbehren sollten: Wenn weder ihre Ehre noch ihre Unabhängigkeit leiden soll, so mögen sie lernen zu sagen: Ich bin arm. Wenn man nicht egoistisch sein will, muß man öconomisch sein. Das ist Reichthum, wenn man wenig Bedürfniß und viele Freunde hat«.

Sein Freundschaftssinn zieht sich wie ein rother Faden durch alle seine Lieder. Hören Sie aber eine merkwürdige Aeußerung von Liebe, die über manche Seiten seiner Liebeslyrik Aufschluß giebt: Vielleicht habe ich nie das gekannt, was unsere älteren und neueren Romanschreiber Liebe nennen, denn ich habe immer im Weib weniger die Gattin und Geliebte gesehen, was nur zu oft heißt, eine Sclavin oder Tyrannin daraus machen, sondern immer eine Freundin, die uns Gott geschenkt hat. Die achtungsvolle Zärtlichkeit, die dies Geschlecht mir seit meiner Jugend eingeflößt hat, war immer eine Quelle meines süßesten Trostes. So habe ich nach und nach eine geheime Anlage zur Melancholie bewältigt, die Dank den Frauen und der Poesie mich immer seltener heimsuchte, ich hätte jedoch nur sagen sollen, Dank den Frauen, denn die Poesie kommt mir von ihnen.

Die künstlerische und litterarhistorische Bedeutung seiner Lieder, denen fabelhafter Erfolg sein Urtheil leicht hätte verwirren können, überschätzte er keineswegs. Er sagt darüber, in einem Briefe an Chateaubriand, zu dem er in einem näheren Freundschaftsverhältniß stand, wie weit auch die litterarische, religiöse und politische Richtung der beiden Männer auseinander ging: »Mein Ruf, der so ausgedehnt, der so populär ist, der so weit hinabdrang, wie fast nie ein Schriftstellername gedrungen ist, hat mein Urtheil über meine Leistungen nicht verändert. Ich bin ein guter kleiner Dichter, ein gewissenhafter und geschickter Arbeiter im Fache der Poesie, dem die alten Liederweisen und die kleine Ecke, auf die sie sich beschränkte, Glück gebracht haben. Nur mit Erröthen habe ich mitunter bei meiner Poesie das Wort Leyer gebraucht, es ist nur eine Drehorgel, die ich ertönen lasse, aber sie ist unabhängig geblieben und hat mir dazu gedient, das Volk der Gasse zu trösten, das unsere vornehmere Litteratur vielleicht zu sehr vernachlässigt hat. Ich werde deshalb eine Zeile in der Weltgeschichte erhalten; wie viele große Männer müssen diese Zeile entbehren!«

Ein Dichter ist kein Philosoph und kein Politiker. Die Seele des Dichters wird nicht durch besonnene Erwägungen geleitet, sondern durch die Macht der Gefühle beherrscht, die eine große Erscheinung, ein großer Moment hervorruft, sie erzittert sympathetisch mit dem, was die Menge bewegt, und spricht sich in tönenden und bilderreichen Worten aus, an die man nicht den Maaßstab legen darf, der einer philosophischen oder politischen Abhandlung entsprechend wäre. — Wir dürfen daher auch nicht von unserm Dichter verlangen, daß er beim Schaffen seiner Chansons das Für und Wider hätte erwägen, und die historische respective Berechtigung dessen hätte anerkennen sollen, was er bekämpfte, oder die Gefahren, die in dem lagen, wofür er begeistert war und andere begeisterte. Hätte er Alles erwogen und bedacht, so wäre er eben kein Dichter gewesen, vor Allem kein Lyriker, dessen Natur es ist, die Stimmung des Moments zu reflectiren und das zum Ausdruck zu bringen, was die Menschen seiner Zeit und seines Landes bewegt. — Es wäre ebenso wohlfeil wie müssig mit historischen und moralischen Gründen die Einseitigkeiten unsres Dichters zu bekämpfen und ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. — Aber interessant ist es, aus seinen Aufzeichnungen zu entnehmen, wie klar und scharf er später rückblickend die Ereignisse der Zeit und die Natur seiner Landsleute würdigte. So sah er, wie auch sein seherhaftes Gedicht: die Sündfluth verrieth, die zweite Republik kommen und schrieb schon 1833 an den Prinzen Lucian Bonaparte: Im Interesse der Republik, die ich voraussehe, wünsche ich nur, sie möge nicht zu bald kommen. Der schlimmste Vorwurf, den ich der jetzigen Regierung mache, ist der, daß sie dieselbe mit der Hitze eines Gewächshauses groß zieht, und bei der ersten Nachricht von der Februarrevolution rief er aus: Wir hatten vor uns eine Treppe, auf der wir hinabsteigen konnten, und jetzt sind wir durchs Fenster gesprungen.

So war Béranger als Mensch, so seine Anschauungen und Ansichten. Es bleibt mir nun noch übrig, den Dichter vorzuführen und die große Wirkung seiner kleinen Lieder zu erklären. Doch ich muß denselben ihren Namen Chansons lassen. Das Chanson ist eine specifisch französische Gattung, ein halbgesungenes, halbgesprochenes Lach-, Lust-, Scherz- und Spottlied mit einem stets wiederkehrenden Refrain, der je toller und barocker er mit seinen tin, tin, ton, ton u. s. w. lautet, desto wirksamer ist. — Ausser zu Trink- und Rundgesängen haben die Franzosen fast so lange sie eine Poesie haben, es zum politischen und socialen Spott benutzt, und sowohl ihre Freude, als ihren Aerger, ihren Haß, als ihre Liebe darin ausgedrückt. Es war von jeher eine Schutz- und Trutzwaffe, und begleitete besonders seit den Kriegen der Ligue und Fronde alle Ereignisse des Tags gleich dem Vaudeville, nach dem man gleichfalls eine Geschichte Frankreichs schreiben könnte. Es schont Nichts, weder Thron noch Altar, weder Aristocraten noch Democraten, aber es ist in bewegten Zeiten auch immer eine Art Sicherheitsklappe gewesen, die die aufgehäuften Dämpfe verdunsten ließ. Schon Mazarin wußte, daß so lange die Franzosen singen, sie nicht schießen. Ils chantent, donc ils payeront. Sie singen, folglich werden sie die Steuern zahlen, sagte er und Chamfort meinte: La France est une monarchie absolue tempérée par des chansons. — Béranger, in dem er sich dieser Gattung, die unter dem Consulat und Kaiserreich durch Désaugier, Panovet und Collé zahm geworden und fast nur noch im eigentlichen Trink- und Gesellschaftslied cultivirt wurde, bemächtigte und sie wieder zur politischen Satyre verwendete, traf damit eine Fiber im französischen Volke, die augenblicklich anklingen mußte, zumal er sie nach allen Seiten hin cultivirte, ihr einerseits ihr leichtgeschürztes Gewand ließ und sie doch mit bedeutendem Inhalt zu erfüllen wußte, kurz, indem er aus dem, was bis dahin nur Gassenhauer gewesen war, ein Kunstproduct machte, dem aller Reiz der Natürlichkeit blieb. Er sagt selbst darüber: Die Chanson ist der Ausdruck populärer Ge-

fühle. Sie mußte ihren Character steigern mit der Bedeutung der Stimmungen, welche die öffentliche Meinung bewegten. Es war hinfort unmöglich mit betrogenen Ehemännern, geizigen Advocaten und Charons Nachen die Ehre zu gewinnen, in den Schenken von Handwerksleuten und Soldaten gesungen zu werden. Die Gattung also war die populärste, die es gab, die Zeit in der er lebte, war eine ereignißvolle bewegte, hat er doch zwei Revolutionen, zwei Kaiserthume, zwei Republiken und drei Königthume mit durchgemacht, und vom ersten Napoleon bis zum dritten unendlich viel gesehen und erlebt. Das aber ist es nicht allein, er war auch fortwährend in Paris, im Centrum der Bewegung und eine ganze, große Nation stand hinter ihm. Was bedeutet dagegen der Boden, auf dem unsere Volkssänger und politischen Dichter standen und stehen? »Paris ist Frankreich, sagte Göthe zu Eckermann. Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Wiederhall. Auch ist Béranger in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer eigentlichen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirket, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter immer als große Volksstimme vernommen wird.

Sie wissen, ich bin kein Freund von politischen Gedichten, allein solche, wie Béranger gemacht hat, lasse ich mir schon gefallen. Es ist bei ihm Nichts aus der Luft gegriffen, Nichts von bloß imaginairen oder imaginirtem Interesse, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und fast immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschahen und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung für die etwas gedrückten Franzosen ein Trost war, dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen drohten, das sind denn doch alles Dinge, denen man seine Zustimmung nicht versagen kann.«

So weit Göthe, den ich hier um so lieber anziehe, als er bekanntlich ein entschiedener Feind der Parteipolitik und der politischen Poesie war.

Suchen wir uns nun einen Ueberblick über seine poetische Thätigkeit zu verschaffen, die im Grunde sein ganzes langes Leben ausgefüllt hat, ohne über das Chanson hinauszukommen, so wird es passend sein, dieselben, deren Zahl weit mehr, als ein halbes Tausend beträgt, wenn man auch nur die gedruckten in Anschlag bringt, in verschieden Gruppen zu theilen.

1) In die eigentlichen Trink-, Lust-, Liebes- und Gesellschaftsgesänge, die durans nicht dem Titel, unter dem die erste Sammlung erschien: **Chansons morales et autres**, entsprach.
2) In die politischen und patriotischen und
3) In die von mehr allgemeinem Inhalt, die theils subjectiv gehaltene Stimmungen aussprechen, oder sich zu höherer Betrachtung erhebend und umfassendere philosophische und historische Fragen berühren, und sich oft bis zum Character der Ode aufschwingen, wenn er auch die Form des Liedes dabei innehält.

Ueber die erste Classe will ich kurz hinweggehen, sie sind muthwillige Erzeugnisse seines früheren Lebens und können den, der sich nicht mit dem frivolen Wesen der Franzosen und ihrer Auffassung erotischer Verhältnisse abfinden kann, nur verletzen, wie hoch sie auch vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, stehen. Doch will ich hier seine eigne Vertheidigung seiner vielangefochtenen ausgelassenen Chansons mittheilen, aber ich zweifle, daß man sie unterschreiben wird. Man muß, sagt er, dem Sänger des Königs von Yvetot viel verzeihen, hat Ludwig XVIII. gesagt, der für die Chansons eine specielle Vorliebe aus dem **Ancien Régime** mitgebracht hatte und in dessen Sterbestunde die meinigen auf dem Nachttisch lagen. -- Ziemt es übrigens meinem Jahrhundert, streng zu sein gegen Productionen, denen die Lustigkeit zur Entschuldigung, ja selbst zum Gegenstand dient, während der Roman und das Theater die Darstellung der brutalsten Leidenschaften bis zur Obscönität treibt? Hat die höhere Poesie sich nicht auch Vergehen der Art vorzuwerfen? Nachdem er sich auf Göthe und dessen römische Elegien berufen, fährt er fort: Meine verpönten Gesänge sind fast alle unter dem Kaiserreich entstanden und es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß es gewöhnlich die Zeiten des Despotismus sind, wo solche Erscheinungen zu Tage gefördert werden. Der Geist hat ein solches Bedürfniß nach Freiheit, daß er selbst auf die Gefahr hin, darin zu weit zu gehen, alle Schranken, die einen geringeren Widerstand darbieten, durchbricht. Kluge Regierungen wissen sich darnach einzurichten, die Venetianische beschützte die Courtisanen. Zu unsrer Väter Zeit amüsirten sich die ernsthaften Leute am Chanson, aber sie nahmen es nicht ernsthaft. Indem Du dieser Gattung der Poesie eine höhere Bedeutung gabst, hast Du sie verunreinigt und verderbt, werden mir meine Aristarche sagen. Ich kenne das, meine Herren, um nicht verboten zu werden, brauchte ich nur Nichts als Schlüpfrigkeiten zu bringen, leider bin ich zu alt, um von der Lection zu profitiren. Auch meinte er einmal, seine politischen Gesänge würden, warum ihm doch so sehr zu thun war, nie in die höheren Stände gedrungen sein, wenn sie nicht von den leicht geschürzten Kindern seiner Muse begleitet gewesen wären. Uebrigens ist es gewiß, daß ein großer Theil der frivolsten Lieder, die ihm zugeschrieben wurden, ihm nicht angehören.

Was nun seine politischen und patriotischen Lieder betrifft, so sind dieselben von einander zu trennen. In den ersteren ist er Partei-, in den letzteren vaterländischer Volkssänger. Die politischen Lieder haben heute ihre Spitze verloren und sind uns Späteren und Fremden nur noch zugänglich, wenn wir uns in das Land und den Zeitmoment versetzen. Dann aber können wir auch nicht umhin, zu bewundern, welche Fülle von Geist in ihnen ist, welches Feuer, welche Angriffslust, welche feingeschliffenen Pfeile sie entsenden, in welch' boshafte Ironie sie sich kleiden, wie gestaltenreich und lebendig bewegt diese kleinen Lieder sind, in denen eine bewundernswürdige Concision und eine große Klarheit und Correctheit des Ausdruckes herrscht, die durch die drastische Behandlung des Reims und des Refrains unmittelbar das Ohr treffen, die dem Handwerkermund gerecht sind und doch das ästhetische Gefühl der Höhergebildeten befriedigen.

Der eigentlich vaterländischen Gesänge ist eine große Zahl, sie sind zum Theil sehr einseitig und haben viel mit **victoire** und **gloire** zu schaffen, wie Alles, was von der **grande nation** in dieser Sphäre ausgeht, ja wir haben mitunter Grund zum Lachen und zum Aerger, wenn wir von den nordischen Barbaren hören, die einen Raubanfall in das schöne Frankreich machen und die edlen Kunstschätze stehlen, womit natürlich die gemeint sind, die Napoleon selbst gestohlen hatte. — Abgesehen von diesen und anderen französischen Einseitigkeiten und Uebertreibungen, werden wir doch zugeben müssen, daß ein glühender Patriotismus, wie er in Bérangers Liedern herrscht, immer was Heiliges und Ehrenwerthes ist, selbst wenn auch die meisten dieser Lieder sich gegen uns richten. — Arndts und Rückerts Zornlieder gehen auch nicht sanft mit den Franzosen um. — Man hat es Béranger häufig zum Vorwurf gemacht, daß er, der democratisch Gesinnte, den ersten Napoleon verherrlicht habe, er hat es aber erst gethan, nachdem er gestürzt war, und fand in den Erinnerungen an die große

Zeit (man denke nur an den alten Sergeanten, le vieux drapeau, les souvenirs du peuple, Waterloo etc. die zu den vollendetsten seiner Schöpfungen gehören) ein Mittel, das Selbstgefühl seines Volkes wieder zu heben, es im Unglück zu trösten und seinen Patriotismus zu beleben. — Hier kann ich mich nicht enthalten, da die Sache ihre Wichtigkeit hat, eine der Stellen zu citiren, wo Béranger über sein Verhältniß zu Napoleon spricht, der, wie er sagte, der edelste Gegenstand seiner Gesänge werden sollte. — „Wenn der Kaiser in den Gemüthern seiner Unterthanen hätte lesen können, so würde er sich eines seiner größten Fehler bewußt geworden sein, eines Fehlers, den die Natur seines Genies ihn begehen ließ. Er hatte die Presse geknebelt und dem Volke jede freie Betheiligung an den Staatsangelegenheiten genommen, und hatte so die Grundgedanken, die die Revolution in uns hervorgerufen, sich allmählig verwischen lassen, und daraus war eine gänzliche Erschlaffung aller Empfindungen entstanden, die bei uns die natürlichsten sind. Sein Glück vertrat bei uns lange Zeit den Patriotismus, da er aber die ganze Nation in sich verschlungen hatte, so fiel auch die ganze Nation mit ihm, und in ihrem Fall vermochte sie nur das den Feinden gegenüber zu sein, wozu er sie gemacht hatte. — Wo man die Bajonette kreuzt ist den Gedanken der Durchgang verwehrt. Man sieht hier, wie man den Denker, der rückblickend die Kehrseite der Napoleonischen Herrschaft erkennt, von dem Dichter zu trennen hat, den die Großthaten des Helden und seine gewaltige Erscheinung begeisterten.

Daß er trotz seines beschränkten Patriotismus doch sich auch zu einer höheren Auffassung der Menschheits- und Völkerbestimmung emporzuschwingen vermochte, zeigt unter vielen anderen seine Sainte alliance des peuples.

Gehen wir jetzt zu der Gattung über, wo er sich uns nicht von seiner historisch wichtigsten, aber von der Seite zeigt, wo wir am meisten mit ihm sympathisiren können. Ich meine die Lieder allgemein menschlichen Inhalts. Hier geht die Chanson, wenn die Form derselben und auch meistens der Refrain noch beibehalten werden, über ihre Schranken hinaus und wird zum Liede nach unsrem Sinn, ja selbst zur Ode. Die Lyrik war nie die starke Seite der Franzosen, erst die Romantiker, ein Hugo, Lamartine und Alfred de Musset haben darin Bedeutendes geleistet. Béranger hat schon vor ihnen Lieder gesungen, die sich zu der pedantisch steifen Odenpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts etwa so verhalten wie Bürger's und Göthe's einfach naturwahren Liederklänge zu den Oden und Bardengesänge der Klopstockschen Schule. — Er hat sich nie um die Frage über Romanticismus oder Classicismus gekümmert und an den Kämpfen dieser beiden Schulen nie Theil genommen; er ist ganz einfach seinem Instinct gefolgt und hat für den Ausdruck wahrer Herzensempfindungen einen so volksthümlichen und zugleich so edlen Ton getroffen, wie er bis dahin in Frankreich noch nicht war angeschlagen worden, sie sind oft mehr von Wehmuth durchhaucht, als man vom lustigsten aller Sänger vermuthen sollte; der characteristisch von sich sang:

> Du hast o Gott, für dieses Leben
> Mir Klugheit nicht noch Kraft geschenkt,
> Doch dafür Heiterkeit gegeben,
> Die treu bleibt und kein Herze kränkt.

Vor Allem sind dies einzelne Gesänge der Liebe, die eine große Innigkeit athmen und die frivolen Geständnisse, die er bisweilen in seinen ersten erotischen Gesängen macht, oft Lüge strafen.

In den seit 1830 neuerschienenen und vor Allem in den nach seinem Tode herausgekommenen Gesängen zeigt sich, wie sehr im Lauf des bewegten erfahrungsreichen Lebens sich sein Wesen vertieft hat, die wenigen Gedichte, in denen eine gewisse philosophische Prätention herrscht, wollen mir am wenigsten zusagen denn seine religiöse und philosophische Auffassung ist eine ziemlich oberflächliche, was sein Le dieu des bonnes gens hinreichend beweis't, aber da, wo er einen socialen oder moralischen Gedanken in ein Situationsbild einkleidet, ist er oft unübertrefflich, der Rosenkranz des guten Mannes, die Blinde, die Träume unserer jungen Mädchen und vieles Andere ist der Art.

Béranger steht, wie er es auch selber ausspricht auf dem Standpunkt des Deismus der werkthätigen Liebe, des Humanitätsgefühls und dessen, was die Franzosen bon sens nennen. Um die tieferen Probleme des Welt- und Seelenlebens hat er sich nicht gekümmert, sie wenigstens nur ganz selten zum Stoff seiner Poesie gemacht. Er sagt darüber: So sehr ich es liebe, daß der Dichter bei religiösen Gegenständen religiös sei, so abgeschmackt erscheint es mir, sich für erfüllt von einem Glauben zu geben, den man in Wahrheit nicht hat. Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, der Dichter erfülle heutigen Tages ein Priesteramt, aber obgleich er nur noch ein Gegenstand des Luxus in der gegenwärtigen Welt ist, so muß er doch dahin streben, daß seine Ehrlichkeit nicht bei den Ueberzeugungen in Zweifel gezogen werden kann, denen er dient, und die er zu verbreiten sucht. So sein Geständniß hierüber. Werden nun durch ihn auch nicht die tiefsten Seiten des Seelenlebens angeschlagen, bleibt seine Poesie auch fast immer beim bon sens und auf der Erde, und reißt er uns nur selten fort durch die Macht seiner schöpferischen Phantasie und die Gewalt seiner Leidenschaft, so werden wir doch auch nie bei ihm, wie bei vielen seiner dichterischen Zeitgenossen die ihm an Tiefe, Leidenschaft und poetischer Kraft weit überlegen sind durch Extravaganzen, durch Unnatur, Ueberspannung und gewollte Zerrissenheit und forcirten Weltschmerz gequält. — In den Gesängen seines Alters; auf die ich, wie schon gesagt, besonders aufmerksam machen möchte, herrscht eine milde Wehmuth, eine stille Resignation und eine heitere Selbstbeschränkung, die außerordentlich wohlthätig wirkt. Er nistet sich förmlich in seine friedliche Einsamkeit ein und führt eine innige Zwiesprache mit der Natur, deren grandiosen Seiten ihm freilich nie entgegengetreten sind, die er aber auch nicht zu schildern beansprucht.

Es sollte mich freuen, wenn ich sowohl durch meine Uebertragungen, als auch durch die obige Skizze wieder Interesse auf einen Dichter gelenkt hätte, der bei einem jedenfalls einseitigen Talent durch die Harmonie seiner Geistesgaben vor allem aber durch die Ehrlichkeit, Beständigkeit und Treue seines Characters einen weit über seine Leistungen hinausgehenden Ruhm erlangt hat, und eine Liebe und Verehrung, wie sie selten einem Dichter zu Theil geworden ist und den sein Vaterland seinen nationalen Dichter nennt.

Ich betone diese Seiten deshalb um so stärker, als seit einigen Jahren sich in der französischen Kritik Stimmen hören lassen, die ihn durch Anlegung eines Maßstabes zu verkleinern suchen, den der bescheidene Mann nie als für ihn passend würde anerkannt haben.

Er war und wollte nur Volksdichter sein und von ihm galt, was er selbst von seinem Freunde dem Deputirten Manuel sang:

> Er, der für Euch gekämpft hat treu und warm,
> Ich kannte seiner Seele tiefstes Streben,
> An ihm war Alles Volk, Kopf, Herz und Arm.

* Englische Gedichte.

Uebersetzt von Alice Salzbrunn.

Zeit.

Von W. L. Bowles.

> O Zeit, mit weicher Hand bedeckst du Wunden,
> Und wiegst in sanfte Wehmuth große Qualen,
> Und wenn die Sorgen leis' hinweg sich stahlen,
> Entschlummert müd' der Geist in öden Stunden.
>
> Mein einzig Hoffen ist in dir gefunden,
> Und muß ich auch den Thränenzoll bezahlen,
> Wenn mir verlorne Bilder lockend strahlen,
> Einst werd' ich doch in Abendruh gesunden.
>
> Wenn Sonnenblicke nach dem Regen scheinen,
> Kann spät am Tag ein einsam Vöglein singen,
> Vergessend, ob auch naß sind seine Schwingen.
>
> So werd' ich lächelnd einst den Schmerz verneinen,
> Doch welch' ein Weh muß durch die Seele dringen,
> Wenn du, o Zeit, nur kannst Genesung bringen!

Nach dreißig Jahren.

Von W. L. Bowles.

> Ich schied von dir, als jung du warst voll Schöne,
> Wie lieblich laß dir Treugedenken sagen;
> Um dreißig flücht'ge Jahre laß mich klagen,
> Seitdem ich mich zum leeren Haus gewöhne.

Verschwebte nicht wie Duft und süße Töne
Der Jugendliebe Traum? Und fast mit Zagen
Gedenk' ich dein in jenen sel'gen Tagen
Und das jetzt Silberhaar das Haupt bekröne.

Gelitten hab' ich viel in langen Jahren;
Nicht hofft' ich jemals noch im müden Leben
Aus deinen Augen Frieden zu erfahren.

Jetzt kann ich ernst die Freundeshand dir geben,
Warm wie Gebet wünsch' ich dein Glück zu wahren,
Voll Gluth, als sähe blühend ich dich schweben!

Das mißgestaltete Kind.

Von Vincent Leigh Hunt.

Ein Engel ist dies Kind hier sonder Lügen;
Belastet mit unheilbaren Gebrechen
Scheint fromm und wunderbar Geduld zu sprechen
Aus schmerzensgroßen Augen, müden Zügen.

Das „Glück der Kindheit“, will der Hohn es rügen?
Die Knaben toben mit Trompetenblechen,
Auf weichem Rollstuhl ruht mit seinen Schwächen
Der Lahme, sieht der Anderen Vergnügen.

Er klatscht in weiße Händchen, folgt dem Ziele,
Das Bruder Wilhelm seinem Ball gegeben
Und freut sich unbetheiligt an dem Spiele.

Stets will der Bruder laben und erheben:
Er schob ihn auf der Hausflur sonn'ge Diele,
Der Kranke hat durch ihn ein glücklich Leben.

Ein Engel im Hause.

Von James Henry Leigh Hunt.

Wie wär' es süß, wenn liebeweckend, traut,
Nicht glanzvoll blendend den, der ihn geschaut;
Ein Engel Abends käme, und sich licht
Und segnend zu uns neigte sein Gesicht.
Er brächte Kunde uns aus Himmelshöhn
Von Freunden, Kindern, — Kunde, mild und schön.
Von ihnen, die zur sel'gen Ewigkeit,
Wie wir es wissen, gingen aus der Zeit.
O, träumen wir? Sind wir im Leben nicht?
Die Engel schweben, — nicht nur im Gedicht.
Sie können mit uns gehn, wenn wir sie sehn,
Der Seelen Einklang liebevoll verstehn.
Ein Kind, ein Freund, ein Weib, ein sanftes Herz
Mit uns in Harmonie führt himmelwärts.

Literatur und Kunst.

* Leunis, Synopsis der drei Naturreiche. Botanik. Endlich erscheint, allen denen, welche sich wissenschaftlich mit Naturgeschichte beschäftigen, zu spät, das erste Heft der zweiten Hälfte der Botanik von Leunis Synopsis. Es begreift sich freilich, daß ein solches Werk mit seinen tausend Notizen und Nachweisungen, Quellenangaben, Namenserklärungen und Beschreibungen, mit seinen vielen Holzschnitten nicht rasch fortschreiten kann, aber wir möchten doch an Verfasser und Verleger die Bitte um möglichste Beschleunigung richten. — Das vorliegende Heft umfaßt Bogen 26—33 und führt die dialypetalen Dicotyledonen fast zu Ende; es wird demnach vermuthlich erforderlich sein, die Botanik in zwei Bände zu theilen, da noch lange nicht die Hälfte der Pflanzenfamilien gegeben ist. Das vorliegende Heft entspricht in seinem Reichthum der sorgfältigen Auswahl ganz dem Anfange des Werkes. Selbstverständlich wird man bei einer solchen Fülle von Angaben nicht für eine jede einzelne eintreten wollen, so z. B. wenn Cralaegus pyracantha Feuerbusch genannt wird, welcher Name in Norddeutschland wenigstens nur für Cydonia japonica in Gebrauch ist. Der auf Seite 494 erwähnte Vergiftungsfall einer großen Anzahl von Kindern in Bremen ereignete sich übrigens mit Samen von Tatropha lurcas, nicht vom Wunderbaum (Ricinus).

— Das Athenäum bespricht das ins Englische übersetzte „Leben Jesu“ von Strauß in einer langen, aber nicht sehr bedeutenden Recension, die zugleich einen Abriß vom Leben des Verfassers und seinen Bibelstudien zu geben unternimmt. Im Verlauf desselben wird bemerkt: als Strauß 1835 mit seinem ersten Werk auftrat, sei er ein junger und unbekannter Mann gewesen, der an einer sehr obscuren deutschen Schule (Tübingen!) Theologie lehrte. Dieses Buch sei in einem möglichst schlechten und unbehülflichen Styl geschrieben gewesen. (Während Strauß zu den besten deutschen Prosaikern gehört.) Er fuße in seiner Kritik wesentlich auf den englischen Deisten Hobbes und Toland, über welche und die französischen Encyklopädisten er auch nicht hinausgekommen sei. Nur in Deutschland habe er Aufsehen machen können, weil man da bis dahin nur eine orthodoxe Bibelauslegung gekannt habe. (Von Lessing und den Wolfenbüttler Fragmenten weiß der Recensent kein Wort.) Endlich sucht derselbe zu beweisen daß Strauß ein sehr mangelhafter Logiker sei, und schließt mit der Frage: „Ist ein solcher Mann geeignet unser Führer, Philosoph und Freund zu sein?“ Die Frage läßt sich verneinen, aber die Orthodoxie die Strauß bekämpft muß etwas sattelfester sein als sie hier in die Schranken geritten ist.

— Einer der geistvollsten Schriftsteller des gegenwärtigen Frankreich ist Alfred Assollant. Er gehört zu jenem Kreise gesinnungstüchtiger Männer, die sich allsonntäglich im Courrier du Dimanche ein Rendezvous geben, das vom Regime nicht eben mit günstigen Augen betrachtet wird. Siehe die unterschiedlichen Verwarnungen und selbst Unterdrückungen, von denen dieses Organ des Liberalismus, das im Herzen gut orleanistisch ist, bereits betroffen worden. Assolant hat sich für seine politischen Sonntagsbriefe im Courrier einen eigenen humoristischen Ton componirt, den er in allen Lagen festzuhalten weiß; leider überträgt er ihn auch auf seine romantischen Schöpfungen. Der so eben von ihm erschienene Roman: „Gabrielle de Chênevert“ (Paris, bei M. Levy, 1866), zur Zeit Ludwig's XV., des Vielgeliebten, und der Encyklopädisten spielend, machte schon des Verfassers wegen ein gewisses Aufsehen. Wie der zu häufige Genuß der würzigen Trauben des Weinstockes jedoch die Zähne stumpf macht, so tritt auch in diesem Romane die Eigenart Assollant's, zur „Manier“ geworden, in gar zu aufdringlicher Weise in den Vordergrund. Freilich, es ist ein „Roman honnête“, den uns der Autor bietet, eine heutzutage schlechterdings selten gewordene Sache, er ist witzig, sprühend in geistreichen Aperçus, aber die Ironie, von der er moschusartig durchzogen, läßt den Leser niemals zum vollen Behagen an den geschilderten Situationen und Persönlichkeiten gelangen. Man weiß nie recht, ob es den Autor mit seinen Schöpfungen wirklich Ernst ist, und dieses Gefühl wirkt mit der Zeit unangenehm, wo nicht langweilig. Dennoch ist „Gabrielle“ namentlich in der historischen und Localfärbung von trefflicher Zeichnung, und wer eine anständige französische Roman-Lectüre liebt, wird Assollant's Buch sicher mit Vergnügen durchfliegen.

— Henrik Leys ist beauftragt, die Geschichte von Antwerpen in einer reichen Reihenfolge im Rathhaus zu Antwerpen zu malen.

— Der Herzog von Massa, Verfasser des Libretto zu dem mit einigem Erfolg aufgeführten Ballet „Der König von Yvetot“ hat sich als Mitglied in die Gesellschaft der dramatischen Autoren aufnehmen lassen. Seine beiden Pathen bei diesem Act waren die Herren St. George und A. Scholl, und die Aufnahme erfolgte einstimmig von Seiten der durch die Collegenschaft eines Herzogs sehr geschmeichelten Corporation.

— Anfang v. M. wurde das neue Théâtre des fantaisies parisiennes eröffnet. Es liegt am Boulevard des Italiens und besteht aus denselben Räumen, in denen bisher Kunstausstellungen mit Concertproduktionen abwechselten.

— Am 8. December fand im Theatre du Chatelet in Paris die erste Vorstellung der „Laterne magique“ statt. Es ist eine Art von Revue und glänzend ausgestattet. Es zeigt uns die Frauen aller Zeiten und aller Kostüme, von der Eva an bis zu den Toiletten, die noch über die Jetztzeit weit hinausgehen und sich beinahe der einfachen Tracht des ersten Weibes der Welt nähern. Ebenso werden Tänze aller Jahrhunderte ausgeführt. Ein anderes Kassenstück ist Sardou's „La famille Benoiton“. Mit allen Waffen glänzender Technik und blendenden Dialogs zieht dasselbe gegen den modischen Luxus der Frauen zu Felde, was natürlich den darin beschäftigten Damen, als den lebenden Beispielen für die herrschende Prunksucht und Verschwendung, Gelegenheit giebt, in den kostspieligsten und reichsten Kostümen zu erscheinen, welche bisher die Pariser Bühne sah. Das Stück wurde auch in Compiegne mit großem Beifall gegeben, und ein weiteres Zeichen für das Aufsehen, welches es erregt, sind zwei auf anderen Pariser Bühnen gegebene Parodien: „La famille Mauvaiston“ und „La famille Queede — Bouton.“

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 4. Bremen, 28. Januar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Johann Wilhelm Loebell.

Von Georg Heinrich.

Mancher wird stutzen bei dem unbekannten Namen dieses Mannes, obschon er aus seinen Werken reiche Belehrung und wahren Genuß geschöpft hat. Gewiß ein seltner Fall zu einer Zeit, der man es so oft zum Vorwurf macht, daß sie über die bedeutenden Persönlichkeiten der jüngsten wie der frühern Vergangenheit in festen Urtheilen spreche, ohne ihre Schriften zu kennen, von ihrem Wirken nähere Kunde zu haben. Wie der Stempel des Münzmeisters das Metall einem bestimmten Werthe gleichsetzt, den das große Publicum anerkennt, ohne weiter zu untersuchen, ob er zu hoch oder zu niedrig gegriffen sei: so classificirt der Litteraturhistoriker die Geister und spricht ihnen eine bestimmte Bedeutung zu. Von Tausenden werden sie fortan unter dieser Formel aufgefaßt und sowohl im stillen Nachdenken als im Gespräche mit diesem fixen Werthe in Rechnung gezogen. Wie gesagt, ganz anders steht die Mehrzahl der Gebildeten zu Loebell, dem langjährigen Bearbeiter der Becker'schen Weltgeschichte. Viele kennen und lieben das Buch, aber der Freund, der es ihnen bot, ist vergessen. Erst als vor einigen Jahren die Nachricht von seinem Tode durch die Zeitungen lief und alle, welche etwas näher mit der Entwicklung unserer modernen Historiographie vertraut waren, den Verlust einer der ersten Zierden der Wissenschaft, eines ihrer bahnbrechenden Geister betrauerten, erst da hörte man auch in weiten Kreisen den Namen des Bonner Professors mit Theilnahme erwähnen. Dieser Stimmung der Trauer um seinen Verlust liehen zwei seiner Schüler einen würdigen Ausdruck indem sie unter dem Titel: „Zur Würdigung Johann Wilhelm Loebell's. Vier literarisch-historische Untersuchungen nebst vorausgehenden biographischen Notizen von Th. Bernhardt und Carl v. Noorden" (1864. Braunschw.) dem Leben ihres verehrten Lehrers und die Hauptrichtungen, die bedeutendsten Erfolge seiner Thätigkeit characterisirten.

Aus dieser Schrift hauptsächlich sind auch die Züge geschöpft, welche das nachstehende Bild des Mannes zeigt. Wer sich je in die Arbeiten Loebell's versenkte und von seinem echt historischen Sinne sich angeregt fühlte — der weiß, daß das Lob, welches ihm hier seine Schüler spenden, nicht Schmeichelreden sind, sondern der Ausdruck der Wahrheit. Wie es denn auch nicht in schwungvollen Phrasen sondern in besonnen abwägender Rede ertheilt wird, welche die Mängel des Mannes, die Grenzen seiner Begabung offen anerkennt. Wer wagte es auch, anders zu sprechen am Grabe des maßvollen, streng-redlichen Loebell.

Loebell ward am 15. Sept. 1786 zu Berlin geboren. Früh verwaist erhielt er seine Bildung im Gymnasium zum grauen Kloster, konnte jedoch seiner Neigung zu einer wissenschaftlichen Carriere nicht Folge leisten, sondern trat einem Wunsche seiner Mutter zufolge in ein größeres Banquiergeschäft ein. Doch war seine Liebe zur classischen Welt der Griechen und Römer zu entschieden und endlich gelang es ihm, aus jenem Verhältniß sich loszumachen und in Heidelberg und Berlin seine Studien zu vollenden die er wohl nie ganz unterbrochen hatte. Als denn die Zeit kam, da sich unser Volk erhob gegen die napoleonische Fremdherrschaft, trat Loebell zwar nicht unmittelbar in die Reihen der Kämpfenden, arbeitete jedoch in dem Büreau der Organisation der Landwehr und half so an seinem Theile das Joch mit abwälzen, unter dessen Schmach und Druck unsere Nationalität erstickt zu werden drohte — ein Glück, das manchem beherzten Patrioten z. B. Uhland, versagt blieb.

Nach dem Kriege verweilte Loebell in Breslau, anfangs als Privatgelehrter, dann als Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule. Die Liebe zu dem Alten hatte ihn zur Wissenschaft geführt — jetzt entschied sich die Richtung seiner Thätigkeit auf die Geschichte ohne bis ans Ende seines Lebens den großen Alten untreu zu werden. Hier in Breslau schloß Loebell auch die für seine ganze Entwicklung so wichtige Freundschaft mit den Romantikern Steffens und Tiek und mit F. v. Raumer. Mit Tiek blieb er bis zu dessen Tode in regem Briefwechsel, den er jedoch vernichten hieß — vielleicht unangenehm berührt durch den Gedanken, daß ein späterer Forscher, in der Hoffnung nähere Kenntniß über jene litterarische Periode zu verbreiten, auch dasjenige dem Publicum Preis gebe, was nur dem Freund bestimmt war, nur er verstand. Legen wir ja so manchen Briefwechsel bedeutender Männer unbefriedigt aus der Hand, weil wir uns durch den Wucht gleichgültiger Notizen nicht durcharbeiten mögen.

Sind doch die Herren der Geschichte zugleich Menschen wie wir, mit alltäglichen Bedürfnissen, alltäglichen Leiden und Freuden; und nur wenn die Gefahr eines übertriebenen Geniecultus droht, wie etwa bei Goethe, Schiller — nur dann ist es berechtigt und nothwendig, den Blick auch auf die Alltäglichkeit ihres Lebens zu richten und deshalb den ganzen Briefwechsel zu publiciren. Bei den übrigen Menschen gebe man nur das, was ihre Wirksamkeit für Volk und Menschheit zum klareren Verständniß bringt, will man das Publicum zwingen, auch auf ihr rein persönliches Treiben zu achten: so rächt es sich, indem es auch das Bedeutende ihrer Leistungen über dem Kleinlichen vergißt. — Der Biograph Loebell's und Tiek's wird allerdings bedauern, daß ihm somit eine reiche Quelle sicherster Kenntniß versiegte. Im Jahr 1823 siedelte Loebell nach Berlin über, um am dortigen Cadettenhause den Geschichtsunterricht zu übernehmen und er gewann hier einen bedeutenden und segensreichen Einfluß, obwohl er als bürgerlicher, nicht militairischer Lehrer natürlich eine doppelt schwierige Aufgabe hatte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch mehrere Arbeiten Anerkennung und erhielt 1827 den Ruf als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Bonn, wo er 1829 nach des berühmten Niebuhr Tode dessen ordentliche Professur übernahm. Ueber dreißig Jahre wirkte er auf diesem Platze als wirklicher Lehrer und Schriftsteller, erfüllte Viele mit Liebe zu geschichtlichen Studien und regte sie zu eigenen Arbeiten an. Außer zahlreichen kleineren Arbeiten von verschiedenem Werthe veröffentlichte er 1839 sein Werk „Gregor von Tours und seine Zeit“, mit welchem er entscheidend Bahn brach für eine wissenschaftliche Behandelung der älteren deutschen Geschichte. Die Franzosen und unter ihnen die gewandte Feder eines Augustin Thierry schilderten den altdeutschen Staat als ein wüstes durcheinander frischer Kraft, aber roher Gesetzlosigkeit, zügelloser Barbarei. Nicht anders urtheilen hierüber die großen deutschen Rechtshistoriker Eichhorn und Savigny. Selbst Niebuhr wiederholte noch 1829 beistimmend das böse Wort F. Schlegels „des Deutschen wahre Verfassung ist Anarchie.“ Es galt für ausgemacht, daß der Feudalstaat des Mittelalters, von dem Paul Roth sagt, daß er keine öffentliche Gewalt kenne, den Montesquieu treffend als „Anarchie mit Hinneigung zur Ordnung“ characterisirt, die consequente Fortbildung des altgermanischen Staatswesens sei, daß demnach die Geschichte lehre, daß die Natur unseres Volkes unfähig sei, ein vernünftiges Staatsgebäude herzustellen und zu ertragen. Am Beginne dieses Jahrhunderts war es eine unumstößliche Wahrheit, die jeder Schuljunge hochweise wiederholt, daß die Deutschen ein Volk der Dichter und Denker seien und die politischen Aufgaben andern realistischer angelegten Nationen überlasse. Loebell's Werk führte uns zu einem bessern Verständniß des für diese Zeit wichtigsten Schriftstellers (Gregor v. Tours schrieb seine Geschichte der Franken um 590), und vernichtete durch seine, überzeugende Untersuchungen die pathetischen, in schillernden Farben vorgetragenen Behauptungen der Franzosen. Einige der wichtigsten Fragen brachte er zum Abschluß, andere führte er der Lösung nahe. Noch heute ist sein Werk unentbehrlich, obwohl die bedeutendsten Historiker unserer Tage auf dem von ihm gelegten Grunde fortbauten. Namentlich Waitz Verfassungsgeschichte und die Werke von Paul Roth u. A. begründeten ausführlich die jetzt allgemein angenommene Auffassung, daß der altdeutsche Staat eine festgefugte Ordnung zeige, wenn auch in zum Theil noch unentwickelten Formen und daß der Feudalstaat des Mittelalters erst aus der Zerstörung jener Ordnung entstanden sei. Diese Erkenntniß hat nicht wenig dazu beigetragen, frischere Hoffnung für die Zukunft unseres Vaterlandes zu erwecken. Nur ultramontane Historiker wie Ficker in seinen bekannten Streitschriften gegen H. v. Sybel und geistreiche Köpfe, die von andern nicht lernen, wie Gervinus, halten an der alten Confusion fest.

Erwarb sich Loebell so ein bedeutendes Verdienst um die wissenschaftliche Forschung, so hatte er zu gleicher Zeit den Dank der Nation verdient durch den Eifer, mit dem er seit 1824 der wiederholten Umgestaltung der Becker'schen Weltgeschichte oblag. Karl Friedrich Becker hatte sein Werk bis zum 4. Bande geführt, eine zweite Auflage bis zum 5. als er 1806 starb. So unkritisch seine Methode war, so einseitig sein Urtheil — so hatte doch sein bedeutendes Erzählertalent die Herzen des Publicums gewonnen. Nach seinem Tode übernahm Woltmann das Werk, der zwar mehr von den soliden Eigenschaften besaß, die der Geschichtschreiber bedarf, dem aber gerade die gewandte fesselnde Sprache abging. In der V. und VI. Ausgabe besorgte Loebell Bd. 1—9. In der 7. hatte ihn Max Dunker Bd. 4—6 und Bd. 9 abgenommen. Den Ton der Becker'schen Erzählung suchte Loebell festzuhalten, aber abgesehen von den zahlreichen Berichtigungen im Einzelnen, gewann das Werk durch ihn erst einen einheitlichen Character. An Stelle des oft oberflächlichen Räsonnements trat eine tiefere historische Auffassung. Sah Becker in der Weltgeschichte vorzugsweise eine moralische Bildergallerie, lag seine Stärke in der Characteristik der Personen durch einige glückliche Striche, so gestaltete Loebell vorzugsweise die allgemeinen Umrisse neu, welche die einzelnen Bilder Becker's verknüpften. So schildert Th. Bernhardt diese Thätigkeit seines Lehrers und als Beispiele einer solchen Vertiefung und Berichtigung des historischen Urtheils vergleicht er unter andern die Auffassung, welche Loebell von Constantin dem Großen und Gregor VII. verbreitete mit der ursprünglichen Beckers. Eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung ist leicht versucht die Handlung dieser und ähnlicher Männer auf kleinliche Motive zurückzuführen, allein einmal wären ihre Erfolge gar nicht zu begreifen, wenn ihre Thätigkeit nicht ein wesentliches Bedürfniß ihrer Zeit befriedigt hätte. Sodann aber werden solche Führer einer Parthei oder einer ganzen Epoche zwar häufig von starken Leidenschaften bewegt, zeigen oft Schwächen, die sich von dem Bilde ihrer sonstigen Größe um so häßlicher abheben, so daß sie einer misgünstigen Beurtheilung manche Blöße bieten — man denke an das Pamphlet, das sich Macaulay nicht schämte als eine Characteristik Friedrich des Großen drucken zu lassen — allein durch das Gefühl ihrer hervorragenden Stellung, der gewaltigen Aufgabe, die ihnen geworden, erheben sie sich über die Mängel ihres Wesens. Auf die Dauer lassen sich die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte nicht von kleinlichen Neigungen zügeln. In diesem Sinne haucht Loebell der Becker'schen Weltgeschichte einen wahrhaft historischen Geist ein. In der Vorrede zu seiner „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen“ 1846 sagt er selbst: „Den früher von mir gelieferten mehrfachen Bearbeitungen eines beliebten weltgeschichtlichen Werkes bin ich mir bewußt so vielen treuen Fleiß gewidmet zu haben, wie es nicht häufig bei ursprünglich fremden Arbeiten geschieht; immer aber war ich dabei von dem wenn auch noch so sehr erweiterten Plane eines Andern abhängig. Des hier vorliegenden Versuches Absicht ist, um einige nicht unbedeutende Stufen höher zu treten.“ Daß der Ruhm seiner Arbeit vorzugsweise dem Namen eines Andern zu Gute kommen werde, daran denkt der bescheidene Mann nicht, er beginnt die selbständige Bearbeitung der Weltgeschichte nur, um dem Bedürfnisse seines Volkes besser zu genügen. Mit einer früher kaum geahnten Raschheit, heißt es a. a. Orte weiter, wächst in Deutschland die Theilnahme für alle öffentlichen Angelegenheiten“ und zugleich „der Trieb, sich über die Entwicklung der Vergangenheit zu belehren. Es kommt wahrlich nicht wenig

auf die Art der Nahrung an, welche ihm geboten wird.“ Darum sei es ein falscher Hochmuth, wenn die Männer der Wissenschaft aus Scheu vor dem nothwendig populären Tone von der Aufgabe einer Weltgeschichte zurückständen und sie denen überließen die „ohne Beruf und Vorbildung, ohne einen Begriff von Kritik und kritischer Forschung keiner Quelle und Hülfsmittel bedürfen, als einiger universalhistorischer Werke Anderer, um ein neues zu bilden.“ Loebell will denkende Leser, die sich von vorn herein zu der Ueberzeugung führen lassen, daß in der Geschichte Vieles nicht auf directer Ueberlieferung, sondern auf mehr oder weniger sichern Schlüssen beruhe und die Gründe mit denen bei wichtigen Fragen gestritten wird, in ihrer Allgemeinheit, nach Ausscheidung der gelehrten Einzelheiten und Nachweisungen, kennen lernen wollen.“ Ich kann es mir kaum versagen zu zeigen, wie meisterhaft ihm diese Absicht gelingt, bei den Fragen über die angebliche Thierähnlichkeit der Menschen, die absichtliche Erfindung der Sprache und der Staatsordnung. Vorzugsweise ausführlich ist seine Erörterung bei solchen weitverbreiteten Vorurtheilen, wie denn schon der Titel seines Werkes zeigt, daß es nicht in seiner Absicht liegt, den gesammten Vorrath des Ueberlieferten gleichmäßig zu behandeln. Dies beenge nur den Raum und hindere den Leser, das historisch bedeutende sofort in seiner ganzen Wichtigkeit zu erkennen. Leider führte Loebell das Werk nicht über den ersten Band hinaus, der die orientalischen Culturvölker und die Heroenzeit der Griechen behandelt — aber dieser ist auch dringend einer sorgfältigen Lectüre zu empfehlen.

Andere Arbeiten nahmen ihn in Anspruch, als deren Früchte er seit 1866 zwei Bände der Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode veröffentlichte (B. I. Klopstock B. II. Wieland). Den fast druckfertigen dritten Band (Lessing) hat gemäß einer testamentarischen Verfügung des Verstorbenen — der auf diesem Gebiete als gründlicher Forscher bekannte Koberstein kürzlich edirt. Der Raum dieses Aufsatzes verbietet eine eingehende Würdigung dieses bedeutenden Werkes, aber wer nur einen Blick hineinwirft in den ersten Band und etwa die Geschichte des berühmten Streites um die angeblichen Lieder Ossians, einer Fälschung des Schotten Macpherson, lies't, oder die gründliche Erörterung über das rege Interesse Friedrichs des Großen für eine glückliche Entfaltung der deutschen Litteratur, das man oft vergißt über dem befangenen absprechenden Urtheile, das er über Goethe fällte und das ihn doch begeisterten Sinnes eine Zukunft vorhersagen ließ, an der auch die Höfe von ihrem französischen lassen würden — wer nur diese oder eine der zahlreichen ähnlichen Untersuchungen lies't — der wird die Behauptung nicht übertrieben nennen, daß aus diesen nicht starken Bänden eine größere und gediegenere Kenntniß zu gewinnen ist, als aus manchem vielbändigen, hochgepriesenen Werke. Der Leser soll nicht bloß die Urtheile Loebells über die Meister der großartigen Epoche hören, eingefügt in den Rahmen der Lebensschicksale dieser Männer und allgemeiner Bemerkungen über die Zeit, er soll verstehen, unter welchen Einflüssen der Dichter ein Werk schuf und welche Wirkungen er durch dasselbe hervorrief. Nichts ist belehrender als diese Geschichte der Beurtheilungen, die ein Werk erfuhr und es ist ein glücklicher Griff, daß Loebell sie geradezu in den Plan seines Buches aufnahm, während sich bei andern Litterarhistorikern selten mehr als vereinzelte Angaben der Art finden. An solchen Beispielen lernen wir die verschiedenen Geschmacksrichtungen, die sich in einer Periode entgegenstehen oder auf einander folgen, deutlicher unterscheiden als durch noch so gewandte, an schlagenden und was nahe liegt an spielenden Gegensätzen der Rede reiche Characteristiken.

„Fast bis zum letzten Athemzuge war es Loebell vergönnt, thätig zu sein, aber er verdankte dies nicht zum kleinsten Theile der Stärke seiner Seele, mit welcher er quälenden körperlichen Leiden in bewundernswerthem Maße Widerstand leistete. Seit Anfang des Jahres 1863 hatten sie ihn in besonderer Heftigkeit überfallen und von Woche zu Woche sank seine Lebenskraft, bis er in der Frühe des 12. Juli erlag.“ Seine Persönlichkeit hatte im Leben oft „eine falsche misskennende Beurtheilung erfahren, und doch war er ein Mann von seltener Pflichttreue, strengem Wahrheits- und Rechtsgefühl, von edlem reinen Sinn und einem trefflichen Gemüth, welches warm schlug für den Verkehr der Menschen mit dem Menschen. Er war ein aufopfernder Freund und hegte für Alle, mit denen ihn sein Lebensgang zusammenführte wohlwollende Theilnahme, namentlich für diejenigen, auf deren Geistesentwicklung es ihm möglich gewesen, Einfluß zugewinnen.

So schildert uns Th. Bernhardt seinen verehrten Lehrer, dessen Verdienst er aber weit entfernt ist zu überschätzen. Meint er doch sogar, daß Loebell trotz der unausgesetzten Erweiterung seines wissenschaftlichen Standpunkts, sich nie ganz der gegenwärtig herrschenden Richtung angeschlossen habe, welche vor allen Dingen möglichste Vollständigkeit des für die Lösung einer Frage in Betracht kommenden Materials anstrebe. Ohne Zweifel trifft diese Bemerkung, soweit sie einen Vorwurf einschließt nur die zahlreichen kleinern Aufsätze Loebells, nicht den Gregor von Tours, nicht die Litteraturgeschichte. Bei universal-historischen Arbeiten ist jene Forderung in ihrer Strenge überhaupt nicht zu erfüllen, Loebell that, was möglich war, wenigstens bei dem eignen Werk.

Wir gingen von der Betrachtung aus, daß Viele sich an einem Werke Loebells erfreuten, die seinen Namen vergessen, indem wir ihm die verdiente Anerkennung zollen, wollen wir uns jedoch der Mahnung Lessings erinnern:

„Wer wollte nicht den Klopstock loben?
Doch werden sie ihn lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Bedeutende Männer ehrt man, wenn man von ihnen lernt, ihre Bestrebungen wieder aufnimmt. Eine wahre Herzensangelegenheit war aber unserm Loebell die frische gedeihliche Entwicklung der protestantisch-unirten Kirche. Aus seinem ernsten Studien der Geschichte hatte er ein tiefes Verständniß von der Bedeutung der religiösen Ideen für den Einzelnen wie für die Völker gewonnen und trat dem Versuche gewisser Historiker diese Bedeutung todt zu schweigen bei jeder Gelegenheit entgegen. Andererseits bekämpfte Loebell jede unfreie Gesinnung und Handlungsweise, die undeutsche, ultramontane Gesinnung unter der Bischofsmütze oder im lutherischen Chorrock — doch bedürfen seine dagegen gerichteten Schriften einer eingehendern Betrachtung als hier am Schlusse seines Lebensbildes möglich. Nur so viel sei gesagt; daß „die historischen Briefe über die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus“ und „die Stimmungen und Bestrebungen der Katholiken in Rheinpreußen (Preuß. Jahrbüch. IX. 1862.) die große Masse der Gleichgültigen aus ihrem Schlafe aufwecken sollten, denn in solchem Kampfe sei Neutralität ein Verrath am geistigen Vaterlande. Wahrlich, nicht besser können wir Loebells Namen ehren, als wenn wir dieser seiner Warnung Folge leisten, zugleich aber fern bleiben von aller Verfolgungssucht, allem intoleranten Wesen und einem jeden freien Spielraum geben zur Entfaltung seiner Individualität. Denn Loebell war darin ein echter Schüler der großen Alten, daß ein schönes Maß den reichen Fluß seiner Rede fesselte, den Drang seiner Gefühle und Neigungen mit sicherm Zügel beherrschte und selbst in jenen Briefen einen gehässigen, polemischen Ton nicht aufkommen ließ.

* Aus Bérangers Liedern.

Von Adolf Laun.

Mein Rock.

Du alter Rock, bewahe mir Deine Treue,
Wir beide gehn denselben Pfad;
Zehn Jahr' lang bürst' ich täglich Dich aufs Neue,
Wie's Socrates nicht besser that.
Wenn das Geschick mit immer neuen Schlägen
In Deine dünnen Fäden bricht,
Dann mach's wie ich, und stemme Dich entgegen.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht.

Der Tag, an dem ich Dich zuerst getragen,
Wie lebhaft stellt er mir sich vor,
Mein Namenstag! um Schönes mir zu sagen,
Wie lobte Dich der Freunde Chor!
Sie blieben treu; und ob auch Dein Gewebe
Von ehrenvoller Armuth spricht,
Nicht einer, der nicht heut' Dich noch erhebe.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht.

Am Aermel muß ich diese Nath hier finden,
Sie mahnt mich ach! an süßes Glück;
Lisetten wollt' ich einst mich rasch entwinden,
Da zog sie schmollend mich zurück.
Das gab ein Loch, und um's zu flicken,
Die Sache schien ihr von Gewicht,
Verstand sie mich zwei Tag' lang zu umstricken.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht.

Hab' ich mit Moschus je Dich parfümiret,
Wie's Mode in der feinen Welt,
Hab' ich bei Hof mit Dir antichambriret,
Der Großen Hohn Dich bloßgestellt?
Ganz Frankreich lechzet nach dem Ruhme
Des Bändchens, das von Würden spricht,
In Deinem Knopfloch glänzt des Feldes Blume.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht.

Nicht fürchte mehr, daß eitles Jagen
Und Rennen unser Loos wird sein,
Wie in der Zeit voll Lust und voll von Plagen,
Voll Sturm und voll von Sonnenschein.
Bald heißt's, auf ewig sich entkleiden,
Wenn wahr, was meine Ahnung spricht,
Drum warte nur, laß uns zusammen scheiden.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht.

Die zerbrochene Geige.

Komm, Köter, nag' an diesem Reste,
Den man mir armen Manne bot,
Ein Kuchen ist es noch vom Feste,
Und morgen giebt's nur trocknes Brod. (bis)

Die fremden Sieger wollten, ihnen
Sollt' ich zum Tanz aufspielen hier,
Ich aber sprach: Ich kann nicht dienen,
Und man zerschlug die Geige mir.

Des Dorfs Orchester war sie Allen,
Und hin sind Lust und Fröhlichkeit,
Kein Tanzlied hört man jetzt mehr schallen,
Kein Wächterlied zur Morgenzeit. (bis)

Mit ihrer Saiten hellem Klange
Begrüßt sie jetzt nicht mehr die Braut,
Die sehnsuchtsvoll zum Kirchengange
Dem Bräut'gamszug entgegenschaut.

Den Pfarrer konnte sie verleiten,
Bei unsrem Tanze zuzusehn,
Es müßte selbst beim Klang der Saiten
Der Königsstirn der Ernst vergehn. (bis)

Als sie in unsres Ruhmes Tagen
Aufspielte bei dem Tanz am Rain,
Wer hätte da gewagt, zu sagen,
Was einst ihr Schicksal würde sein.

Komm, Köter, nag' an diesem Reste,
Den man mir armen Manne bot,
Ein Kuchen ist es noch vom Feste,
Doch morgen giebt's nur trocknes Brod. (bis)

Wie werden jetzt die Sonntagsgäste
Beim Lindenbaum gelangweilt sein;
Wird ohne Geig' am Winzerfeste
Der Erndte Gott den Segen leihn?

Sie linderte der Arbeit Qualen
Und milderte des Armen Noth,
Sie war es, die beim Steuerzahlen,
Bei Sturm und Hagel Tröstung bot. (bis)

Sie sprach bei Hader und Beschwerden,
Bei Haß und Zorn ein kräftig: Schweig!
Es war kein Scepter je auf Erden
Im Wohlthun meinem Bogen gleich.

Der Feind, man muß ihn bald verjagen,
Weckt meinen Muth durch unsre Schmach,
Ich werde die Muskete tragen,
Weil er die Geige mir zerbrach.

Und wenn sie meinen Tod erfahren,
Dann sprechen meine Freunde all':
Nicht sehen konnt' er's, daß Barbaren
Getanzt bei unsres Reichs Verfall. (bis)

Komm, Köter, nag' an diesem Reste,
Den man mir armen Manne bot,
Ein Kuchen ist es noch vom Feste,
Doch morgen giebt's nur trocknes Brod.

* Sanct Cosmas und Sanct Damian.

Zur bremischen Reliquiengeschichte.

Von H. A. Schumacher.

Von den Heiligen, denen vormals in der Hauptkirche des bremischen Erzbisthums besondere Verehrung gezollt wurde, hat kaum ein Einziger in der Erinnerung der protestantischen Nachkommen sich erhalten; das Bauwerk unseres Domes zeigt nur noch einzelne spärliche Reste von Kunstwerken, die vordem für den Heiligendienst bestimmt waren; vergessen sind die ehemals mit Inbrunst angerufenen heiligen Namen und verloren die früher mit höchstem Stolze gefeierten Kunstschöpfungen. Erst die aufs Neue beginnende bremische Geschichtsforschung hat versucht, Entschwundenes wieder wach zu rufen, bisher Verschollenes wieder zu entdecken *). Das historische Interesse und die Liebe zur Kunst ersetzen uns jetzt die fromme Verehrung und Begeisterung der Voreltern. Mit Eifer ist insbesondere dem Verbleibe der ehemals so reichen und bewunderten bremischen Domschätze nachgespürt und mit der Sammlung des Zerstreuten ein erfreulicher Anfang gemacht worden.

Es ist leicht erklärlich, daß bei dieser Arbeit die Forschung ihr Augenmerk besonders auf die Heiligen richtete, deren Verehrung sonst in der älteren deutschen Kirche ziemlich selten erscheint, lange Zeit aber gerade in Bremen mit Vorliebe gepflegt

*) Vergl. hierbei die Mittheilung über die letzte Sitzung der Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Alterthümer.

wurde. Unter diesen ragen zwei zu der Reihe der Schutzpatrone zählende Märtyrer hervor, deren Namen häufig in den bremischen Geschichtsquellen, in den Chroniken Adam's von Bremen, Gerhard Rynesberch's, Herbord Schene's, sowie in den Inventarien des Domes anzutreffen sind, zwei Heilige, deren Gestalten noch heute auf einigen der werthvollsten älteren Kunstwerke der hiesigen Peterskirche erscheinen.

Die Brüder Cosmas und Damianus stellen in der Rangordnung der späteren katholischen Kirche als Schutzpatrone der Aerzte, den bekannteren Heiligen Sebastian und Rochus, den Beschützern der Kranken sich zur Seite. Manches Interessante bietet die mit jenen medicinischen Märtyrern verbundene Geschichte, die vielfach mit Bremen verknüpft ist und ihren Hauptsachen nach in einigen Abschnitten hier Mittheilung finden soll.

I.

Die Legende von Sanct Cosmas und Sanct Damian, ihre erste Verehrung und auch die Uebertragung ihrer Gebeine nach Bremen führt uns in frühe Zeiten. Jene hat einen eigenthümlichen Anknüpfungspunct; sie erzählt uns von Aegea, jetzt Ajas-Kala, der cilizischen Stadt, in welcher vormals ein stark besuchter, durch Zeichen und Wunder berühmter Tempel des Aesculap sich erhob und dann in späterer Zeit neben dem Tempel mancher kundige Arzt arabischer Herkunft seinen Sitz aufschlug. An diese Stätte der Heilkunst wird die Geburt des Cosmas und des Damianus verlegt, der beiden Araber, denen die Märtyrerkrone beschieden war. Frühzeitig vaterlos, so heißt es, wurden sie von ihrer Mutter Theodora aufgezogen und in die Lehren des Christenthums eingeführt; dann widmeten sie sich mit Eifer der Arzneiwissenschaft, deren Verherrlichung ihnen in dem Tempel des Heidengottes entgegen trat; fromm und gottesfürchtig, erkannten sie bald ihren Beruf darin, zu Christi Lobe unentgeltlich Arm, wie Reich, Mensch, wie Thier in Krankheitsfällen zu pflegen und zu versorgen. Der Segen des Himmels ruhte auf ihren mildthätigen Werken; ihre Heilungen erschienen wie Wunderthaten, und bald verbreitete sich ihr Ruf. Da begann mit Diocletian und Maximian jene schwerste und blutigste Christenverfolgung, welche die Legende mit so vielen Märtyrerbiographien in Verbindung bringt. Die beiden Brüder bekannten sich zu der verbotenen Religion und der Proconsul Arabiens Lycias warf sie deßhalb in Ketten. Sie blieben fest in ihrem Glauben; der Römer wollte sie in's Meer versenken, aber die Wasser wichen zurück; er ließ sie in den Glühofen schleudern, aber das Feuer verschonte sie; er erprobte die Steinigung, aber die Geschosse flogen auf die Knechte zurück, und das Gleiche geschah bei dem Versuche, sie durch Pfeile zu erschießen. Alle diese Zeichen lös'ten indessen nicht die Blindheit der Heiden; sie blieben verstockt. Endlich griffen sie zur Enthauptung, und diese wurde durch keine Wunder gehindert.

So die alte Legende; die kirchliche Tradition legt den Märtyrertod auf den 27. September des Jahres 301.

Wir sehen zwei Jahrhunderte weiter. Die Verehrung, die den beiden Brüdern nach ihrem Tode gezollt wurde, beginnt in der schreckensvollen Zeit jener Seuche, welche als die Pest Justinian's bezeichnet wird. Längst war der Aesculaptempel in Aegea auf Befehl Constantin's niedergerissen, da wurden im Morgenlande die Namen der beiden aegeatischen Aerzte von vielen Tausenden angerufen. Die Griechen statteten das Brüderpaar mit all den Attributen aus, die vormals dem Aesculap beigelegt waren; Justinian, der Kaiser, von schwerem Anfall genesen, weihete ihm zu Byzanz eine Kirche, und das Gleiche that Felix IV. der Bischof von Rom.

Damals entstand auf dem Forum der Siebenhügelstadt dicht bei dem Tempel des Antoninus und der Faustina die Kirche von St. Cosmas und Damianus, welche, in einen Penatentempel hineingebaut, noch heute steht, wenngleich durch spätere Veränderungen etwas umgestaltet. Dies Gotteshaus zeigt uns die älteste bildnerische Darstellung unserer Heiligen. In seiner Apsis findet sich Roms schönstes Mosaik, ein grandioses Werk, das zu den letzten freien Inspirationen ältester christlicher Kunst gehört, glänzend und sorgfältig in der Ausführung, großartig in der Conception. In der Mitte des Nischenbildes sehen wir die majestätische kolossale Gestalt des Erlösers zwischen bunten, goldrandigen Wolken auf dunkelblauem Grunde; von der einen Seite führt Petrus den Cosmas, von der anderen Paulus den Damianus hinzu. Die Brüder sehen sich fast ganz gleich; beide tragen spätrömische Tracht, violette Mäntel in Goldstoff mit rothen Stickereien von barbarisch-orientalischem Aussehen; beide halten opfernd Kronen in ihren Händen; beider Züge sind herb, ernst und gewaltig. Fast ebenso alt sind die Mosaiken in der jetzt profanirten St. Michaeliskirche zu Ravenna, wo Erzengel die Stelle der Apostel vertreten; auch sie gehören der Zeit an, in der die erwähnte Epidemie in den südlichen Landen tobte. So traten im sechszehnten Jahrhundert Cosmas und Damianus als Heilige auf; sie wurden den Schaaren der Blutzeugen eingereiht, deren Cultus damals seinen ersten Aufschwung nahm.

Wir sehen abermals einige Jahrhunderte weiter. Seit die Verehrung der beiden Aegeaten in Rom und Italien festen Fuß gefaßt hatte, war eine weitere Ausbreitung derselben nur eine Frage der Zeit. So erscheinen denn auch im neunten Jahrhundert einzelne Spuren. Freilich sind die späteren Nachrichten, nach denen bereits in jener Zeit Reliquien unserer Heiligen erwähnt werden, wohl nicht glaubwürdig; es heißt, daß ihre Leiber von Karl dem Großen an Frodoin, Abt zu Novalaise, bei dem sein Sohn Hugo erzogen worden, geschenkt seien: doch ist diese Schenkung wie so manche fingirt; es heißt, daß der griechische Kaiser an Karl's Gesandten Hildoard von Cambray Reliquien von Cosmas verehrt habe: doch unterliegt auch diese Angabe begründeten Zweifeln. Dagegen zeigen sich in jener Zeit zahlreiche Kirchen, die den Namen jener Heiligen tragen, z. B. in Civitella, Ellerato, Pirato, Salerno; ja es ist gewiß, daß damals schon ihr Name in der Lütticher Kathedrale genannt wurde, daß am 1. November 872 Altfried von Hildesheim im Beisein des bremischen Erzbischofs Rembert und vieler anderen hohen Geistlichen den neuen Münster seines Bischofssitzes zu Ehren der Maria auch nach den cilizischen Märtyrern taufte.

So finden wir bereits im neunten Jahrhundert ihren Namen in norddeutschen Landen; Reliquien von ihnen erscheinen indessen diesseits der Alpen, so viel wir wissen, erst im folgenden Saeculum.

Wir werden also zu einem Zeitraum geführt, den ein verstärktes Aufblühen des Reliquiencultus kennzeichnet. In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts bereitet sich die Epoche vor, in welcher das Reliquienwesen, gefördert durch die Furcht vor dem Weltende und den neuen Aufschwung der Wallfahrten nach Rom und Jerusalem, schnell seinen höchsten Gipfel zueilte; damals bahnte jene Richtung sich an, die durch die Reliquienpredigten berühmter Bischöfe, durch den Handel mit selbstgemachten Heilthümern, durch die Ueberfüllung der Kirchen mit Gegenständen dieser Art characterisirt wird; das Verlangen nach jenem seltsamen Object der Verehrung wuchs damals beispiellos und gelangte bald zu solcher Kraft und solcher Allgemeinheit, daß es seine Erfüllung, wenn nicht mit erkannter, so doch mit verborgener Täuschung sich gefallen ließ.

Mit dieser Strömung der Zeit hängt es zusammen, daß Erzbischof Adaldag von Bremen, Otto des Großen bewährter

Rathgeber und Freund, es sich angelegen sein ließ, in Rom, wo er im November und December des Jahres 963 neben den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna als die höchste kirchliche Autorität erschien und als rechte Hand des allgebietenden Kaisers auf dem Gipfel der Macht sich befand, eine Menge Reliquien zu sammeln, um sie in sein nordisches, bisher an solchen Dingen armes Hochstift zu senden. Ungern hatte man hier es gesehen, daß der Kirchenfürst im Dienste des Reiches so häufig und so lange Zeit von seiner Diöcese abwesend war: als er aber mit jenen Errungenschaften im Jahre 964 heimkehrte, den abgesetzten Papst Benedict in seinem Geleite; da jubelte alles Volk ihm entgegen, und jauchzte seinen neuen Schätzen zu. „Unermeßlichen Segen", so schreibt Adam von Bremen, noch nach hundert Jahren begeistert, „bereitete Adaldag durch seine Römerfahrt seiner bremischen Kirche; denn auf derselben, so wird berichtet, sammelte er die Heiligthümer der Märtyrer, durch welche dieses unser Hochstift jetzt triumphirt und in Ewigkeit triumphiren wird; mit großer Sorgfalt vertheilte er die Reliquien der heiligen Blutzeugen, die er mit sich von Rom gebracht, in den verschiedenen Pfarrsprengeln seines Bisthums; in Reepholt setzte er die Gebeine des heiligen Moritz nieder; andere anderswo." „Und dies sind die Reliquien, welche er von Rom mit sich führte", wird diesen Worten beigefügt, „nämlich die Leichname des Quiriacus und des Caesarius, des Victor und der Corona, des Felix und des Felicianus, des Cosmas und des Damianus." Unsere alte Erzbischofshistorie spricht außerdem noch von den Reliquien der Cancianer und berichtet, daß Adaldag die Begehung aller den oben genannten Heiligen gewidmeten Feste für die ganze Diöcese vorgeschrieben und bei der Vertheilung der geheiligten Schätze besondere Feierlichkeiten angeordnet habe; der größte Theil derselben sei in Bremen geblieben.

Nach diesen glaubwürdigen Angaben zog im Jahre 964 die Verehrung der Reliquien der aegeatischen Brüder in Deutschland ein. Wir haben keine sichere Kunde darüber, daß vor Adaldag's Zeiten die Gebeine derselben von ihrem Todesorte nach Rom geschafft, daß sie dort bewahrt oder gar verehrt wurden. Sie erscheinen als Gegenstände des Cultus zuerst im zehnten Jahrhundert, in deutschen Landen, im Schatze Adaldag's. Wie auf diesen großen Erzbischof der Einfluß des bremischen Stuhles in Sachen des Reiches, die Ausdehnung der Erzdiöcese über nordische Lande, die weltliche Macht des Hochstiftes, die Blüthe der bremischen Domschule zurückgeführt wird, so hängt mit ihm auch der Reichthum der bremischen Gotteshäuser an werthvollen Cultusgegenständen zusammen, insbesondere der Reliquienschatz der Cathedrale, dies für jene Zeit bedeutsamste Besitzthum einer jeden Kirche. In welcher Weise die Gebeine der arabischen Brüder von Adaldag verwendet wurden, meldet die Chronik nicht; zweifelsohne sind sie, wie die Reliquien der anderen oben mit ihnen genannten Heiligen, Eigenthum des erzbischöflichen Domes zu Bremen geworden; es war natürlich, daß der Erzbischof den größten Theil seines Schatzes zu der Hauptkirche jenes Ortes brachte, welcher bei der fortdauernden Unsicherheit Hamburgs als seine eigentliche Residenz gelten konnte, daß er ihn in den damaligen Dom übertrug, in jenes von Ansgar errichtete Bauwerk, welches bis zur Mitte des elften Jahrhunderts fortdauerte.

So die Kunde über den Anfang, den die Verehrung von Cosmas und Damianus in Bremen genommen hat. Bald nach dieser Zeit erscheinen indessen auch an anderen Orten Reliquien unserer Heiligen; es war am 6. Mai 1012, als zu Bamberg die ganze deutsche Prälatur um König Heinrich II. sich geschaart hatte, der feierlichen Domweihe beizuwohnen; Gesandte des Papstes waren auch zugegen, und in den Hauptaltar der neuen Kathedrale, den Eberhard von Bamberg, der erste Bischof dieses neugegründeten Hochstiftes weihte, wurden nebst vielen anderen Kleinodien Reliquien von Cosmas und das Haupt von Damianus niedergelegt, wie die gleichzeitige Beschreibung der Feierlichkeit, die uns erhalten ist, besonders hervorhebt.

Die auf Bremen und Bamberg bezüglichen Angaben sind sicher und gewiß; dunkel bleibt es, wann die beiden anderen Städte des Reiches, welche Reliquien der Heiligen im elften Jahrhundert besaßen, dieselben erwarben. In dem ältern Petersdome zu Köln, der auf Erzbischof Gero (969—976) zurückgeführt wird, lagen solche in dem einem der neun Hauptaltäre, der auch den Namen der beiden Aegeaten trug, und der Prager Dom, der in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts begründet ward, St. Veit auf dem Hradschin, nannte seine Krypta nach ihnen und bewahrte in dieser wunderthätige Reliquien derselben.

So mußte Bremen den Ruhm, die Ueberreste der cilizischen Märtyrer zu beherbergen, sehr bald mit anderen Orten theilen; allein in keiner Stadt ist das Andenken derselben in solcher Weise gefeiert worden, wie in der Residenz der Nachfolger Adaldag's.

---

* Heinrich Anschütz.

Einer der größten Schauspieler Deutschlands, einer der vorzüglichsten Vertreter der „idealen" Schule, diese Bezeichnung im besten Sinn des Worts genommen, Heinrich Anschütz, ist am 29. Dec. in Wien gestorben. Einem Nachruf welchem ihm die N. Fr. Pr. widmet entnehmen wir folgendes. Erst seit anderthalb Jahren war der damals schon hoch in den Siebenzig stehende Anschütz der Kunst entzogen; seine letzte Rolle war der Musicus Miller in „Kabale und Liebe" am 4. Juni des Jahrs 1864; die letzten Worte welche er auf der Bühne sprach waren: „Du bist allein, und es ist finstere Nacht." Anschütz war geboren zu Luckau in der Niederlausitz am 8. Febr. 1785; er besuchte die Fürstenschule zu Grimma und im Jahr 1804 die Universität zu Leipzig; um diese Zeit gastirten daselbst Eßlair, Iffland und Wolff. Die Wirkung welche die Leistungen dieser Korphäen auf den für das Schöne begeisterten jungen Mann übten, war eine mächtige und für das Leben desselben bestimmende; Anschütz betrat die Bühne zum erstenmal in Kotzebue's: „Die beiden Klingsberg", 1807 zu Nürnberg. Die nächsten vierzehn Jahre können mit Recht als die Lehrjahre Anschützens bezeichnet werden; er spielte während dieser Zeit auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands und gehörte sieben Jahre der Bühne in Breslau an, wo er sich des Umgangs von Männern wie Fr. Raumer, Manso, Steffens erfreute. Im Jahr 1821 wurde er für das Burgtheater gewonnen, wo er durch zweiundvierzig Jahre mit ungeschwächter Kraft und immer gleichem Erfolg wirkte. Anschütz war für die Bühne so reich wie nur wenige seiner Kunstgenossen von der Natur ausgerüstet; er hatte jene nachhaltige körperliche und geistige Gesundheit welche das erste Erforderniß für jeden bildet der als Schauspieler Erfolge erringen und künstlerisch durchgebildet werden will. Sein Antlitz war edel geformt und jedes Ausdrucks fähig, sein Organ von jener Klangfülle welche niemals ermattet, und selbst dann wenn sie der furchtbarsten Leidenschaft Farbe zu geben hat, noch immer nicht an dem Rest ihres Reichthums angekommen scheint; seine Gestalt war wuchtig und wie geschaffen um die Seele eines Helden zu beherbergen. Diese gewaltigen Mittel waren aber wunderbar geschult, das Organ flötete, schmetterte, klagte und zürnte, wie es der Geist der Rolle gebot. Diese

Züge konnten weich und mild sein, das Lächeln der Güte konnte sie so gewinnend erhellen, wie die Nacht des Wahnsinns sie zu verdüstern, der Geist des Zorns und der Rache bis zum Schrecklichen zu verzerren vermochte; die wuchtige Gestalt war dennoch geschmeidig, und die Bewegungen derselben waren imponirend, ohne jemals plump zu werden. Zu all diesen Vorzügen kam noch ein seltenes, ebenso leicht aufnehmendes als festhaltendes und stets treues Gedächtniß. Anschütz hatte demzufolge nicht nur stets seine Rolle vollständig inne, sondern er wußte auch die Rollen der sämmtlichen Mitspielenden, alle Stücke in denen er beschäftigt war, vollkommen auswendig; er beherrschte demgemäß jede seiner Aufgaben von ihrem Kern aus bis an die kleinsten und scheinbar gleichgültigsten Details; dabei war er ein Meister der Declamation, wie es jetzt keinen mehr auf sämmtlichen deutschen Bühnen giebt; im richtigen Betonen der einzelnen Worte und im Finden der entsprechenden Klangfarbe für ganze Stellen war er jedesmal musterhaft, dabei ordnete er stets das Einzelne dem Ganzen unter, jeder seiner Effecte war vorbereitet und aus dem Organismus der Rolle und des Stücks naturgemäß herausgewachsen; seine Leistungen deckten in der Regel die Intentionen des Dichters vollständig: so war es in den Tagen seiner Vollkraft im „Lear“, im „Don Carlos“ (Marquis Posa), im „Wallenstein“, so bis wenige Jahre vor seinem Tod im „Nathan“, „Erbförster“, „Kabale und Liebe“, „Egmont“ (Oranien) u. s. w. Noch vor wenigen Jahren spielte er mit einer Besonnenheit und einem Kraftaufwand wovor jüngere Künstler sich staunend neigten. Dawison, der nicht eben leicht dazu kommt eine Größe anzuerkennen — er verlangte von sich sehr viel und von andern noch mehr! — sagte uns einmal: „Vor der Größe Anschützens muß jeder Respect haben, und ich würde von einem Schauspieler der diesem Mann gegenüber nicht die allergrößte Achtung fühlte gar nichts halten, er wäre ganz gewiß ein völlig talentloser Wicht.“ Das Repertoire Anschützens betrug schon im Jahr 1835 nicht weniger als 114 Rollen, man weiß daß seit jener Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl zugewachsen. Wie der Meister auf der Bühne stets nur seine Kunst im Auge hatte und einer der besten „Collegen“ war, so war er im Leben als Vater und Freund. Der Spruch, welchen Anschütz in das bei Franz Schlodtmann 1852 erschienene „Deutsche Stammbuch der Gegenwart“ schrieb, charakterisirt seine Denkweise als Mensch und Künstler: „Der allein ist groß der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht um etwas zu sein.“ Eine prächtige Umschreibung des bekannten Worts „Selbst ist der Mann.“ Anschütz war etwas, ohne nöthig zu haben den andern seine Größe fühlen zu lassen; er war etwas, ohne das ein anderer ihm den Weg zu zeigen hatte welchen er zu gehen habe; er wußte stets was er wollte. So gewissenhaft Anschütz als Schauspieler, ebenso unverdrossen und liebenswürdig war er als Regisseur, welche Stelle er viele Jahre bekleidete. Am 26. Februar 1855 fand bei Gelegenheit der Aufführung der „Charlotte Ackermann“ eine erhebende Feier auf der Bühne statt. Als Anschütz auftrat — er spielte die Rolle des Eckhof — empfing ihn das Publicum, um gleichsam sein 70. Geburtsfest öffentlich zu feiern, mit enthusiastischem Beifall, und aus einer Loge wurde ein mit einem reichen goldgestickten Bande geschmückter Lorbeerkranz auf die Bühne geworfen, den Hr. Rettich aufhob und dem tiefbewegten Künstler auf das Haupt legte; zugleich wurde ihm auf Veranlassung des Oberkämmerers ein Silberpokal mit der Inschrift: „Hrn. Heinrich Anschütz, k. k. Hofschauspieler, dem verehrten Künstler und Ehrenmanne zum 70. Geburtstage von der Direction des Hofburgtheaters“, überreicht. Wer in künftigen Tagen wird wissen wollen welchen Verlust durch Anschützens Tod die deutsche Bühne erlitten, der wird dieß am gründlichsten erfahren wenn er nachlies't was Ludwig Tieck über ihn als „Lear“ geschrieben.

Literatur und Kunst.

* Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Alterthümer. In der letzten am 22. d. Mts. gehaltenen Versammlung erstattete Herr Syndicus Dr. Motz einen Bericht über die finanziellen Verhältnisse Bremens kurz vor und nach der französischen Zeit, welcher zunächst bestimmt war, die in der vorhergehenden Versammlung mitgetheilten Beschwerden Heinrich Behr's über die verweigerte Rückzahlung seines im Jahre 1807 der Consumtionskammer geliehenen Capitals von 900 Thalern in das rechte Licht zu stellen. Zu diesem Behuf wurde nach einigen Worten über die finanzielle Noth, in welche die Stadt damals theils durch das alte Verwaltungssystem, theils durch die Kriegsjahre gerathen war (im Jahre 1811 wurden die Schulden dem französischen Präfecten zu 3,641,815 ₰ angegeben), die nach der wiedergewonnenen Selbständigkeit Bremens sofort eingeführte bedeutsame Reform besprochen, durch welche die gesammte Finanzverwaltung an eine Centralbehörde überging. Zugleich zwang die Noth dazu, sämmtliche Staatsobligationen für unkündbar zu erklären, eine Maßregel, welche, so heilsam sie war und so sehr sie durch die gleichzeitige eingeführte regelmäßige Tilgung der Staatsschulden und die Erhöhung des Zinsfußes für die älteren Darleben den Gläubigern des Staats Sicherheit für ihre Forderungen schuf, doch für den Augenblick wohlerworbene Rechte verletzte, da den älteren Darleihern das Recht der Kündigung zugestanden war. Die Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Maßregel, welche uns allein vor einem Staatsbankerott retten konnte und durch den rasch sich hebenden Cours der Staatspapiere glänzend gerechtfertigt ward, bewirkte, daß sie im Allgemeinen ohne Widerspruch hingenommen wurde. Es gehörte der querköpfige Eigensinn des Arbeitsmanns Behr, verbunden mit der ihm mangelnden Fähigkeit, die Bedeutung und Tragweite der Maßregel zu beurtheilen, dazu, von dem Staat zu verlangen, daß er mit seiner Forderung eine Ausnahme machen sollte. Zudem fehlte der erwähnten von Senat und Bürgerschaft beschlossenen Verfügung die formelle Rechtsgültigkeit, weil die Publication des Beschlusses, durch die derselbe Gesetzeskraft hätte erlangen können, unterblieb, und daraus erklärt es sich, daß Behr hie und da, selbst bei Juristen mit seinen Forderungen Unterstützung fand und man sich schließlich, als nach der Einsetzung des Oberappellationsgerichts eine gerichtliche Entscheidung des Streites in Aussicht stand, veranlaßt sah, den unglücklichen Querulanten dadurch zu befriedigen, daß seine Forderungen auf dem Privatwege angekauft wurden.

Diesen Mittheilungen folgte ein Bericht, den Herr Architect S. Loschen Namens der für Sammlung bremischer Kunstwerke und Alterthümer niedergesetzten Commission abstattete. Der Mangel eines für das Alterthums-Museum passenden Raumes hat die Wirksamkeit der genannten Commission bis jetzt sehr beschränkt; daß dieselbe aber nicht geruht und zunächst nach Gegenständen gesucht hat, deren Aufbewahrung kein eigenes Local erfordert, beweist der Inhalt jenes Berichtes. Er betraf ein höchst interessantes bremisches Kunstwerk, dessen Existenz in unserer Stadt völlig vergessen war: ein im Jahre 1400 vom Rathmanne und Dombauherrn Johann Hemeling († 1428) gestiftetes, prachtvolles Reliquiar, das in der Zeit der westfälischen Friedensverhandlungen verkauft wurde und dann nach München in die St. Michaelishofkirche wanderte, wo es noch jetzt sich befindet. Mitglieder der genannten Commission haben bei der betreffenden Kirchenbehörde die Erlaubniß erwirkt, das noch jetzt im Altardienst befindliche Kunstwerk, von dem bisher nur ein schlechter Holzschnitt aus den Bollandisten bekannt war, photographiren zu lassen. Die Liberalität des Herrn Präfecten Mail verschaffte ihnen die fünf wohlgelungenen Tafeln, welche der Versammlung vorlagen. Das für die Kunst des endenden Mittelalters höchst characteristische Werk, zu Ehren der Gebeine der Heiligen Cosmas und Damianus verfertigt, besteht aus einem hölzernen Kern, der von vergoldetem Silberblech umgeben ist. Die frei getriebene Arbeit des Goldschmiedes ist vortrefflich; der Reliquienbehälter hat die Form einer Kirche mit Strebepfeilern und Bögen, mit Dachkrönungen und Fialen, ist 3 Fuß 5 Zoll lang, 1 Fuß $4^1/_2$ Zoll breit und 2 Fuß $6^1/_2$ Zoll Bremisch hoch; auf allen vier Seiten, auf den Dachschrägen wie auf den Giebelfeldern, zeigt er höchst characteristische Reliefsiguren zwischen Pfeilerstellungen und unter Rundbögen; die inneren Seiten der Thürflügel tragen Bilder, welche auf die

Heiligen sich beziehen, deren Gebeine in dem Schreine bewahrt werden. Herr Dr. H. A. Schumacher fügte dem Berichte einige Bemerkungen über die Legende der Heiligen, ihre Bedeutung für die bremische Kirche, den Standort ihres Schreines in unserem Dome, über das auf sie bezügliche noch im Dom vorhandene Relief und den Verkauf ihrer Reliquien im Jahre 1648 hinzu. Allseitig sprach sich der Wunsch aus, daß die Commission ihre Nachforschungen nach anderen Gegenständen des ehemaligen Domschatzes eifrig betreiben möge. Herr Dr. Ehmck theilte bei dieser Gelegenheit mit, daß zu derselben Zeit (1651) ein sehr werthvolles Werk Albrecht Dürer's nach Wien gewandert sei, welches der Senat, um sich durch ein solches Geschenk die Gunst des Kaisers zu erhalten, für 300 ₰ von dem Aeltermann Ariens ankaufen ließ.

• Künstlerverein. Am 18. Januar hielt Herr Dr. Alexander Meyer einen Vortrag über moderne deutsche Novellistik. Der Vortragende legte dar, daß die deutsche Novelle zwei verschiedene Ausgangspunkte habe. Der erste liege darin, daß die Zeit der Romantik mit ihrer hohen Bildung und ihrer mangelnden schöpferischen Kraft die alte Kunstform zerstört und nun nach einer Form gesucht habe, der persönlichen Stimmung des Schriftstellers einen durch keine Fessel gehemmten Ausdruck zu geben. Tieck durch seine literarhistorischen Studien auf Cervantes und die italienischen Quellen zu Shakspeare geführt, habe an die romanische Novelle angeknüpft. Die andere Quelle liege in dem Streben, die Materie der Lebenderfahrung zu erweitern, und zu diesem Zwecke das Leben des Dorfes, der Kleinstadt, die erweiterte Betrachtung der Natur in die künstlerische Darstellung hineinzuziehen. Einzelne Novellisten wurden des Beispiels halber zur Erläuterung herangezogen. Dabei wurde betont, daß der Zug der Zeit dahin gehe, in den historischen Dramen wiederum das Kunstwerk zu finden, in der die volle Durchdringung zwischen Form und Inhalt stattfindet.

— Obgleich der französische Dichterwald ungleich weniger bevölkert ist als der deutsche, so erscheint doch, namentlich in den Departements, dann und wann ein Singvogel der neue Weisen anschlägt, und einen natürlichen, nicht künstlichen, Liederfrühling in sich trägt. Ein solcher ist Achille Millien, der aus Beaumont-la-Ferrière, im Departement der Nièvre, seinen früheren Gedichtesammlungen (La Moisson, Chants agrestes, Poèmes de la nuit, La Pierre des Elus) einen artigen Band, Musettes et Clairons, folgen läßt. Wie die Titel andeuten, bewegen sich seine Dichtungen meist auf idyllischem Gebiet; einzelne erscheinen als reine Dorfgeschichten in gebundener Rede, in feiner Form. Doch fehlt auch ein contemplativer Character diesen sinnigen Naturbildern nicht, welche in ihrer Stimmung oftmals an Lamartine mahnen. Wir können an dieser Stelle nicht des näheren eingehen auf die einzelnen Gedichte, wollen aber ihre schöne Empfindung und ihren mannichfaltigen Inhalt verdientermaßen anerkennen, und besonders hervorheben daß Achilles Millien die italienischen Dichtungsformen, Sonett und Terzine, mit größerer Correctheit und Strenge handhabt als auf dem französischen Parnaß zu geschehen pflegt. An Erfolg unter seinen Landsleuten hat es dem strebsamen und fruchtbaren Sänger nicht gefehlt; die französische Academie krönte ihn im Jahr 1864 mit dem Preis Maillé-Latour-Landry. Auch in Deutschland wird er Freunde finden, wenn er bekannt wird, da augenscheinlich die neueste deutsche Literatur nicht ohne Einfluß auf seine Richtung geblieben ist. Eine eigenthümliche Erscheinung französischer Lyrik ist auch: „Rhythmes et Refrains par Paul Ristelhuber (Lyon, L. Perrin). Sie gemahnen ebenfalls nach Geist und Ton mehrfach an neuere deutsche Liederdichtung, wie denn auch der Name des Verfassers ein gründlich deutscher ist, den die Franzosen kaum werden aussprechen können. Der imperialistisch-politischen Poesie gehören darin an: ein Wiegenlied für den kaiserlichen Kronprinzen (1856), eine Hymne an Italien (1859), und „Le chant des Zuaves.“

— In Woronesch (Südrußland) erscheint bereits seit mehreren Jahren eine „Philologische Zeitschrift“ (in jährlich sechs Heften), deren bedeutendster Mitarbeiter, der Prof. Bussláјew in Moskau, „über die Spuren der russischen Heldensage in den mythischen Ueberlieferungen der indo-europäischen Völker“ Forschungen anstellt. Jetzt zeigt die Redaction (Chowanski) an, daß sie folgende Werke ins Russische übersetzen lasse und herausgeben werde: Jakob Grimm's Geschichte der deutschen Sprache und Abhandlung über den Ursprung der Sprache; Bopp's kurze Grammatik der Sanskritsprache; Renan's histoire des langues semitiques; Pictet's origines indo-européennes ou les Aryas primitifs ꝛc.

— Von der unter Cap. Wilsons Leitung stehenden Expedition zur Erforschung Palästina's ist d. d. Damascus 20. December der erste Bericht eingelaufen, woraus erhellt daß sie bereits sehr thätig gewesen ist. Sie hat die Lage vieler Orte, darunter Beyrut, Baalbek und Damascus selbst, zum erstenmal genau wissenschaftlich bestimmt, von archäologisch wichtigen Punkten Plane und Photographien aufgenommen, und Inschriften gesammelt. Das Reisen in Syrien ist aber zur Zeit, in Folge von Heuschreckenverheerungen und Viehseuche, welche letztere in Nord-Palästina noch immer heftig grasirt, sehr kostspielig, und der gesammelte Reisefonds (2966 Pf. St.) nahebei erschöpft, weßhalb die Times zu einer neuen Subscription auffordert. Graf Russell interessirt sich lebhaft für das Unternehmen. Von Damascus aus gedachte die Expedition namentlich die Umgegend des Sees Genezareth und das alte Samaria zu erforschen.

— Am 6. Januar Abends erlöſte der Tod den Hofmaler und Hofrath Paul Emil Jacobs von langen qualvollen Leiden. In ihm verliert die deutsche Kunst einen ihrer gefeiertsten Meister, seine Vaterstadt aber, die vieljährige Zeugin seiner schöpferischen Thätigkeit, einen ihrer geachtetsten Mitbürger. Geboren zu Gotha am 18. August 1803 als der vierte und jüngste Sohn des berühmten Humanisten Friedrich Jacobs, widmete sich der Verewigte frühzeitig der Malerei. Seine erste künstlerische Ausbildung genoß er in München auf der kgl. Academie der Künste in dem Zeitraum von 1818 — 1825, in dem er sich unter namentlicher Leitung des Directors Peter v. Langer und dessen Sohns Robert, seines väterlichen Freunds, vorzugsweise dem Geschichtsfach widmete. Aus dieser Münchener Studienzeit stammen einige größere Cartons, die in der Kunstwelt verdientes Aufsehen erregten, und den Namen des Meisters in weitern Kreisen zuerst zur Geltung brachten; nämlich „Mercur den Argus überlistend“, sowie „die ersten Eltern den erschlagenen Abel findend“, und das große Oelgemälde: „die Erweckung des Lazarus.“ Im Jahr 1825 wendete sich Jacobs nach Rom. Hier war es, wo er beim Studium der erhabensten Kunstwerke aller Zeiten sich ganz in den Geist der Meister der classischen Kunstperioden vertiefte, und seine Hauptbestrebung vor allem auf die Correctheit und Schönheit der Zeichnung und die lebenswarme Darstellung in der Carnation richten lernte. Im Jahre 1828 kehrte er nach Deutschland zurück, und lebte dann von 1830—1834 in St. Petersburg, mit Aufträgen des Kaisers Nicolaus betraut, und namentlich mit der Porträtirung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses beschäftigt. Neue Aufträge riefen ihn unmittelbar darauf nach Hannover, wo er bis zum Jahr 1836 einige Säle des königl. Residenzschlosses mit Darstellungen aus der Geschichte des Welfenhauses in Malerei al fresco zierte. Noch einigemal (1839 und 1856) führte ihn die Kunst von seiner Vaterstadt fort, zu längern Studienreisen nach Italien und Griechenland, von wo er reich an den großartigsten Eindrücken, die Natur, Kunst und Alterthum auf ihn gemacht hatten, und mit einer stattlichen Ausbeute von Skizzen zu griechischen Volksscenen und orientalischen Typen in die Heimath zurückkehrte. Das bekannteste Werk von E. Jacobs ist das im Jahre 1841 zuerst für die Kunstsammlung des Königs Wilhelm von Würtemberg bestimmte, späterhin mehrmals wiederholte Bild „Der Sultan und die Scheherazade“, aus dem Märchencyclus „Tausend und eine Nacht.“ Prächtig sind die vom König von Portugal für Lissabon angekauften „Sklavinnen.“

— Ueber den am 26. December eines schnellen und unerwarteten Todes gestorbenen Thiermaler August Schleich entnehmen wir dem „Morgenblatt zur Bayer. Ztg.“ folgendes: Er war im Jahre 1814 zu München geboren, besuchte zu seiner künstlerischen Ausbildung die Academie der bildenden Künste, und gab schon damals Beweise eines Kunsttalents, die zu bedeutenden Leistungen berechtigten. Mit Vorliebe wandte er sich der Darstellung lebender und todter Thiere zu, deren eigenthümlichen Character in Form und Ausdruck er trefflich aufzufassen und in seinen Bildern wiederzugeben wußte. Er arbeitete viel, und gelangte in der Zeichnung zu einer Vollkommenheit die ihm eine der ersten Stellen unter den Thierzeichnern unserer Zeit anweiſt, während er für die Ausführung in Oel nicht die nöthige Geduld besaß um sich darin auf die gleiche Stufe der Vollendung emporzuschwingen. Seine Handzeichnungen in Thierstücken sind von großem Werth, und werden ohne Zweifel nach dem Tode des Künstlers noch mehr gesucht werden als dies bei seinen Lebzeiten der Fall war. Er äzte viele seiner Bilder in Kupfer, oder lithographirte sie. Im Jahr 1844 gab er eine Folge von 12 in Tondruck lithographirten Jagdstücken in zwei Heften, groß Querfolio, heraus, die seinen Namen in weitere Kreise trugen. Um diese Zeit und später war er in seinem Fach viel für das lithographische Kunstinstitut von Thomas Driendl beschäftigt. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre verlegte er sich auf die Herstellung von Thierzeichnungen welche mittelst des Rauchs ausgeführt sind — ein Verfahren worin es Schleich zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit brachte. Diese Rauchbilder sind meistens mit Farben erhöht, und durch einen Firnißüberzug gegen Zerstörung gesichert. Außer den von ihm selbst radirten oder lithographirten Blättern findet man von ihm auch Zeichnungen in Bleistift und Aquarell. Zu seinen besten Stücken gehören „ein Hahn und zwei Hennen“ im Besitz seines Bruders, des Kupferstechers Adrian Schleich, und „zwei Hasen“, welche der Revierjäger Sturm erwarb.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℘
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 5. Bremen, 4. Februar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Asmus Jacob Carstens.

Von G. Droysen.

Zeichnungen von Asmus Jacob Carstens in der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar. In Umrissen gestochen und herausgegeben von W. Müller. Mit Erläuterungen von Chr. Schuchhardt. Heft 1—11.

I.

Man weiß, wie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Malerei nach immer tieferem Sinken endlich gänzlich verfallen dalag. Der Druck der steifen Perücke ließ freien Schwung des schaffenden Geistes nicht zu. Zwischen der hohlen Etikette und der berechneten Lüsternheit blieb der Kunst kein Pfad. Wie sie Alles um sich her sah, so wurde sie selber. Sie war nicht mehr ideal, aber auch nicht mehr empirisch, sondern conventionell; nicht mehr classisch oder romantisch, sondern roccoco. Hohles Pathos, kitzelnder Leichtsinn, Phrase mit ihren ewigen Bücklingen und üppigen Bildern von einem Ende bis zum andern; das war das Wesen dieser Kunst, die von der tonangebenden französischen Residenz ausströmend die Runde bei den übrigen Höfen machte. Denn durchaus courfähig war diese Kunst des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurde bei Hof zugelassen, obschon sie wahrlich wenig mehr von ihrem alten Adel hatte. Aber sie verstand den hohen Herrschaften zu gefallen; sie wußte zu amusiren. Und bald genug war sie so sehr an dieses sinnliche Helldunkel der vornehmen Boudoirs gewöhnt, daß sie nicht mehr daran dachte, aus der Treibhausluft in die freie Natur herauszutreten.

Und doch, nur durch solche Wiederkehr zur Freiheit, zur Natur war ihre Umkehr und Erneuung möglich.

Wenn man bedenkt, ein wie großer Schritt es war, den die Malerei des cinque cento that, als sie das ganze trancendentale Wesen des mittelalterlichen lateinischen Doctrinarismus über Bord warf und sich mit leidenschaftlichem Drang auf die Natur und die Antike stürzte, sie zu studiren, sie nachzuahmen, sie beide zu ihrer einzigen Lehrmeisterin zu machen: wenn man dies bedenkt, so wird man begreifen, was es hieß, wenn im achtzehnten Jahrhundert die Malerei sich von der Unnatur der damaligen Zustände losriß, zur Natur und zu Zeiten zurückkehrte, die würdiger als jene des französischen Absolutismus und aufgeklärten Despotismus waren; sie mußte, um das zu thun, brechen mit ihrem ganzen, so reich dotirten, freilich verächtlichen Dienst bei den hohen Herrschaften; sie mußte erwarten, mißverstanden und daher verachtet zu bleiben; vor allem, sie mußte alle ihre Gewohnheiten, alle ihre Uebungen lassen, und von vorn anfangen.

Aber sie hat es gethan. Und Deutschland gebührt der stolze Ruhm, auch die bildende Kunst wieder auf die richtige Bahn zurückgeführt, ihr den alten Adelsbrief erneut wiedergegeben zu haben.

Als wenn für Einen allein das große Werk zu vollführen zu schwer sein würde, haben sich zwei Männer in ihm getheilt, von denen der Eine die Kunst durch das Wort, der Andere durch die That reformirte. Der Eine ist Johann Joachim Winkelmann, eines armen stendal'schen Schusters Sohn; der Andere Asmus Jacob Carstens, der Sohn eines armen schleswig'schen Müllers. Jener erkannte und verkündete edle Einfalt und stille Größe, wie die Werke der classischen Kunst sie offenbarten, als die Grundlage und erste Bedingung aller Kunst: „So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.“ Was Winkelmann aus den Werken der Griechen erkannt hatte und verkündete, das empfand schon aus sich selber und aus dem Anblick der umgebenden Natur Carstens, das strebte er aus sich und der Natur nach zu schaffen, noch ehe er die ganze Herrlichkeit der Schöpfungen des Alterthums und die Lehren seines großen Zeitgenossen kennen gelernt hatte. Die edle Einfalt und stille Größe, die Winkelmann von wahren Kunstwerken forderte, war es die Carstens anstrebte; und sie allein strebte er an.

Und seltsam, so ähnlich die Stellung beider in der Entwickelung der Kunst ist, so sehr gleichen sie einander auch in ihrem Leben und in vielen Seiten ihres Wesens; gleich als ob eine Reihe von äußerlichen Lebensbedingungen und zufälligen Erscheinungen die nothwendige Vorbereitung für den epochemachenden Eingriff in eine lange Entwicklung sein müßte.

Es ist fast genau auch der Inhalt von Carstens Leben, was Goethe mit kurzem Wort von Winkelmann sagt:

„Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der

Druck eines Schulamtes, und was in einer solchen Laufbahn ängstliches und beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen Andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen möglichen Glücks.«

In ihm selber lagen die Keime eines wünschenswerthen Glücks! In Zeiten, die der Kunst günstig sind, die, wie treibender Regen und lockender Sonnenschein, selbst dem geringen Keime leichte Entfaltung und rasches Erblühen bereiten, läßt man über die glücklich erwachsene Frucht willig ihre Entwicklung unbeachtet. Von eines Raphael Leben so Weniges zu kennen, wird Keiner bedauern, der bewundernd vor seinen Werken steht, deren Vollendung alle Umstände, ja, die Natur selbst günstig gewesen zu sein scheinen; vielmehr werden die Werke selbst, gleich reichlichen Marksteinen, seinen Wandel durch das Leben verkünden; verkünden, wie einfach dieser Wandel war, in wie ebener Harmonie er verlief. Wo aber Zeit und Verhältnisse jede aufstrebende Regung des in dem Kunstgenius ruhenden Keimes zurückzudrängen streben, so daß er nur im Kampf mit seiner Gegenwart erwächst, Blüthen treibt und Früchte bringt —: da wird das Leben selbst erst die Erklärung solcher den Umständen gleichsam abgetrotzten Schöpfungen sein.

Und so ist es bei Carstens. In stetem Ringen mit der Gegenwart, als Triumpfe in solch unablässigem Kampfe, entstanden seine Werke. Wie möchte man diese Triumpfe vollkommen würdigen, ohne den Kampf zu kennen, aus dem sie hervorgingen?

Carstens ist am 10. Mai 1754 geboren. Sein Vater war Müller in St. Jürgen bei Schleswig. Bis in sein neuntes Jahr ist er nicht aus seinem Dorf gekommen. Eindrücke, wie Kunstwerke sie auf den empfänglichen Sinn des Kindes gleichsam vorläufig machen, um sich, nachdem sie lange geschlummert haben, in jäher Plötzlichkeit zu äußern —: solche Eindrücke gab es für ihn nicht. Doch hatte er für sie eine Entschädigung in dem feinen mit den Künsten vertrauten Sinn seiner Mutter. Wie oft stand er bittend neben ihr und folgte dann mit liebevoller Bewunderung den Linien, die sie vor ihm auf das Papier brachte. Er selbst hat später gestanden, daß er solchen Werken, die er von dieser theuersten Hand entstehen sah, mochten sie noch so unvollkommen sein, den frühen Trieb zur Kunst verdankte. Einen ähnlichen Einfluß, wie die Frau Rath Goethe auf den jungen Wolfgang gehabt hat, hatte Carstens Mutter auf ihren ältesten Sohn.

Diese Zeichnungen seiner Mutter copirte er mit unermüdlichem Eifer; bald wurde dann auch Anderes aufs Papier gebracht; Alles was ihm vorkam, der Kuhhirt mit der Heerde, Haus und Baum, und aus seiner Fibel die Holzschnitte.

Es war ein erster großer Abschnitt in Carstens Leben, als in seinem neunten Jahr sein Vater starb und er bald hernach auf die Stadtschule nach Schleswig geschickt wurde. Jeden Morgen ging er hinein in die Stadt, jeden Abend nach dem Schulschluß wieder auf seine Mühle zurück; den Mittag speis'te er bei Verwandten. Aber da das Beten bei Tisch, das er von zu Hause her nicht kannte, ihm zuwider war, blieb er bald von dem Verwandtentisch weg. Mit dem frugalen Imbiß, den ihm Morgens die Mutter zurecht gemacht hatte, wanderte er nun, nach beendeter Schule in die Domkirche, und in dieser feierlichen Einsamkeit verzehrte der Knabe dann sein Butterbrod und sein Obst.

Hier in der heiligen Stille des Gotteshauses trat an Carstens die Kunst zum ersten Mal heran. Die weiß getünchten Wände waren mit mehreren Gemälden von Jurian Ovens, einem Schüler Rembrandt's, behängt. Ueber den Werth seiner Werke hat die Nachwelt längst entschieden. Aber für den jungen Carstens waren es die ersten Gebilde *) einer Kunst, von deren Vorhandensein er bisher nur von Hörensagen wußte. Daher die unwiderstehliche Anziehungskraft, die sie auf ihn übten, so daß er über Stühle und Bänke hinan kletterte, um sie besser zu betrachten. »Da vergaß er denn Alles um sich her; ein heißer Wunsch, auch einmal so etwas machen zu können, erfüllte ihn; und oft stieg dies Verlangen zur Inbrunst. Die religiösen Gefühle, die seine Mutter früh in seinem Herzen gepflegt hatte, erwachten dann; Thränen drangen ihm ins Auge, und er betete mit inniger Sehnsucht, Gott möge ihm die Gnade verleihen, und ihn dahin gelangen lassen, daß er einst zu seiner Ehre so herrliche Bilder malen könnte.«

Und das war sein Tischgebet.

Von nun an ließ es ihm keine Ruhe mehr; und vollends seit seine Mutter ihm ein paar Farbenmuscheln und ein Büchlein mit Vorschriften über das Farbenmischen und derartigen Kunst-Recepten geschenkt hatte, verwandte er alle Zeit auf Zeichnen und Malen.

In der Schule war er dafür desto fauler. Er galt für einen dummen Jungen. Sein Lehrer erklärte ihm rund heraus, daß im Leben nichts aus ihm werden würde. Carstens erwiederte ihm, daß er besser lernen wolle, als alle seine Cameraden, wenn man ihm Unterricht im Zeichnen und Malen gäbe. Die pädagogische Antwort auf solche Rede war eine derbe Ohrfeige, die aber wenig half; denn einprügeln ließ sich Carstens die Liebe zum Rechnen, zu Latein und Griechisch erst recht nicht.

Mit sechszehn Jahren ging er von der Schule ab, um Maler zu werden. Aber alle Verhandlungen mit Malern ihn in die Lehre zu nehmen blieben ohne Resultat. Der »Kunstmaler« Greve in Schleswig fordert sieben Jahre Lehrzeit, für jedes 100 Thaler Lehrgeld und eigene Beköstigung. Und das waren zu harte Bedingungen.

Tischbein in Cassel verlangte ebenfalls sieben Lehrjahre, zwar ohne Lehrgeld, doch dafür sollte der Lehrling die ersten drei Jahre zugleich als Bedienter fungiren, nicht bloß im Hause; er sollte auch »hinter der Kutsche stehen, wenn der Herr Rath ausfahre.« Begreiflich, daß solche Bedingungen mit Unwillen zurückgewiesen wurden.

So war mit Unterhandlungen ein Jahr vergangen. Da starb die Mutter. Die elterliche Mühle wurde verkauft. Carstens, siebenzehnjährig, war ohne Eltern, ohne Heimath, ohne Stellung. Sein Vormund erklärte ihm, daß an die Erlernung einer »so unnützen und brodlosen Kunst« wie die Malerei ferner nicht zu denken sei, daß er sich entscheiden möge, ob er Kaufmann werden oder studiren wolle. Dem drängenden Verlangen gab Carstens nach. Er trennte sich von seiner lieben Kunst und ging nach Eckernförde, um dort bei dem Weinhändler Bruyn Lehrling zu werden.

Aber durch alles Fässerzapfen und Flaschenschwenken, durch alles Verkorken und Verpichen brach der künstlerische Drang immer wieder, stets mächtiger, durch. Wenn er Abends die Schürze abgethan hatte und still in seinem Kämmerlein saß, und Sonntags wenn die Kirchenglocken läuteten, brachte er die Gebilde seiner Phantasie zu Papier. Und als er dann gar die Freundschaft eines jungen »Staffirmalers« aus Schleswig gemacht hatte, begann er sich auch in der Oelmalerei zu versuchen.

Nicht lange hernach eröffnete ihm die Frau seines Lehrherrn durch ein Präsent wieder eine neue Pforte. Das Präsent war

---

*) Daß er das im Dom zu Schleswig befindliche berühmte Altarschnitzwerk von Hans Brüggemann gesehen habe, wird nicht erwähnt; es würde größern Eindruck auf ihn gemacht haben, als die Ovens'schen Bilder.

Krökers „wohl anführender Staffirmaler“, ein Buch das heut zu Tage noch vergessener ist, als die Gemälde von Jurian Ovens. Für Carstens erschloß das Buch eine ganze Welt.

So, langsam, Schritt vor Schritt, eroberte sich Carstens in kurzen, seinem Beruf abgerungenen Stunden die Kunde, die Begriffe, die technischen Geschicklichkeiten der Malerei. Nur eines schlechten Gemäldes, nur einer abgeschmackten Abhandlung bedurfte es, damit sich seine Seele mit Kindern einer unerschöpflichen Phantasie bevölkerte; bloß daß er ein paar armselige Muscheln und ein paar Oelfarben in die Hände bekam, damit er sich die Fähigkeit aneignete, seine Gedanken in freier Form an den Tag treten zu lassen.

Und als er dann, zwanzigjährig, von seinem Herrn in Geschäften nach Kiel geschickt wurde, und als neuen Schatz von hier ein ebenfalls lange vergessenes Buch: Webbs „Untersuchungen des Schönen in der Malerei“ heimbrachte; da vollends ging ihm eine neue Welt auf. Da zum ersten Mal las er Namen, die er bisher nie gehört, las er von Raphael, von Michelangelo und ihren unsterblichen Werken. Da suchte er auch nach seinem Freunde aus der schleswiger Domkirche. Doch den Namen von Jurian Ovens fand er nirgends in dem Buche. Es bringt eine förmliche Umwandlung in seinen Vorstellungen hervor, daß über die Werke hinaus, die er bisher für die ersten Meisterstücke der Malerei gehalten, andere vorhanden seien, von so viel größerer Vollendung, daß jene neben ihnen nicht einmal der Erwähnung werth erschienen. Er beginnt an dem Ideal seiner Kindheit zu zweifeln; Ahnung von der Großartigkeit der Schöpfungen jener italienischen Meister überkommt ihn, und neue Sehnsucht zu der Kunst, von der er so Herrliches gelesen. So sitzt der Küferlehrling weinend über sein trauriges Schicksal und über ein verfehltes Leben.

Da trifft es sich, daß ein Eckernförder Advocat Carstens einmal fragt, warum er, bei einem so schönen Talent, nicht Maler geworden sei? Carstens klagt ihm seine Noth, und wie er nur auf den Befehl seines Vormunds die Küferei erlernt habe. Der Advocat erwiederte ihm: „Wußten Sie denn nicht, daß nach den Gesetzen kein Vormund seinen Mündel mit Gewalt abhalten darf, ein ehrsames Gewerbe, was es auch sei, zu erlernen, sobald dieser einen ernstlichen Trieb dazu bezeigt? Man hat Ihnen großes Unrecht gethan. Und was wollen Sie überhaupt bei der Handlung, wenn Sie nur wenig Vermögen haben? Da müssen Sie Zeitlebens andern Leuten dienen, und kommen nie zu etwas Eigenem.“

Wie ein Blitz schlagen diese Worte bei Carstens ein. Sofort setzt er sich hin, schreibt seinem Vormund voller Erbitterung einen Brief über den unverantwortlichen Eingriff, den er sich in sein Leben erlaubt habe, und daß nichts ihn fernerhin abhalten solle, Maler zu werden. Eine ähnliche Erklärung schickt er seinem Lehrherrn, der ihn anfangs nicht vor Ablauf der zwei Jahre, die er noch als Küfer zu dienen habe gehen läßt, hernach aber, als Carstens über diese Erklärung in ein gefährliches Fieber verfällt, ziehen zu lassen verspricht, wenn er von ihm (dem armen Burschen!) zuvor für jedes der zwei Jahre 40 Thaler Entschädigung erhalte.

Dies geschieht. Und im Herbst 1776 wanderl der zwei und zwanzigjährige Carstens nach Copenhagen, um sich dort zum Maler auszubilden.

In einem Alter, in welchem andere Künstler sich schon Meister bedünken und eines Raphael Ruhm durch unzählige Werke bereits unsterblich geworden war, begann Carstens mit den Elementen der Kunst.

Aber wie begann er auch! Bewundernd durchwandert er die Gallerie, und in dem Antikensaal der Academie verweilt er halbe Tage.

„Da sah ich nun“ — sagt er selbst — „das Höchste und Vortrefflichste, von dem ich so Vieles gehört und gelesen hatte, womit ich so oft meine Einbildungskraft erhitzte, und wovon ich mir doch keine Vorstellung machen konnte; und wie unendlich weit übertraf es meine Erwartung! Alles was ich bisher von Kunst gesehen hatte, war mir nur als Menschenwerk erschienen, und ich dachte dabei, daß ich auch wohl dahin gelangen könne, dergleichen zu machen; aber diese Gestalten schienen mir als höhere Wesen von einer übermenschlichen Kunst gebildet; und es fiel mir nicht ein zu denken, daß ich oder ein anderer Mensch je dergleichen hervorzubringen vermöchte. Ich sah hier zum ersten Mal den Vatikanischen Apollo, den Laokoon, den Farnesischen Herkules, den Borghesischen Fechter und andere; ein heiliges Gefühl der Anbetung, das mich fast zu Thränen bewegte, durchdrang mich; es war mir, als ob das höchste Wesen, zu dem ich als Knabe im Dome zu Schleswig oft so innig gebetet hatte, mir hier wirklich erschienen und nun mein Gebet erhört sei.“

Die edelsten Schöpfungen der Kunst waren nun sein steter und inniger Umgang. Er wurde nicht müde sie zu betrachten, sich in sie zu versenken. Abzeichnen that er sie nie. Ein paar Mal versuchte er es, aber da war es ihm jedesmal, als ob sein Gefühl dabei erkalte. Er schaute nur an und prägte sich die Formen fest ein. Zu Hause versuchte er es dann, sie aus dem Gedächtniß auf das Papier zu bringen. Und das war zuerst fast seine einzige praktische Uebung.

Dazu hörte er eine Vorlesung über Anatomie. In die Kunstacademie aber als Schüler einzutreten, konnte er sich nicht entschließen. Diese Eintheilung in Classen, von denen in Einer nach Köpfen, Händen und Füßen, und die Andere nach Modell und Gipsen, in einer Dritten nach der Natur gezeichnet wurde, widerstrebte ihm. „Das wollte mir nicht in den Sinn, auf diese zerstückelte Art zu studiren, wenn ich dadurch auch in kurzer Zeit hätte zu meinem Zweck gelangen können.“

Dazu kam die Schaam, daß er, in solchem Alter, von Unten anfangen sollte, wie die Gesetze der Academie es verlangten. „Das Zeichnen nach dem Leben gefiel mir zwar, und ich würde auf die Academie gegangen sein, wenn ich gleich damit hätte anfangen können. Aber auch da wieder hatte ich Bedenken. Es schien mir der Kerl, welcher zum Modell stand, obwohl er sonst gut gebaut war, gegen die Antiken, von denen ich schon höhere Begriffe hatte, so unvollkommen und gemein, daß ich dachte, ich könnte wohl eine bessere Figur zeichnen lernen, wenn ich mich blos an diese hielte.“

So blieb er von der Academie fern und studirte für sich nach den Antiken weiter. Aber um ganz in den hohen Geist des classischen Alterthums einzudringen, las er, wo er ihrer habhaft werden konnte, Uebersetzungen der alten Schriftsteller.

Nachdem er auf solche Weise vier Jahre lang, fern von dem Treiben der Gegenwart und den modernen Kunstbestrebungen, mit den Geistern und der Kunst einer fernen Zeit stillen Umgang gepflogen hatte, trat er zum ersten Mal mit seinen Schöpfungen in die Welt.

Es war ein Lebensabschnitt für ihn. Wir sind genauer über ihn unterrichtet, und er ist der Erzählung werth.

Ein Graf Moltke hatte eine ausgewählte Gemäldesammlung, die Carstens öfters besuchte. Bei einem solchen Besuch trifft der Graf ihn. Er redet ihn an und spricht im Lauf der Unterhaltung den Wunsch aus, einige seiner Compositionen zu sehen. Carstens wählt unter andern eine Zeichnung aus, „Adam und Eva nach der Milton'schen Dichtung, neben dem Baum der

Erkenntniß, hinter welchem der Teufel im Verborgenen lauert." Dem Grafen gefällt der Entwurf, und er trägt dem Künstler auf, ihn gegen die Summe von 60 ℳ in Oel auszuführen. In zwei Monaten ist das Gemälde fertig; und der Künstler giebt seinem Erstlingswerke persönlich das Geleit hinaus auf des Grafen Gut.

„Ich kam auf dem Gut an" — erzählt Carstens — „überreichte dem Grafen, der sich meiner kaum zu erinnern schien, mein Gemälde; er betrachtete es eine Zeit lang und sagte endlich: es ist recht gut, mein Freund, daß er das Bild gemalt hat; aber ich habe eine Galerie von lauter Meisterstücken, unter welchen ich doch seine Malerei nicht aufhängen kann. Nehme er sein Bild in Gottes Namen wieder mit sich, er wird schon einen Liebhaber dazu finden — damit gab er mir mein Bild zurück und ein Papierchen, worin er acht Dukaten gewickelt hatte. Diese Aufnahme hatte ich nicht erwartet, sie war mir kränkend, und ich antwortete dem Grafen: Ew. Excellenz, ich bin ein Anfänger, der erst etwas lernen will; ich glaubte, Sie würden das Bild blos zu meiner Aufmunterung bestellt haben, und die Ehre, die Sie mir dadurch erzeigten, hat mich angespornt, alle meine Kräfte darauf zu verwenden. Ich weiß wohl, daß es in ihrer schönen Sammlung keinen Platz verdient; hängen Sie es, wohin Sie wollen. Es würde mir eine Schande sein, wenn ich das Bild wieder nach Hause tragen müßte. — Aber diese Vorstellung war fruchtlos; der Graf wiederholte, was er mir gesagt hatte, und ging in sein Cabinet."

„Mit Scham und Aerger, daß meine Arbeit verschmäht wurde, nahm ich sie zurück. Die acht Dukaten, so nöthig ich sie gehabt hätte, ließ ich auf dem Tische liegen, weil es mir schimpflich schien, sie anzunehmen, und so kehrte ich grades Wegs wieder nach Kopenhagen um." —

Neues rastloses Schaffen begann; neues Ringen voller „Sturm und Drang", sich trotz Academie und bequemerer Belehrung alle Fertigkeiten seiner Kunst anzueignen. Und wundersam, wie schrittweise jetzt wie vordem solche Aneignung geschah! Auf die Academie wollte er nun einmal nicht; überhaupt einem Andern Lebenden als sich selbst in der Kunst etwas verdanken, ebenso wenig. Aber wie sollte er es anfangen, die Technik des Oelmalens sich anzueignen, von der ihm der Eckernförder „Staffirmaler" denn doch nur einen sehr summarischen und rohen Begriff gegeben hatte.

Bald nach jener verunglückten Expedition auf Molke's Gut traf es sich, daß der besonders durch seine Behandlung der Farbe geschätzte Maler Abilgaard einige Compositionen von Carstens zu Gesicht bekam. Die kühne Großartigkeit in ihnen setzt ihn in Erstaunen; er drückt dem jungen Maler frei seine Bewunderung aus und giebt ihm nicht undeutlich zu verstehen, wie er sich freuen würde, ihn in sein Atelier aufzunehmen. Carstens, der wohl wußte, daß er grade das, was vor allem ihm noch fehlte, die Behandlung der Farbe, von Niemandem besser als von Abilgaard lernen könnte, wollte gleichwohl die Andeutungen nicht verstehen; denn er wollte nicht Schüler werden von Jemandem der nicht einen Vatikanischen Apollo, nicht eine Sixtinische Madonna zu schaffen vermochte. Gleichwohl besucht er Abilgaard öfters auf seinem Atelier, um ihn malen zu sehen und ihm so durch ein paar Mal Zusammensein seine technischen Kunstgriffe abzulauschen. Aber Abilgaard hatte die Eigenheit vieler Künstler, nie im Beisein Anderer zu malen. Deshalb nimmt Carstens, um doch seinen Zweck zu erreichen, seine Zuflucht zu einer List. Er begiebt sich eines Morgens, eher als Abilgaard selbst, in dessen Atelier und verbirgt sich hinter eins von den großen Gemälden, als der Maler eintritt, sich vor die Staffelei setzt und zu malen beginnt. Dann kommt er hervor und schaut dem Malen, das jener nicht wohl abbrechen kann, zwei Stunden lang zu.

Diese gelungene List kostete Carstens die Gunst des Malers, der ihn jetzt verfolgte und seine Werke tadelte, so oft sich nur die Gelegenheit bot.

Nur daß solcher Tadel etwas zu spät kam. Denn schon begann die Bewunderung vor dem Talent von Carstens, das man mit dem des Michelangelo verglich, allgemeiner zu werden; und wohlmeinende Freunde riethen Abilgaard mit seinen Angriffen gegen „den kleinen Holsteiner" aufzuhören; denn der würde nicht ruhen, bis er ebenso gut malen könne, als er.

Noch sind einige Züge von Carstens aus der Periode seiner Lehrjahre überliefert, die erkennen lassen, wie abgeschlossen und fertig sein Character während der künstlerischen Ausbildung bereits war. Es war eine eiserne, bis zum Trotz sich steigernde Energie, die in diesem kränkelnden Körper lebte. Dieselbe Beharrlichkeit, mit der er sich immer wieder der Kunst zugewandt hatte, und dann in ihr auf dem einmal beschrittenen Wege dem ihm unverrückt vorschwebenden Ziel zustrebte, zeichnete auch sein übriges Handeln aus. Und um so schroffer trat sie hervor, als das ganze Leben, das bei andern Menschen verschiedenen Interessen zugleich gewidmet ist, bei ihm ganz und gar der Kunst geweiht war, und alles, was ihm widerfuhr, einzig und allein von diesem Standpunkt aus betrachtet und beurtheilt wurde.

Jetzt, wo er sich Ein bei Ein alle Fähigkeiten seiner Kunst errungen hatte, ging seine ganze Sehnsucht darauf, den großen Schritt im Künstlerleben zu thun: den Schritt in das gelobte Land der Kunst, nach Italien. Um diese Sehnsucht eher — vielleicht um sie überhaupt dermaleinst erfüllt zu sehen, hatte er, dessen kleines Erbtheil mit der Zeit ganz aufgezehrt war, sich doch an die Academie angeschlossen, da nur Mitglieder derselben das Reisestipendium nach Italien erhielten. Bei der Preisvertheilung der Academie wurde ihm eine silberne Medaille für Modellzeichnen (er befand sich in der Modellclasse); der erste Preis aber, mit welchem das Reisestipendium verbunden war, nicht demjenigen zuerkannt, dem er nach Aller und auch nach Carstens Ansicht hätte zuerkannt werden müssen, sondern einem talentlosen Verwandten Abilgaard's. Diese Ungerechtigkeit, die allgemeine Misstimmung hervorrief, erregte Carstens Erbitterung so sehr, daß er erklärte, von einem so ungerechten Gerichtshof einen Preis nicht annehmen zu mögen, und sich von der Academie ganz lossagte.

Darüber war große Aufregung. Carstens wurde förmlich excludirt, und das Decret seiner Verweisung an die Thüren der Academie angeschlagen.

Aber als er mit nun nur um so unermüdlicherem Eifer fortfuhr, Neues und immer Vollendeteres zu schaffen, und sein Ruhm immer mehr wuchs, da begannen die Herren von der Academie Reue zu empfinden, und forderten ihn im folgenden Jahr auf, sich mit um den Preis zu bewerben; man sei von seinen Fähigkeiten überzeugt; er werde gewiß den ersten Preis erhalten. Aber Carstens gab trotzig zur Antwort, er sei einmal von der Academie verwiesen und hoffe auch ohne sie nach Rom zu kommen; der Medaillen bedürfe er nicht, seine Kunst sei ihm durch sich selbst Aufmunterung und Belohnung genug.

Nun arbeitete er unablässig den Winter (1782 auf 1783) hindurch, um zum Frühjahr das nöthige Geld beisammen zu haben, trotz Academie und Medaillen nach Italien zu reisen. „Und obgleich ich" — so erzählt er — „von Jugend auf eine schwächliche Gesundheit hatte, so schadeten mir doch diese Anstrengungen nicht. Meine Leidenschaft für die Kunst war so groß, daß ich oft auch im Winter in der Nacht aufstand und arbeitete,

wenn mich die Gedanken an eine angefangene Arbeit nicht ruhen ließen, und dann gegen Morgen halb erstarrt wieder zu Bette ging.“

Im Frühjahr 1783 zog er mit seinem Bruder und einem jungen Bildhauer von Kopenhagen aus gen Italien.

In Mantua sah er die Strahlen von Julio Romano, dem berühmten Schüler Raphaels.

„Diese Malereien waren ganz für mein Gefühl, voll feuriger Phantasie und von geistreicher Erfindung, ernst und kräftig im Stil. Es kam mir vor, als ob ich jetzt zum ersten Male wahre Malerei sähe, die ich ganz verstand und fühlte.“

Widerwärtige Umstände ließen ihn nicht nach Rom gelangen, zwangen ihn vielmehr nach kurzem Aufenthalt in Mailand zur Rückkehr. Er zog durch die Schweiz und langte im Herbst 1783 zu Fuß in Lübeck an. Aber wenngleich er seinen Zweck nicht erreicht hatte, „so war doch die Reise nicht ganz vergebens. Ich hatte Julio Romano, Leonardo da Vinci und die Schweiz gesehen, drei Gegenstände, die einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gefühl machten, die mir in der Folge, wo ich wieder Jahrelang von allen Kunstwerken abgeschieden lebte, immer lebendig vorschwebten, und auf meine Kunst einen wesentlichen Einfluß gehabt haben.“

Solcher Empfindung voll verlebte Carstens die nächsten fünf Jahre in Lübeck, kümmerlich sein Dasein mit Portraitiren und Miniaturenmalen fristend; er, dessen Sinn auf das Höchste gerichtet war! Aber so ungestüm seine entbundene Phantasie Größestem zustrebte, so liebevoll, so sorgfältig behandelte er doch diese geringen, seinem Genius widerstrebenden Arbeiten, die er nur des Broderwerbs wegen ausführte. Die kurzen Stunden, welche er sich absparte, waren fast mit Inbrunst dem Studium der großen Dichter des Alterthums, der Lectüre Shakspeare's, dem Genuß des rythmischen Wohlklangs Klopstock'scher Oden und eignen kühnen Entwürfen geweiht.

Rom aber blieb seine Sehnsucht, und oft betrachtete er Stiche nach den Raphael'schen Fresken mit Thränen im Auge. Raphael und Michelangelo — obgleich klägliche Nachbildungen ihrer unsterblichen Schöpfungen das Einzige blieben, was er von ihnen kannte — waren das Ideal, das ihm vorschwebte, und in der stolzen Zuversicht wahren Genies erklärte er „vor allen Künstlern, selbst vor (dem damals so bewunderten) Hannibal Carracci fürchte er sich nicht. Wenn er nur Gelegenheit habe nach Rom zu kommen, hoffe er sie wohl alle zu erreichen. Aber Michelangelo und Raphael seien so groß, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er dahin gelange, daß man es dereinst seinen Arbeiten ansehe, er sei nicht unwürdig in ihre Fußtapfen getreten.“

Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen.

---

* Zwei Gedichte.

Nach dem Französischen von Carl Vollheim.

1. Die Azoka.

Indisches Lied.

Einsam wächst auf dunkeln Waldesmatten
Die Azoka und entfaltet sacht,
Wenn in ihrer Blätter kühlen Schatten
Eine Jungfrau träumt, der Blüthen Pracht.

Doch vergebens ist des Zephyrs Werben,
Und umsonst küßt sie das Sonnenlicht:
Blüthenlos muß die Azoka sterben,
Kommt die Jungfrau, der sie harret, nicht.

Liederkeime birgt mein Herz in Fülle,
Doch sie können nur ans Licht erblühn,
Süße Jungfrau, wird die starre Hülle
Deiner Flammenaugen Strahl durchglühn.

Doch fast ist mein Jugendlenz verglommen,
Und es ließ die Liebe sich nicht sehn.
Ach, mein Herz, dem keine Blüthen kommen,
Muß nun der Azoka gleich vergehn!

Louis Ménard.

2. Mounoussamy's Gesang.

Thörichter Fremder, sind das deine Sitten? leben
Die Christen so daheim? Kaum öffne ich dir eben
Mein Haus und setze dich beim Mahl, darauf bedacht,
Den Gast zu ehren, noch an meiner Gattin Seite,
Und rauben willst du sie? Willst, daß es dich begleite
Mein treues Weib dieselbe Nacht!

O schwacher, weißer Mann! du glaubst im Kampf zu siegen
Und traust auf deine Kraft, und mit mir willst du kriegen,
In meiner Liebe mit mir kämpfen, armer Fant!
Sieh, dieser Arm, im Kampf erprobt zu tausend Malen
Trägt leicht ein Weib, erschlägt den Tiger von Bengalen
Schnell wie im Zorn ein Elephant!

Sieh, als der Bonze einst den Bund gesegnet hatte,
Da faßte Heva's Hand mit brauner Hand der Gatte
Und führte, fremder Mann, des Abends hochbeglückt
Sein junges Eheweib, die liebste Frau von allen,
Sich in sein Haus am See, versteckt in Blüthenhallen,
Wo der Magnolie Duft entzückt.

Und Sklaven lagerten im Wald ringsum und Krieger,
Die Löwen scheuchten sie und die behenden Tiger,
Denn stören sollte Nichts den Frieden dieser Nacht.
Zum Zeugen wollte ich der Liebe Niemand haben
Als Gottes Auge nur, das über uns erhaben
Als heiliger Stern auf ewig wacht!

Und wäre jene Nacht bei jedes Kusses Fallen,
Der aus der Seele heiß aufsprühte, in den Hallen
Des Walds ein Baum gestürzt, so hätte morgens man
Ein ödes Wüstenland nach jenen wenigen Stunden,
Ein unfruchtbares Feld an Waldes Statt gefunden
Vom See bis an den Berg hinan.

Als drauf der Morgen kam, stand ich zum Jagen fertig.
Die Diener harrten des Befehls des Herrn gewärtig:
Auf stolzen Pferden flog ins öde Land die Schaar!
Die Dschungel grollten laut von wilder Thiere Klagen,
Es ward auf alle Höhn die wilde Jagd getragen,
Bis alles Blei verschossen war.

Dann griffen wir zum Dolch: mich trug mit stolzem Muthe
Die weiße Nouvera, der Erde schönste Stute . . .
Ein Tiger sprang ihr an den Weg mit festem Schlag!
Dreimal durchstieß ich ihn: das Unthier ward gefangen,
Und auf dem Brautbett muß sein Pelz als Schmuck mir prangen.
Das war der Hochzeit zweiter Tag!

Kraft ist nicht zu verschmähn! denkst du und möchtest fragen:
Was aber wird der Geist, wenn Liebe schlummert, sagen?
Wie? glaubst du, kecker Mann, daß meine Sonne nicht,
Die ewige, vor der die eures Land's erblindet,
Viel leichter noch den Weg ins Herz der Dichter findet
Und ihrer Zunge Fessel bricht?

Sprich, hat dein Idiom mit nebelhaften Farben,
Das zwanzig Sprachen sich verwandt nennt, welche starben,
Den Zauber, den das Wort der Riesenkünstler beut,
Die Berge gründeten beim Wechselsang von Oden
Und an zwei Meeren rings den Menschen die Pagoden
Hinsäten, wie man Samen streut?

Die Sprache reden wir! sie lernte von Auroren
Der allererste Mensch. O, wenn des Weibes Ohren
Mit mächtiger Gewalt ihr voller Klang umflicht:
Dann wird in tiefster Brust, dann muß ihr Herz erweichen.
Horch! jener stolze Laut läßt sich mit ihr vergleichen:
Das Meer, das mit dem Himmel spricht!

Geh, fremder Reisender! du kannst nicht länger bleiben.
Laß nach Europa heim dein Fahrzeug wieder treiben,
Denn deine Liebe krönt hier, edler Gast, kein Glück!
Leicht lockt dich fremdes Gut: schwer läßt es sich erwerben.
Die Frauen hüten wir bei uns, und Hungers sterben
Die Buhler. Gehe schnell zurück!

Joseph Méry.

* Sanct Cosmas und Sanct Damian.

Zur bremischen Reliquiengeschichte.

Von H. A. Schumacher.

II.

Im Jahre 1043 wurde der Bau, in dem Erzbischof Adaldag von Bremen vor etwa achthundert Jahren die aus dem Süden entführten Heiligthümer geborgen hatte, ein Raub der Flammen. „Damals ging der Schatz der heiligen Kirche, gingen ihre Bücher, ihre Gewänder, alle ihre Zierden verloren“, so klagt einige Jahre später Adam von Bremen; allein ihre Reliquien scheinen nicht zerstört worden zu sein. Die Inventare der späteren Zeit zählen noch alle Kleinodien Adaldag's auf, insbesondere auch die Leiber von Cosmas und Damianus.

An der Stelle des alten Domes entstand unter den Händen Bezelin's und Adalbert's ein neues Bauwerk: dasselbe, dessen untere Theile noch heute erhalten sind. In diesem werden aufs Neue die Gebeine der heiligen Aerzte von Aegea bewahrt worden sein. Zierte schon damals bildende Kunst ihr Behältniß durch Arbeiten aus edlem Metall, so möchte dies Werk seinen Untergang gefunden haben in dem Drange der Adalbertischen Zeit, als selbst die Crucifixe und Kelche, ja sogar die Altarplatte, die von der erst kurz zuvor verschiedenen Gräfin Emma der Cathedrale gespendet war, in die Münze wanderten; allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Reliquien des bremischen Domes damals nicht in eigenen Behältnissen, sondern in ganz anderer Weise bewahrt wurden.

Unsere dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts angehörende Stadtchronik erzählt von den Leichnamen der beiden Heiligen, sie seien der Tradition zufolge in Kaiser Otto's und Herzog Heinrich's Zeiten nebst vielen anderen heiligen Gebeinen und sonstigen Heiligthümern in die Mauern der Kirche eingefügt worden. Sehr eigenthümlich erscheint diese Nachricht, welche nur auf Otto IV. und Heinrich von Stade, den Pfalzgrafen, bezogen werden kann, auf die beiden welfischen Brüder, die nach der Gefangennahme von Erzbischof Hartwich II. im Anfange des Jahres 1202 Bremen mit Waffengewalt einnahmen. Die Glaubwürdigkeit der Angabe ist indessen sehr gering; als die Welfen damals Bremen betraten, war so wenig, wie bei früheren und späteren Belagerungen und Eroberungen der Stadt, ein Grund vorhanden, die Schätze der geheiligten Cathedrale und gar ihre Reliquien vor kirchenschänderischen Händen besonders zu verbergen. Aus jener in später Zeit aufgezeichneten Tradition ist vielmehr nur zu entnehmen, wie man hernach Versuche machte, den Umstand zu erklären, daß in den Mauern des Domes wirklich Reliquien sich fanden, und unter diesen die Gebeine von Sanct Cosmas und Sanct Damian.

Dieses deutet sich aber auf andere Weise. Eine alte, mit heidnischen Bräuchen zusammenhängende Sitte ist es, daß Heiligthümer in die Mauern geweihter Gebäude eingefügt wurden; sie sollten durch ihre heilige Kraft die Bauwerke vor Schaden und Gefahr schützen, sollten sie gegen Arglist und Tücke der Dämonen schirmen, die, wie man meinte, besonders wider sie gerichtet waren. So wurden in je einen Stein jeder zwölften Schicht des Kuppelgemäuers der Sophienkirche in Constantinopel Reliquien verschiedener Heiligen gelegt; so gab Kaiser Otto I., Adaldag's Zeitgenosse, den Befehl in den Pfeilerknäufen des Magdeburger Doms Reliquien zu verbergen; so wurden noch im fünfzehnten Jahrhundert die Gebeine der ältesten bremischen Erzbischöfe, als man bei ihnen Wunderkraft entdeckt hatte, in die Mauer unseres Domes eingefügt.

In gleicher Weise wird mit den Schätzen verfahren sein, die aus dem Brande von 1043 gerettet waren und in dem neuen Dome eine Stätte finden mußten. So erklärt es sich, daß das Gemäuer des späteren Gebäudes mit Reliquien angefüllt war; so gelangten diese sicher auf die späteren Zeiten, wenn auch der frommen Täuschung ein weiter Spielraum gelassen war; so war es auch möglich, daß auf Sanct Cosmas und Damian, deren Leiber nicht zur Verherrlichung eines Altares benutzt wurden, in später Zeit das Augenmerk der Bremischen Geistlichkeit sich richtete.

Mehrere Jahrhunderte hindurch zeigen sich nur geringe Spuren davon, daß man in Norddeutschland das Andenken der beiden Aegeaten nicht vergaß; wir erfahren seit dem Ende des zehnten und dem Anfange des elften Jahrhunderts indessen überhaupt sehr wenig hierüber. Aus Köln und Prag verlassen uns die Nachrichten ganz; aus Bamberg hören wir nur im Jahre 1109, daß Reliquien von Cosmas in den Altar der dortigen St. Jacobskirche eingelassen wurden. In Norddeutschland erscheinen Zeugnisse ihres Gedächtnisses etwas häufiger; Reliquien der beiden Heiligen wurden in den 1091 geweihten Kreuzaltar der Kirche zu Rastede niedergelegt; ihren Namen empfing neben denen anderer Heiligen die hölzerne Capelle zu Stade, welche, im Jahre 1141 vom Erzbischof Adalbero geweiht, den Anfang des dortigen Marienklosters bildete; etwa in dieselbige Zeit fällt dann der Bau des großen Gotteshauses, das in Goslar den Namen der cilizischen Brüder trug; in Braunschweig rühmte man sich bei dem großen Kirchenfeste vom 20. August 1200 besonders der Reliquien von Cosmas, welche der Dom besitze; Heilthümer von ihm und seinem Bruder befanden sich in dem Marienbilde des Klosters Lilienthal, das am 16. April 1256 auf dem hohen Chore der Bremischen Peterskirche feierlichst geweiht wurde.

So gedachte man in Norddeutschland freilich noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der heiligen Aerzte; allein bald ward zu Bremen die Stätte vergessen, an der ihre Leichname in das Gemäuer des Domes eingesenkt waren. Es wurde als ein besonderes, wundersames Ereigniß betrachtet, daß sie dort in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wieder zum Vorschein kamen, in einer Zeit, da nach langer Erniedrigung, Ohnmacht und Glanzlosigkeit das Bremische Erzstift sich wieder hob; da der erste Bremische Bürgerssohn, der auf den Stuhl Willehad's gehoben war, sich bestrebte, in jeder Weise die Hoheit seines Amtes, die Herrlichkeit seiner Cathedrale hervortreten zu lassen.

In einfacher Rede und mit gläubigem Sinn berichtet das Ereigniß aus der Regierungszeit Burchhard Grelle's unser Domvicar Rhynesberch, der auch manches andere in der St. Peterskirche geschehene Wunder treulichst wieder erzählt. „Da Gott der Herr wollte“, so heißt es bei ihm, „daß die heiligen Herren Sanct Cosmas und Damianus sollten geoffenbaret und aus der Stätte, an der sie vermauert, hervorgehoben werden, so wurden

jene Heiligen mittelst großer Wunder und Zeichen dem Bischof Burchhard geoffenbaret, als er an einem Ostern auf das Chor des Domes gehen wollte; es barst die Mauer entzwei und gab ein großes Getön; hervor drang der allersüßeste Geruch, den Jemand jemals wahrgenommen."

Dies geschah zu Ostern 1334. Wir werden zu dem hohen Chore der Cathedrale geführt, dessen Aufgang am Ende des Mittelschiffes lag, wie ehedem zu Adalbert's Zeit und wie noch heutzutage; zu jenem Ostchore der Kirche, von dem hundert Jahre später die bei der großen Reliquienschau und Domprocession übliche Ablaßpredigt sagte: „Die Mauer, die das Osterchor umgiebt, ist voll von Heiligthum; aus der südlichen Seite desselben sind der heiligen Märtyrer Cosmas und Damianus Gebeine hervorgehoben. Dort ruhet noch der ganze Leichnam der heiligen Jungfrau St. Corona; wie auch in der nördlichen Seite drei ganze, noch nicht ans Licht gezogene Leichname liegen, die Gebeine des Cancius, des Cancianus und der Cancianilla."

Die Entdeckung jener Reliquien wurde der Anlaß zu einem Feste, wie Bremen es nur selten in solcher Großartigkeit gesehen. Hoch erfreut über jenes Glück, das vielleicht seiner Klugheit mehr zu Ehren gereicht, als seiner Frömmigkeit, und bestrebt dasselbe für seine Kirche und ihre Angehörigen auszunutzen, beschloß Burchhard Grelle, zur Elevation der heiligen Leiber alle Großen von Nah und Fern auf Pfingsten 1335 nach Bremen zu rufen, auf die Jahrmarktzeit, die auch sonst viele Fremde in die erzbischöfliche Residenz zu führen pflegte. „Und von Stund an", erzählt unsere Chronik, „ließ er Solches verkünden an vier Enden des Landes rund um Bremen herum und ließ zu dem Ende alle seine Bischöfe und seine Edlen, seine Prälaten und alle seine Unterthanen bitten, die sämmtlich das Fest über mit ihm essen sollten, dazu den Rath von Bremen mit vielen Bürgern, Jungfrauen und Frauen, sowohl aus der Stadt, als von draußen, mit welchen er großen Hoftanz und große Lustbarkeit halten wollte." Ein ernstes kirchliches Fest genügte dem Sinne jener Zeit nicht mehr; ein solches paßte auch nicht zu dem Zweck, den der Erzbischof verfolgte. So erfahren wir nur wenig von der Feierlichkeit, mit der die Reliquien unserer Heiligen aus der Südmauer des Chores hervorgehoben sind; desto mehr von dem sonstigen Prunk des Festes. Es heißt: „Der Erzbischof hielt großen Hofstaat vor seinem Palaste auf dem Domshof mit Turnieren, in Zweikämpfen und in Ringelstechen und mit prangenden Aufzügen; die reichen Bürger hatten männiglich dazu sich geputzt und wohl gekleidet und thaten auch das Ihre im Stechen, besser als andere Leute, was denn einem Theile der Höflinge zu großem Aergerniß gereichte. Und am Montage nach Pfingsten, nachdem er mit allen jenen Bischöfen, Aebten und Herren das Heiligthum von Cosmas und Damianus aufgenommen hatte, und nach der Beendigung der Messe zur Tafel sich begab, da schlug er vor seinem Palaste zwölf seiner besten Mannen zu Rittern, darunter die Bremischen Bürger Lüder und Martin von der Hude. Es ist aber unglaublich zu erzählen, welche Menschenmenge da aus allen Landen versammelt war."

Auf dies zu Ehren von Cosmas und Damian veranstaltete Fest sahen die Bremer noch lange Zeit mit besonderem Stolz zurück; es konnte nicht fehlen, daß das auf solche Weise neu belebte Gedächtniß jener Märtyrer in der Folge mit eigener Vorliebe gepflegt wurde. Freilich vermochten die heiligen Aerzte nicht in den schreckensvollen Tagen des Jahres 1351, bei dem Wüthen der Pest, Hülfe zu gewähren; allein trotzdem wurden ihre Reliquien mehr und mehr als Hauptzierden der Cathedrale, ihre Gestalten wie die von Schutzheiligen derselben betrachtet.

Als im Jahre 1366 das prachtvolle Chorgestühl hergestellt wurde, erhielten die beiden Aegeaten einen in die Augen fallenden Platz. Sie zeigen sich auf dem unteren Felde der einen der beiden hohen Gestühlwangen; es sind kühn geschnittene, aber etwas rohe Gestalten, kenntlich an dem Kopfputze, der den Aerzten eigenthümlich war, an den Toga ähnlichen Gewändern und an den Salbbüchsen. Abgesehen von ihnen und ihrem Gegenstücke (den Figuren der heiligen Corona und Sanct Victor's) zeigt das Schnitzwerk des Stuhles nur Personen der heiligen Schrift.

Wichtiger noch ist die hervorragende Rolle, welche das arabische Brüderpaar bei der großen Procession einnahm, die jährlich wegen des 1394 von Papst Bonifacius IX. ertheilten Ablasses gehalten ward. In mehreren Gängen wurden zwischen den Westportalen des Domes den Gläubigen die Heilthümer aus dem Schatze der Cathedrale gezeigt. Der erste Gang enthielt die auf Christus und seine alttestamentlichen Vorbilder bezüglichen Reliquien; der zweite war ausschließlich der Maria gewidmet und der dritte den Aposteln, denen Willehad sich anschloß. Hierauf ward „der vierte Schatz des ewigen Lebens geöffnet", so lesen wir im alten Inventar des Domes, „der Schatz der Märtyrer, die ihr Blut vergossen haben um der Liebe Gottes willen." Mancherlei Heiligthum ward von ihnen gezeigt, und es hieß, „daß noch viel mehr in dieser heiligen Kirche eingemauert seien." Nach dem Lobgesange: Gaudeant in coelis erhob der Ablaßprediger die Stimme und redete die Menge an: „Zuerst mögt ihr die beiden Häupter der heiligen Märtyrer Cosmas und Damianus sehen, die ganzen Leichname Beider sind hier, die wieder aufgefunden wurden von dem ehrwürdigen Vater in Gott, dem Bischof Burchhard; sie sind aus fernen Landen hergekommen, nämlich aus Arabien, und Gott hat es gefügt, daß in dieser heiligen Kirche ihre heiligen Gebeine ruhen. Geistliche Aerzte sind sie gewesen und machten in der Kraft Gottes gesund vernünftige und unvernünftige Creatur; sie haben große Zeichen gethan in der Kirche zu Bremen und verrichten solche noch heute. Darum mögt ihr sie gern anrufen mit Andacht eures Herzens, auf daß sie Gott für euch bitten, daß ihr gesund werdet am Leibe und an der Seele." Hiernach wurden die Reliquien anderer Märtyrer gezeigt, die von Florentius, Mauritius, Secundus, Veit, Stephan, Georg u. a. m. unter ihnen auch die der heiligen Corona und des Sanct Victor; dann folgte der letzte Gang, welcher die Reliquien der Bekehrer, Bekenner und Prediger enthielt, zu denen z. B. Ansgar und Karl der Große zählten.

So nehmen St. Cosmas und Damian die erste Stelle ein unter den Märtyrern, die Bremens Cathedrale verherrlichten; nicht die Zeichen, die St. Secundus vor dem Tode jedes frommen Prälaten that, nicht das Wunder der Erscheinung St. Victor's während der Messe im Dome konnte dazu führen, daß den beiden Aegeaten jener erste Rang streitig gemacht wurde; getrost zeigte man in Bremen die Häupter beider Brüder, obwohl das Haupt des Damianus schon 1012 in den Altar der Bamberger Domkirche gelegt war; getrost versicherte man, der Heiligen ganze Leiber — integra corpora — seien in der bremischen Cathedrale, obwohl neben Bamberg noch Köln und Prag, neben diesen eine ganze Reihe von Städten behauptete, Reliquien derselben Märtyrer zu besitzen.

Cosmas und Damianus waren unstreitig die ersten unter allen heiligen Blutzeugen, welche in dem Bremischen Dome Verehrung fanden, als das fünfzehnte Jahrhundert anbrach, jene Zeit, welche auch in Italien das Gedächtniß der Aegeaten aufs Neue belebte. In derselbigen Epoche, in der dies die bildende Kunst in Bremen durch die glänzendsten Arbeiten zu feiern suchte, entstanden im Süden prachtvolle Werke zu Ehren der neuen Schutzpatrone der neuen Gebieter von Florenz, der Medicäer.

Literatur und Kunst.

* Als eine Neujahrsgabe welche auch in weitern Kreisen interessiren dürfte, führen wir die Arbeit der Schriftstellerin **Giulia Colombini** über „die Frauen des Gedichts Dante's“ an. Die Arbeit scheint zwar etwas übereilt, es lohnt sich aber namentlich den allgemeineren Theil zu lesen, in welchem die geistreiche Dame ihrem Geschlecht den mächtigsten Einfluß und die Initiative bei den meisten großen Thaten der Geschichte zu vindiciren sucht. „Es giebt auf der Erde“, sagt sie, „eine geheimnißvolle Macht, welche, wenn auch häufig unbemerkt; einen außerordentlichen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit ausübt; sie ist die Kraft aus welcher der Character der Männer auf der großen Schaubühne der Welt entspringt, und welche dieselben von Kindheit auf bildet . . . je nachdem sie rein oder verderbt ist, wird die Gesellschaft durch sie verbessert oder verschlechtert. Das ist — die Frau.“ Im speciellen Theil wird dieß alles sehr klar bewiesen, namentlich daß auch die Göttliche Komödie einem Weibe zu verdanken sei, denn Dante sah Beatrice und — schrieb die Divina Commedia.

— Die Redaction der „Deutschen Gerichts-Ztg.“ (Organ des deutschen Juristentags) fordert die deutschen Juristen auf zum **Beccaria**-Denkmal ihr Scherflein beizutragen, wie einst italienische Juristen, als es sich darum handelte das Andenken eines großen deutschen Rechtsgelehrten — Savigny's — durch eine Stiftung zu ehren, zur Förderung dieses Unternehmens bereit waren.

— Das Erscheinen des zweiten Bandes von Napoleons „**Leben** Cäsars“ ist nun auf Ende Mai festgesetzt, nachdem es bereits von December v. J. auf Anfang März verschoben worden. Die ersten Bogen desselben sind gedruckt, und auch schon in den Händen der englischen und deutschen Uebersetzer. Ist es nöthig zu bemerken daß die vor einiger Zeit in deutschen Blättern aufgetauchte Nachricht von neunzig neu entdeckten Cäsar-Manuscripten, mit denen die kaiserliche Arbeit nun verglichen werden müsse, bloß eine Ente gewesen ist? Wohl kaum; denn von diesem wichtigen Fund hätte man ja sicher zuvor gehört. So verschieden nun auch die kritischen Urtheile über den historischen und archäologischen Werth des ersten Bandes ausgefallen sind, so wenig läßt sich in Abrede stellen daß der Kaiser mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bei seiner Arbeit zu Werke geht. Sein Hauptmitarbeiter ist Hr. Charles Maury, Mitglied des Instituts, und für Textkritik Hr. W. Fröhner, ein Deutscher, der in kurzer Zeit eine angesehene Stellung erreicht hat.

— Das Jahr 1865 hat England wieder mit einem Schwall mittelmäßiger Romane überfluthet. Das veranlaßt **Macmillan's Magazine** die Novellisten zum Studium Goethe's, resp seines Wilhelm Meister, aufzufordern, als welcher der eigentliche Musterroman unter allen sei (wenn nur das fatale letzte Buch nicht wäre!), dabei an des Amerikaners **Emerson** Anwendung des Horazischen „vos exemplaria graeca etc.“ erinnernd;

Be Goethe's words your study and delight,
Read them by day, and meditate by night.
(Nehmt Goethe's Wort mit Ernst und Lust in Acht.
Les't es bei Tag und überdenkt's bei Nacht.)

— In Antwerpen ist eine vortreffliche Uebersetzung des „Faust“ in vlaemischer Sprache erschienen. Der Verfasser ist Herr L. Bleeschoulver, der Herausgeber der allgemein witzigen satirischen Wochenschrift „Reinaert de Vos, Weekblad voor verstandige Lieden (Leute).“

— Ein Herr Professor **Tessier** wird in Kürze eine Broschüre veröffentlichen worin er, wie man sagt, mit schlagenden Gründen zu beweisen sucht, daß der Ort wo Julius Cäsar den Feldherrn der Gallier, Vereingetorix, in unsterblicher Feldschlacht schlug, nicht Alesia, der jetzige Flecken Alise, westlich von Dijon im Departement Côte d'Or war, sondern daß diese größte Waffenthat Cäsars bei Novalaise (Nova Alesia, das wiederaufgebaute Alesia) im Canton S. Genix in Savoyen, etwa drei Stunden westlich von Chambéry, fast hart an der Stelle wo die Rhone ihre plötzliche Schwenkung gerade westwärts macht, stattgehabt habe. Kaiser Napoleon III., dem Professor Tessier seine Forschungen mittheilte, nimmt so großen Antheil an dieser archäologischen Neuerung, daß er dem Maire von St. Genix durch den ehemaligen piemontesischen, nunmehr französischen General Philibert Mollard die Nachricht zugehen ließ: er werde im kommenden Frühjahr nicht ermangeln an Ort und Stelle zu erscheinen und von der Lage des Fleckens Novalaise Augenschein zu nehmen.

— Fünf Abbildungen, die man zu verschiedenen Zeiten von dem Kölner Dom genommen hat, documentiren auf das schlagendste, wie erfreulich das Werk vorrückt. Das erste stellt ihn um 1835 dar; Gebäude und Platz damals und jetzt, welch ein Unterschied! Das Blatt zeigt die Südseite des Domes. Hoch ragt der damals wieder restaurirte Chor empor, höher erscheinend durch seine geringe Längenausdehnung, weil davon und nur durch eine unregelmäßige Linie von niedrigen Dächern damit verbunden der südliche Thurm, eine kolossale, fast unförmliche ruinöse Steinmasse. Aber von allem diesem sieht man nur den oberen Theil, unten herum ist Alles von einem Conglomerat von großen und kleinen Baulichkeiten verdeckt, von denen kürzlich erst das letzte größte Stück mit dem Gebäude der Schulverwaltung verschwunden ist. Neben diesem schwerfällig großen Gebäude tritt die St. Johannkirche hervor, etwa bis zur Ostwand des Querschiffs reichend, von welcher ein Theil, von einem großen durchbrochen, fast gefahrdrohend hervortritt. An der Stelle des jetzigen Südportales steht ein altes, häßliches, viereckiges Haus, weiter gegen den Thurm hin kleine Häuser und Baracken, theilweise hineingebaut zwischen den unteren Theil einiger schon begonnener Strebepfeiler des südlichen Langschiffes. Eine Verschönerung des wüsten Platzes durch kleine Bäumchen hat nicht viel zu bedeuten, das Ganze repräsentirt in richtigster Weise ein Stück des alten trümmerhaften heiligen Köln, dem nach mehrhundertjährigem historischem Schlafe die Dächer über dem Kopfe einzufallen nahe waren. Zehn Jahre später zeigt sich uns ein anderes Bild. Zwar ist noch nicht alles Wust weggeräumt, zwar steht die Ostwand des Transeptes noch immer frei, aber schon stehen an der Stelle des alten verfallenen Mauerwerkes die Bogen des Südportales, die „schönsten Thore der Welt“, wie sie König Friedrich Wilhelm IV. enthusiastisch genannt hatte; die Einbauten längs der Seitenwand des Schiffes sind verschwunden, die Strebepfeiler weiter geführt, aber die weite Lücke zwischen Chor und Dom besteht noch, nur läßt ein Baugerüst an Stelle der alten, niederen Dächer auf eine weitgreifende Bauthätigkeit schließen und hoffen. Und jetzt geht der Fortschritt schon schneller: fünf Jahre später ragt die Südwand des Querschiffes schon bis zur Höhe des Dachumganges, die Strebepfeiler des Langschiffes wachsen nach und die Lücke zwischen Thurm und Chor erscheint immer geringer, der Zusammenhang wahrscheinlicher, wie zuvor. Weitere fünf Jahre, und die Verbindung ist in den Außenmauern bis zur Höhe der Galerie um das Dach hergestellt, der Zusammenhang des Gebäudes zeigt sich vollkommen, es fehlt nur noch der obere Abschluß, nach außen die Giebel der Querschiffe und das Dach, nach innen die Wölbung der Lang- und der Querschiffe. Wieder zehn Jahre später, 1865, und wir sehen das ganze mächtige Gotteshaus innen und außen vollendet bis zu den Thürmen heran, es fehlt nur noch die Vollendung dieser und einiger bildlicher Schmuck im Innern. Am südlichen Thurme hat die Restauration begonnen, der nördliche wird rüstig aufgebaut; er mußte vom Fundament aus neu begonnen werden, und schon erhebt er sich bis über den ersten horizontalen Abschluß und in das zweite Geschoß hinauf. Hier ist nun augenblicklich die ganze Bauthätigkeit concentrirt, denn dieser nördliche Thurm muß zunächst bis zur Höhe des südlichen, wo der alte Krahnen, das Wahrzeichen von Köln, steht und lange Zeit wie eine Art von Fragezeichen über das Schicksal des Baues stand, hinaufgeführt werden, damit auch die letzten vordersten Gewölbe des Innenbaues, der Vorhalle zwischen den mächtigen Pfeilern der Thürme, eingespannt und die westliche reiche Façade vollendet werden könne. Wenn man die gewaltige Anzahl von Werkstücken bedenkt, die zu diesen kolossalen Steinmassen nöthig sind, so erklärt man sich leicht, wie der Fortschritt des Baues zeitweise langsam erscheinen kann und dann wieder einen scheinbar rascheren plötzlichen Aufschwung nimmt. Die regsame Thätigkeit in den Bauhütten, wo die Werkstücke bereitet werden, bemerkt nicht Jeder, und wie vieler Werkstücke bedarf es nicht, um eine solche Steinmasse, wie die unteren Stockwerke dieser Thürme, nur um einige Fuß in ihrer ganzen Ausdehnung emporzubringen! Unter solchen Bedingungen ist der Fortschritt des Baues ein erstaunlich rascher, und die alten Baumeister, welche getrost auf eine Fortsetzung in Jahrhunderten rechneten, würden wahrscheinlich nicht wenig erstaunen, daß die Generation, welche das ganze Lang- und die Querschiffe des ewigen Baues fast vom Grund aus bis zur Dachfirst vollenden sah, sich gar vermißt, bei einigem Glücke auch noch die Gipfelblumen der beiden Thürme vollendet an ihrer Stelle zu erblicken.

— In den italienischen Museen (zu Rom, Neapel u. s. w.) giebt es bekanntlich geheime Cabinette für den unanständigen Theil der Antiken, die indessen gegen Erlegung eines Extra-Trinkgelds jedem geöffnet werden. Das brittische Museum soll nun ebenfalls ein solches Privatgemach erhalten, indem Hr. George Witt seine werthvolle Sammlung von Priapea und gedruckten und illustrirten Werken darüber demselben zum Geschenk gemacht hat.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℋ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 6. Bremen, 11. Februar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Asmus Jacob Carstens.

Von G. Droysen.

Zeichnungen von Asmus Jacob Carstens in der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar. In Umrissen gestochen und herausgegeben von W. Müller. Mit Erläuterungen von Chr. Schuchhardt. Heft 1—11.

II.

Wir haben Carstens Leben bis zum Lübecker Aufenthalt verfolgt; fünf Jahre hatte er an der Trave kümmerlich und in unermüdlicher Arbeit gelebt, da lernte ihn der Rathsherr Matthäus Rodde, ein ächter Mäcen, kennen; da er sich überzeugte, daß der Künstler in Lübeck nicht das ihm nothwendige Terrain finde, bot er ihm Geld an zur Reise nach Berlin und zu einem halbjährigen Aufenthalt in dieser Stadt.

Im Frühjahr 1788 traf Carstens in Berlin ein. Damit beginnt des Künstlers Glanzzeit, die erste Periode seiner Meisterjahre.

Lebensläufe von Menschen, deren Beruf nicht ein in praktische Verhältnisse eingreifender, sie gestaltender, sie leitender ist, sind inhaltsvoller meist in ihren früheren Abschnitten, in jenen Zeiten des Aufnehmens, des Sich-vertiefens in den erwählten Beruf: in den Lehr- und Wanderjahren. Hernach, wenn man von der Wanderschaft heimkommt, ausgelernt hat, und das folgende Leben der schöpferischen Verwerthung des Gelernten gewidmet ist, tritt die Persönlichkeit meist hinter den Werken zurück, in die Werke hinein. Sie strömt gleichsam in sie aus und spricht aus ihnen. Alles was früher unmittelbar erlebt und erfahren wurde, was man geliebt und gelitten, gejubelt und geweint hat, das Alles senkt sich jetzt mit schönem Gleichmaß in die reife Schöpfung des Meisters und drückt ihr den Stempel auf.

Der fertige Mensch ist sein Beruf; sein Leben sind seine Werke. Ueber ihn lautet die Frage fernerhin nicht mehr: Wie ward er? sondern: Was that er?

Wir dürfen über Carstens ferneres Leben kurz sein. Es sind die Jahre, in denen er seine schönsten Werke schuf.

Wenige Worte genügen, um zu erzählen, wie er in Berlin seinen „Sturz der Engel" componirte, wie er auf der Ausstellung großes Aufsehen machte, wie man dem Künstler mit der dringenden Bitte anging, eine Lehrstelle bei der Academie anzunehmen, wie er sie annahm und 1790 „Professor der Academie der Künste und mechanischen Wissenschaften" mit 150 Thalern Gehalt wurde.

Je länger aber, um so lebhafter erneuerte sich in ihm die Sehnsucht nach Italien. In zwei Jahren hatte er sich nach vielen Anstrengungen vom Minister, Freiherrn von Heinitz, ein zweijähriges Reisestipendium von jährlich 450 Thalern erwirkt.

Im Sommer 1792 trat er, achtunddreißigjährig, die Reise nach Italien an.

Im Herbst desselben Jahres betrat er das Ziel seiner Sehnsucht: Rom. Und nun ließ er den Geist, der aus Raphael's und Michelangelo's Gestalten und aus den Gebilden der classischen Kunst webte, ungehemmt auf sich einströmen. Nicht wie jene ganze Schaar fremder und heimischer Maler in Rom, die täglich die Kunstwerke des Vatikan und der sixtinischen Kapelle vor sich hatten, ohne sie des Anblicks, geschweige denn des Studiums zu würdigen, die sich lieber ihre Modelle kommen ließen oder ihre Gelenkpuppen drappirten um sie zu conterfeien —: nicht wie sie machte es Carstens. Solchem kläglichen Treiben trat er vielmehr mit unverborgener Entschiedenheit entgegen. Das gehöre, behauptet er, „zum ABC der Kunst; wer in Rom studiren wolle, müsse dieses bereits inne haben und die Natur lesen können."

Er griff die beliebte Manier der römischen Künstler, ein Bild zu componiren, indem man eine Reihe kleiner Thon- und Wachsfiguren in einem Guckkasten zusammenbaute, und danach in colossalen Dimensionen ein historisches Bild ausführte, mit aller Schärfe an. Er nannte die nach einem solchen Puppentheater fabricirten Gemälde „einen ekelhaften Haufen unverdauter Excremente."

Die Künstler waren über sein schroffes Auftreten empört. Sie meinten, er führe das große Wort, aber besser machen als sie könne er es doch nicht. Um seine Reden thatsächlich zu rechtfertigen und zu belegen entwarf er von neuem ein Sujet, das er bereits in Berlin componirt hatte. Er stellt den Besuch der Argonauten bei dem Centauren Chiron dar. Es ist im höchsten Maße lehrreich beide Entwürfe zu vergleichen. Wie ungeläutertes Silber zu geläutertem, so verhält sich der Berliner Entwurf zu dem römischen. Bei jenem ruht die Lebendigkeit der geistigen Beziehungen in den einzelnen Figuren des Bildes gleichsam noch

gebunden, noch verschleiert; bei diesem liegt sie in freier Entfaltung da. Was er gewollt hat, erkennt man schon aus jenem, erreicht hat er das Gewollte erst auf dem zweiten. — Die Herrn Kameraden und Collegen wußten an dem Bilde nichts zu tadeln, als geringe Verzeichnungen, zu dicke Köpfe, Arme und Beine, bedenkliche Verkürzungen u. s. w. Ueber das Ganze schwiegen sie; denn loben wollten sie nicht, und tadeln konnten sie nicht.

Ein ärgerliches Ereigniß fiel in Carstens römischen Aufenthalt, das uns in seiner ganzen unerfreulichen Breite bekannt ist, dessen Resultat allein aber an dieser Stelle Wichtigkeit hat. Es ist dies Carstens Bruch mit der Berliner Academie. Er wollte in Rom bleiben, und Herr von Heinitz wollte ihn nach Berlin zurück haben. Es kam zu einem Briefwechsel, in welchem der preußische Minister den Künstler wie eine subalterne Existenz behandelte, und der Künstler den Minister wie einen Laien. Der Minister war im Recht, wenn er erklärte, Carstens sei durch seine Anstellung an Preußen gebunden und habe die Verpflichtung seine Zusagen zu erfüllen. Von diesen aber sei eine, daß er nach zweijährigem Aufenthalt in Rom nach Berlin zurückkehren werde. Aber Carstens hatte nicht minder Recht — Recht freilich von einem andern als dem juristischen Standpunkte — wenn er erklärte, nur in Rom könne sein Genie sich entfalten, und wenn er schrieb „übrigens muß ich Euer Excellenz sagen, daß ich nicht der Berliner Academie, sondern der Menschheit angehöre.“

Er löset sein Verhältniß zu der Academie auf, beschließt sich ohne fremde Unterstützung fernerhin von seiner Kunst in Rom zu ernähren. Denn daß sie gefalle, hatte er aus der Ausstellung gesehen, die er 1795 von seinen Zeichnungen, Aquarellen und Cartons veranstaltete.

Obschon sich ganz gegen alle Uebung auf dieser Ausstellung kein einziges Oelgemälde befand, war doch der Eindruck, den sie machte, gewaltig, die Bewunderung von der einfachen Größe, von der sicheren Gewalt der Composition allgemein. Carstens war der erste Maler in Rom, in Italien, in der Welt. Andere Künstler (so Wächter von Stuttgart) verließen ihre bisherige Manier um „Carstens'sch zu componiren“.

Und ähnliches Entzücken, als drei von den Carstensschen Bildern über die Alpen nach Berlin kamen. Selbst der Minister von Heinitz, mit dem damals noch wegen der Rückkehr nach Berlin correspondirt wurde, konnte nicht umhin, in dem durch seinen unfreundlichen Ton ausgezeichneten Auffagebrief an Carstens lakonisch zu referiren, daß die drei Bilder „nicht nur von der Academie, sondern auch von dem gesammten hiesigen Publico sehr gut aufgenommen worden.“ Die begeisterten und zugleich sehr treffenden Bemerkungen über die Bilder, die ihm aus Deutschland ein Freund schrieb, sollen später mitgetheilt werden.

So lebte unermüdlich schaffend Carstens da, wohin es ihn sein ganzes Leben hindurch gezogen hatte. Aber nur kurze Zeit war ihm noch vergönnt. Auszehrender Krankheit erlag er in seinem vierundvierzigsten Jahre am 25. Mai 1798, und hinterließ als sein letztes unvollendetes — und doch so vollendetes — Werk die Darstellungen des goldnen Zeitalters, ein rührendes Zeichen geistiger Jugendfrische bei körperlichem Verfall.

Wie wir bei der ersten Erwähnung von Carstens auf ihn ein Wort Goethe's über Winkelmann angewendet haben, so sei auch am Schluß seines Lebens ein gleiches Wort angeführt. Wo Goethe von der „antiken Natur“ Winkelmanns spricht, stehen Sätze, welche auch von Carstens gelten, dessen Natur „gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.“

Das ist das Leben von Carstens, wie wir es den Aufzeichnungen seines Freundes Firnard nacherzählt haben, der mehrfach lange in glücklichem Verein mit ihm gelebt hat und über die Zeit der Trennung von ihm aus seinem eignen Munde erfuhr.

Der Entwicklungsgang von Carstens Leben, sein Schicksal ist die Erklärung seiner Kunst.

Der Eintritt in eine der bildenden Kunst abholde Welt, und dieser Eintritt in der entlegenen Einsamkeit eines nördlichen Dorfes; eine Jugend voll Freudlosigkeit und Entbehrung, und dabei voll von unstillbarem Drang nach einer Kunst, deren Vorhandensein und deren Bedeutung er nur ahnt; langsames Bekanntwerden mit ihren einzelnen Zweigen und Fertigkeiten; schrittweises Erobern; dann erst ganz zuletzt der Anblick ächter Kunstwerke, zum ersten Mal aus ihnen geschöpfter Begriff vom Wesen der Kunst.

Da lag hinter ihm ein Leben, reich an Schicksalen, die seinen Character gefestigt hatten. Trotz gegen Widerwärtigkeiten eiserner Wille, gefaßte Vorsätze hinauszuführen, Beharren auf einmal betretener Bahn, und all diese Willenskraft dem Streben nach Vollendung in seiner Kunst ungetheilt geweiht: das war seine Lebensrichtung. Er will Maler werden und wird Maler trotz aller Hindernisse. Er zieht einsame Dürftigkeit einer Kunstgenossenschaft vor, in deren Verfahren er Ungerechtigkeit — wenn auch ihn fördernde — erblickt. Seine Sehnsucht geht nach Italien, und er zwingt die Erfüllung dem widerwärtigen Schicksal ab. Er bleibt in Italien trotz des Herrn von Heinitz und trotz einer kümmerlichen Existenz. So war Carstens in seinem Leben; „auf sich selber nur steht er ganz allein.“

Wie sollte er sich in seiner Kunst stellen? Andern hat ein günstiges Schicksal fast vor dem erwachten Wunsche noch in die richtige Lebensbahn gewiesen. Die Lehren der Meister nehmen mit der wachsenden Liebe zu dem Beruf an Einfluß auf den Lernenden zu. Einen ersten Abschnitt eignen Wirkens füllt Nachahmung von Werken und Manier der eignen Lehrer. Dann folgt bei begabteren Naturen Befreiung des eignen Könnens von der Abhängigkeit; es folgt Eigenartigkeit, bei Stümpern Verallgemeinerung und Verflachung.

Carstens aber hatte nie einen Lehrmeister und lange kein Vorbild in seiner Kunst. Bis er Kunstwerke sah, folgte er nur dem ahnenden Drange seines Genius. Und dieser hatte ihn so weit geführt, daß der erste Anblick von Schöpfungen der Kunst auf ihn wirkte, wie zu Wahrheit gewordener Traum. Sofort verstand er sie, nachempfand er sie, bewunderte er den Geist des Künstlers, der aus ihnen sprach, und fühlte sich ihnen verwandt. Es war nicht das Werk an sich, das ihn in seiner geschlossenen Vollendung hinriß, sondern das Werk als Ausdruck der künstlerischen Empfindung. Die Empfindung war ihm bekannt, vertraut; sie hatte seither auch in ihm gelebt, stets in die Außenwelt drängend, aber ohne rein und ganz in sie gelangen zu können; diese harmonische Verbindung aber zwischen innerer Empfindung und äußerer Gestaltung, die Verwandlung des Traums in Wahrheit, war ihm neu.

Wenn man diese Stellung bedenkt, die Carstens zu der ihm so spät und so plötzlich erschlossenen Kunst einnahm, so wird man es begreiflich finden, daß ihm als das an erster Stelle Wichtige nicht erschien, die richtige oder verklärte Uebertragung der Natur

auf die Leinwand und in den Marmor zu studiren und zu copiren, sondern durch vollständiges Sich-versenken in diese Werke die künstlerisch treibende Kraft aus ihnen heraus zu erkennen. Kinder lernen das ABC; Carstens war über dies Alter hinaus. Er wollte aus den Kunstwerken vor allem den Geist ihrer Sprache lernen: das ABC wurde dabei schon mit gelernt. So verschlingt er diese Werke in tagelanger Betrachtung, und wie sie sich seinem Geist eingeprägt haben, bringt er sie wohl zu Papier. Diese Richtung, mit der er in dem Einen Punkte begann, behielt er in allen andern bei; sie wurde charakteristisches Merkmal seiner Kunst.

Er erkannte in der Kunst vor allem das geistige Element; die Kunst erschien ihm als die Blume, die auf dem Spiegel unergründlicher Wasser schwimmt. Früher war sie meisthin aus dem Handwerk entsprossen: technische Fertigkeiten, durch Anmuth, Würde und durch einen oft nur mäßigen Geist geadelt, erschienen in ihrer Sicherheit als künstlerisch werthvoll. Carstens ging den umgekehrten Weg, indem er von der Kunst verlangte, daß sie die Krone eines nach allen Seiten hin gesteigerten geistigen Lebens sei. Wenn er in der wenige Jahre vor seiner Ankunft in Kopenhagen gedichteten Emilia Galotti die an den Prinzen gerichtete berühmte Frage gelesen hätte, ob „Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden?“ — er würde sicher dem Conti zum guten Theil Recht gegeben haben. — Denn es machte doch nicht allein sein vorgeschrittenes Alter, daß er sich beim Beginn seiner Künstlerlaufbahn nur allmälig alle Elemente der Kunst in der nöthigen Gründlichkeit aneignete; daß er langsam in seinen perspectivischen Studien fortschritt; daß er lange Zeit an der Darstellung des menschlichen Körpers studirte; daß er die Kunst des Oelmalens nie erlernte u. s. w. Hätte er das Alles für nothwendige — für die nothwendigsten Erfordernisse der Kunst gehalten, zweifellos würde sein Talent und seine Willenskraft sie sich unterworfen haben; und zwar vor allem andern. Aber er hielt sie nicht für nothwendig, wenigstens nicht für das Nothwendigste, für das Höchste. Wenn er seine Abneigung gegen die Oelfarbe mit Michelangelo's Ausspruch, daß die Oelmalerei eines Mannes unwürdig und eine Arbeit für Weiber sei, zu rechtfertigen liebte, so lag in dieser halb scherzhaften Begründung ein tiefer Ernst verborgen. Als das Höchste galt ihm die von aller mechanischen Technik befreite, möglichst ungehemmte Darstellung der in höchster geistiger Spannung hervorquellenden poetischen Empfindung. Und wenn derselbe Conti ausruft: „Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren!“ — so ist dies Carstens wie aus der Seele gesprochen. Je weniger von dem im Geist concipirten Bilde verloren gehen kann, d. h. je weniger technische und mechanische Hülfe für die Darstellung beansprucht wird, desto vollendeter bleibt das Kunstwerk; und daß es vollendet sei, ist dessen erstes Erforderniß.

Wir wollen nicht rechten, ob Form das einzige, ob es das beste malerische Ausdrucksmittel der poetischen Conception ist und wie weit Farbe fähig ist, sie darzustellen; auch nicht beurtheilen, ob und wie weit dieser Weg: zu schaffen, von seiner geistigen Einbildungskraft und nicht durch die einfache Schönheit der Natur angeregt, der richtige ist. Genug, es ist der Weg, den Carstens wieder eröffnet hat, den, ihm nachfolgend, bis auf den heutigen Tag viele und die Besten gewandelt sind und noch heute wandeln; unter ihnen ein Schinkel, ein Cornelius und Genelli.

Auffällig ist es, mit welcher Entschiedenheit Carstens sich der Antike zuwandte; wie er die Poesie des griechischen Alterthums zu seiner Lieblingslectüre machte; wie er den menschlichen Körper und die Schönheit seiner Formen vor allem aus den Statuen der alten Kunst zu erkennen strebte, wie er endlich die meisten seiner Vorwürfe aus der griechischen Mythologie, Sage und Geschichte entlehnte. Fügen wir als Gegentheil hinzu, daß er biblische Darstellungen und moderne Stoffe ganz vermied und in der Nachahmung neuerer Kunst sich auf das beschränkte, wozu die Bewunderung der Werke von Raphael und Michelangelo (früher auch von Julio Romano) ihn hinriß. Die Großartigkeit lebendiger Bewegung, in welcher diese die Alten so weit überragen, ließ er willig auf sich einwirken, und was die Vollendung der Composition betrifft, erkannte er unumwunden in Raphael ein besseres Vorbild als in den Alten. Aber erst allmälig brach er sich Bahn zu den beiden: erst da, als er an der Hand der Antike völlig erwachsen war. Und es ist wunderbar, wie ähnlich dieser Anfang in Carstens Laufbahn der Kunst jenes Malers ist, mit dem er in der Geschichte der Malerei eine so ähnliche Stellung einnimmt: mit Andreas Mantegna. Auch bei diesem das Zurückgehen auf die Antike, ihr abgesehene Strenge der Form, anfangs Aufgehen in ihren Geist, dann immer freier werdende Behandlung. Doch aber ist von Anfang an zwischen Carstens und ihm zwiefacher Unterschied. Mantegna vermag nicht die antike Form mit modernem Inhalt zu verbinden; es gelingt ihm nicht die seelischen Bezüge von sich und seiner Zeit in die bis ins Costüm hinab streng antik behandelten Figuren zu hauchen. Er malt einen Triumphzug Cäsar's nicht wie ein Shakspeare seinen Cäsar dichtet, sondern wie das Relief eines verwitterten Triumphbogens ihn darstellen würde. Das thut Carstens nie. Und hier darf erinnert werden, daß, wie Mantegna in seiner berühmten eben genannten Folge von Darstellungen, sich das römische Alterthum zum Gegenstand seiner Behandlung wählt, Carstens nie römische, sondern nur griechische Stoffe dargestellt hat, und zwar, wie er mit bezeichnendem Wort sagt, weil „auch die griechischen Krieger als Helden, die römischen Helden aber nur als Krieger gebildet werden könnten.“ Das heißt eben, ihn lockt nicht bloß die Form eines kräftigen Körpers, nicht bloß der Körper, sondern die Bedeutung, die in solchem Körper wohnt, gleichsam sein Inhalt: der Sieger und Held.

Sodann aber: für Mantegna konnte es überhaupt keine andere Autorität geben, als die Antike und die Natur. Er wählte vornämlich die Antike. Auch in der Composition hielt er sich an sie. Er hatte nichts anderes, was er da als Vorbild hätte hinstellen können. Erst ihm nach folgte die Entwicklung der italienischen Kunst; seit seiner Zeit erst löste sich die Composition immer mehr und mehr von den reliefartigen Aneinanderreihen Mantegna'scher Darstellung los, vertiefte und rundete sich. Durch die großen Maler des Zeitalters von Julius II. und Leo X. war in der Composition eine Vollendung erreicht, die jener glich, welche in Bezug auf Darstellung des menschlichen Körpers bereits das Alterthum erreicht hatte.

Als Carstens, ein zweiter Mantegna, die Kunst reformirend auftrat, hatte er mit Mantegna die großen Vorbilder des classischen Alterthums in Hinsicht auf Darstellung körperlicher Schönheit gemein; aber vor Mantegna voraus hatte er die großen Vorbilder der Composition.

Dazu kam ein Drittes, was Carstens selbständig zu den Errungenschaften der bildenden Kunst in ihren früheren beiden Blüthezeiten hinzubrachte.

Je länger um so mehr hatte die Kunst seit Mantegna, so weit sie nicht Entartung und Verfall war, die classischen Vorwürfe aufgegeben; sie übertrug die Bewunderung und das Studium der statuarischen Formen des Alterthums auf eine andere Reihe von Sujets; sie trat, wenn man so will, aus der

humanistischen Epoche in die reformatorische. Die Figurenmalerei der italienischen Kunstblüthe beschränkte sich zum guten Theil auf biblische und heilige Stoffe, in denen antike Einflüsse nur anklingen durften, sollte die Darstellung nicht etwas in sich Widersprechendes erhalten. Man kam darin, so will es scheinen, so weit, daß man die Grenzlinie zwischen antikem Stoff und antiker Form auf der einen Seite, moderner Empfindung auf der andern gradezu verlor. Mantegna hatte das Moderne antikisirt; der ihm folgende Italiener modernisirte das Antike. Das gilt selbst von Raphael, der erst unter Leo X. auf „antikische Stoffe", wie Dürer sagt, verfiel und in ihnen selbst keinen Beweggrund gefunden zu haben scheint, ihnen in der Stimmung, im Charakter ein anderes Gepräge zu geben, als seinen Darstellungen von Gegenständen aus anderen Zeiten; ein Beispiel sind die Gemälde der Farnesina. Eine Ausnahme von diesem Verhältniß der Italiener der classischen Kunstepoche zu dem Alterthume bildet vielleicht einzig Julio Romano, den die mit der Schönheit der Körperformen verbundene Kraft anreizte; und das mag ein Grund sein, weshalb grade auch er auf Carstens einen so bedeutenden Eindruck machte. Was aber — um auch dies mit Einem Wort zu berühren — das Verhältniß der deutschen Malerei jener Zeit zu „antikischen Stoffen" betrifft, so zeigt sich hier eine noch größere Unfähigkeit eigne Gefühle treffend in einer gleichsam fremden Sprache auszudrücken, wie bei den Italienern. Man braucht überhaupt nur Dürer'sche, vollends Aldegrever'sche, Beham'sche und anderer späterer Compositionen anzusehen, um den gutdeutschen Charakterzug einer nicht abzuschüttelnden Subjectivität wiederzufinden. Was sie auch malen, die deutschen Maler von damals, Passionen, Legenden, Historien aus der alten Welt u. s. w. es sind immer die eignen ehrlichen Zeitgenossen und Landsleute mit ihrer Treuherzigkeit und ihrer Gefühlstiefe, die aus all den bunten Röcken und Costümen herausgucken: es ist — wir wagen den Ausdruck, der sicher nicht mißverstanden werden wird — immer und immer wieder empfindsame Maskerade.

Ihnen allen gegenüber tritt nun — und wir übertreiben nicht mit dieser Behauptung — Carstens. Er wollte Nichts von der Reinheit der classischen Formen — von der höchsten Formenreinheit — Nichts von dem historischen Gehalt und Leben der Vorwürfe aus dem Alterthum verloren gehen lassen. Nur das was für alle Zeit Bestand hat, die in dem Inhalt verborgene Poesie, die ewige Wahrheit der seelischen Bezüge — das wollte er von seinem Standpunkt hinzuthun. Zum ersten Mal hat er den modernen Geist mit dem antiken Stoff und der antiken Form so verbunden, daß man vergleichend von seinem Werke sagen kann, was man selbst von den hier in Betracht kommenden Werken Raphael's nicht sagen könnte: sie verhalten sich zu denen des griechischen Alterthums, wie sich Goethe's Iphigenie zu der von Euripides verhält. So unrecht man Raphael thun würde, wenn man sein Genie nach seinem Verhältniß zum antiken Vorwurfe beurtheilen wollte, so unrecht würde man Carstens thun, beurtheilte man es nicht nach demselben, sondern etwa nach Darstellungen wie „Faust in der Hexenküche" oder „Fingals Kampf mit dem Geist von Loda."

Wie wenig ihm aber der Stoff, den er — wie zur Genüge hervorgehoben — mit Vorliebe aus der griechischen Mythologie und Geschichte nimmt, gleichsam nur die Schnur ist, an der er eine Folge von schönen Bewegungen und Stellungen aufreiht, wie derselbe vielmehr die Grundlage für eine Reihe von seelischen Beziehungen bildet, das erkennt der Beschauer seiner Werke leicht aus einem jeden derselben.

Freilich bietet sich einfacher Vergleich mit den Kunstwerken des Alterthums nicht dar; aber man nehme von diesen welches man will: die Niobiden oder den Laokoon oder sonst Eines; sie alle erheben sich nicht über die künstlerische Darstellung körperlicher Formen und Bewegungen. Den geistigen Affect wissen sie nicht oder nur annähernd zur Anschauung zu bringen. Um beim Laokoon zu bleiben: von dem doppelten Schmerz des Vaters, von welchem, ethisch gedacht, der seelische Schmerz über das Schicksal seiner Kinder den bloß körperlichen eines Schlangenbisses überwiegt, findet sich keine Spur. In den Niobiden zeigt sich so wenig geistige Wechselbeziehung, daß man aus ihr schwerlich je die Zusammengehörigkeit der Gruppe wird beweisen können. Nehme man dagegen, um gleich eins der ersten Blätter der vorliegenden Sammlung Carstens'scher Compositionen zu nennen, die Gesandtschaft der Griechen im Zelt bei Achilles, eins der Ausstellungsbilder von 1795; wie voll geistigen Lebens, voll seelischer Wechselbeziehung ist da Alles! Die vier Gestalten um den Tisch in der vollendetsten psychologischen Zeichnung. Achill, nur in Mienen zornig, zeigt ruhigen Gleichmuth in Körper und Bewegung, wie Jemand, der einem Dritten von erdulteter schwerer Kränkung mit bitterm Wort erzählt, aber durch die Haltung beim Erzählen darthun will, wie hoch er über solcher Kränkung stehe. Ihm gegenüber der schärfste Beobachter, der vielgewandte Odysseus; Bewegung und Worten des Gekränkten mit der auffaugenden Sorgfalt eines Diplomaten folgend, nicht grade aus, nicht dem Redner ins Gesicht, sondern von unten heraufblickend, mehr noch lauernd wie lauschend, voller Hoffnung ihn noch zur Rückkehr zu bewegen; wie der Jäger, der unverwandten Auges dem flüchtigen Wilde immer weiter folgt, um ihm endlich einen Vortheil abzugewinnen und es doch zur Beute zu machen. Dann Ajax, der Held im Kriege, im Rath kein Meister; den festen Blick auf Achill gerichtet, doch mit umwölbter Stirn, da er fühlt, daß gegen solche Beleidigung und solchen Zorn Ueberredungskunst fruchtlos bleiben müssen. Endlich neben ihm, Achill am nächsten von der Gesandtschaft jener, der am weitesten von der Hoffnung ihn zu gewinnen entfernt ist: der greise Nestor „mit vordringenden Thränen." Dazu am Eingange die geleitenden Krieger, über den Starrsinn Achill's betrübt. Dieser Stufenleiter von Stimmungen gegenüber, welche die Rede und Haltung Achill's auf die drei Abgesandten und ihr Gefolge macht —, Patrokles in ruhiger Stellung neben dem Freunde, auf dessen Stuhl gestützt; gleichmüthig über den ihm ja zur Genüge bekannten Inhalt der Rede, über den er mit dem Freunde längst endgültig entschieden hat; zu ihm niederblickend voll Theilnahme für ihn, aber unberührt von seinen Worten.

Und nicht minder seelenvoll, wie die Darstellung historischer Situationen, ist die von mythologischen und allegorischen Gegenständen. Es braucht nur an seine Parzen erinnert zu werden. Leider ist eine Zeichnung aus der Berliner Zeit, „wie sie nach dem Buch des Schicksals das Leben der Sterblichen spinnen" in der vorliegenden Sammlung nicht enthalten. Aber aus der italienischen Zeit, aus dem Jahre 1795, haben wir zwei Darstellungen desselben Gegenstandes. Man ist über die Grandiosität des Gedankens und seiner Ausführung erschüttert. An der Grenze der Schöpfung, da wo das ewige Dunkel beginnt, sitzen sie auf dem Felsen. Hüben Klotho und Lachesis; sie singen aus dem aufgerollten Buch des Schicksals; sie sitzen und singen, als ob ihre Augen auf die Rolle gefesselt wären; nur Lachesis hat sie in Händen, denn von der Stunde der Geburt an bis zur Stunde des Todes hält sie das Schicksalsbuch. Drüben aber, jenseits der Kluft, sitzt unbekleidet Atropos, die Unerbittliche; aber sie schneidet nicht mit der Scheere in weichem Mitgefühl plötzlich den Lebensfaden ab, sondern in gewaltsamer Anstrengung des ganzen Körpers reißt sie mit festem Arm den um die Hände gewundenen

Faden gewaltsam entzwei, als wäre das Menschenleben ein zähes Gewebe. Was bei den Schwestern zusammenklingend hingezogener Gesang des Menschenschicksals war, wird bei ihr zu jähem Schrei, der Alles endet, zu jener grellen Dissonanz, die das kurze Lied vom Menschenleben schließt. Hinter ihnen aber ist undurchdringliche Nacht.

Auf einem andern Bild aus demselben Jahr (1795) „die Nacht mit ihren Kindern", einem der vortrefflichsten Bilder von Carstens, sind im Hintergrund die Parzen in ähnlicher Stellung abgebildet. Aber hier sind sie an ihrem Webestuhl wirklich in Arbeit. Hüben wieder Klotho in Jugendprangen und im sinnenden Ernst Lachesis, welche beide aus dem Buche singen, das ihnen von dem verhüllten Schicksal vorgehalten wird. Drüben aber wieder, alles Gewandes und Tandes entkleidet, in scharfem Profil Atropos, fest auf das Schicksal schauend und bereit zur rechten Stunde den Lebensfaden zu durchschneiden.

Ueberhaupt ist dies Bild bewunderswürdig in der Feinheit der Auffassung und in der Darstellung. Pausanias sagt einmal über eine alte Darstellung von Tod und Schlaf: „der Tod schien nur zu schlafen, der Schlaf hingegen schlief wirklich." Meisterhaft hat Carstens von dieser Beschreibung Gebrauch gemacht. In sich zusammengesunken ruht der Schlaf mit der Hand fast entfallenden Mohnhalmen, im Gewande der Mutter Nacht, in der wahren Stellung eines schlafenden Kindes, während der Tod, die gesenkte Fackel in der Rechten, sein Haupt in den Schoß der Mutter lehnend, wie träumend dasteht.

Doch es gilt nicht einen beschreibenden Catalog der Werke von Carstens; besonnene Betrachtung findet die tiefsinnigen Schönheiten seiner Compositionen von selbst; auch die fortschreitende Vollendung seiner Kunst wird ihr nicht entgehen.

Von Werken aus seiner Lübecker Zeit befinden sich in der Müller'schen Sammlung zwei, denen noch einige Worte zu widmen sind. „Socrates, dem Alcibiades in der Schlacht bei Potidäa das Leben rettend", und „Ossian und Alpin zur Harfe singend." Den Genius verrathen beide; doch tritt bei jenem eine noch nicht durch wohlthuende Schönheit gemilderte Gewalt der Darstellung hervor, die besonders Michelangelo'sche Kühnheit einzelner Stellungen erstrebt; so die Gruppe auf der Brücke links vom Beschauer, der Haufe Verwundeter und Todter ganz im Vordergrunde u. s. w.; bei der Darstellung nach Ossian zeigt sich aber ein noch nicht mit der Natur in Einklang gebrachtes Streben durch großartige Einfachheit zu wirken; so die übereinanderstehenden Harfen, die Landschaft im Hintergrund.

Von den Bildern der Berliner Zeit ist vor allem der „Sturz der Engel" zu erwähnen. Es ist vielleicht die figurenreichste Composition, die Carstens entworfen hat. Man könnte sie mit dem jüngsten Gericht Michelangelo's vergleichen, fehlte ihr nicht bei allem Leben die ausgleichende Ruhe, bei aller Bewegung die gesättigte Fülle, bei aller Schönheit im Einzelnen die hervorspringende Einheit des Ganzen. So gleicht das Bild, dessen Vorwurf fast nur deshalb gewählt zu sein scheint, weil er Gelegenheit zur Entfaltung schöner Formen und kühner Stellungen des Körpers bietet, doch mehr den Werken von Masaccio, und man kann wohl sagen, daß es in dieser Richtung die äußerste Grenze der Carstens'schen Kunst bezeichnet.

Andere Gegenstände, die Carstens bereits in Berlin entworfen hat, wurden hernach in Italien wiederholt, überarbeitet, oder kamen vielleicht auch unverändert in seine Ausstellung von 1795 (was jedoch fraglich ist). Dahin gehören „Bacchus, dem Amor aus einer Schale zu trinken reichend", „Socrates im Korbe", „das Gastmahl des Plato" u. a. m. Es ist nicht zu entscheiden, ob die in der vorliegenden Sammlung aufgenommenen Abbildungen den Entwürfen der Berliner oder der römischen Zeit angehören.

Um so wichtiger ist es deshalb, daß wenigstens einige unzweifelhaft noch aus der Berliner Zeit stammende Compositionen in dem Müller'schen Werke vorliegen. Die Eine, welche den „Oedipus von Furien gequält" darstellt, ist fast herbe im Stil, aber vortrefflich; der von der Schlange ins Herz gebissene Oedipus statuarisch gedacht, dem Laokoon wunderbar verwandt, auch in dem hocherhobenen Arm, in dem schwungvoll zurückgebeugten Haupt. Die Andere ist jener „Besuch der Argonauten beim Chiron", von dem ein in Rom angefertigter neuer Entwurf sich ebenfalls in der Sammlung befindet. Nichts belehrt über den plötzlichen Fortschritt seiner Kunst durch den Eintritt in Rom besser, als ein Vergleichen dieser beiden Darstellungen. Der noch unter schüchterneren Formen verhüllte Gedanke der Berliner Composition tritt frei ans Licht in der römischen; die Gestalten alle erscheinen wie gereift und geadelt unter dem südlichen Himmel. Wir haben früher bereits von den beiden Entwürfen gesprochen.

Hier ausführlich zu werden, würde ein Leichteres sein, als hier abzubrechen; wir könnten nunmehr auch von den Meisterwerken, die in Rom entstanden, zu reden beginnen, wie wir oben von zwei derselben geredet haben, von seinem Entwurf zum Oedipus, zur Ilias und zum Homer selbst, wie er in rührender Begeisterung seiner lauschenden Nation die unsterblichen Lieder singt, vom Nachen Charon's, wie er sich mit den Seelen der Verstorbenen füllt, und wie er ins Reich der Todten hinüberschwimmt, und neben andern endlich von seinem letzten Werk, dem goldnen Zeitalter. Doch bedarf es solcher Ausführung im Einzelnen nicht, nachdem wir uns über das Wesen der Kunst von Carstens im Allgemeinen verständigt haben. Der Raum verbietet, von ihrem Verhältniß zu gleichzeitigen, ihrem Einfluß auf nachfolgende Künstler zu reden; denn nicht mit kurzem Wort wäre dies abgethan.

Wie aber Carstens Kunst auf den empfänglichen Sinn seiner Zeitgenossen wirkte, lehrt der früher erwähnte Brief aus Berlin, aus welchem eine Stelle den Schluß dieser Zeilen bilden mag. Es heißt dort:

„Deine Bilder haben, den Professionsneid unserer hiesigen Künstler abgerechnet, allgemein so viel Aufsehen erregt, daß Du beinahe, und besonders der kraftvollen männlichen Figuren halber, bei unseren Schönen die angebetene Angelika (Kaufmann) verdrängt zu haben scheinest. Verachte auch diesen Sieg nicht, auf den Du wohl schwerlich gerechnet hattest; er kann zu Größerem führen, wenn Du es nicht etwa verschmähest, unsere kindisch kleine Aftergröße zum Gefühl ihrer Nichtigkeit zu erheben und uns den Geschmack an der hohen Gymnastik edlerer Gladiatoren in der Kunst beizubringen. Du hast wenigstens den Anfang dazu gemacht und dem sicheren Eigendünkel der hiesigen Künstler einen so gewaltigen Stoß versetzt, daß ich im Ernst glaube, es sei Dir möglich, nicht nur zu unserem Vortheil und zum Gedeihen der Kunst überhaupt, sondern auch zu Deinem eigenen, eine wohlthätige Revolution zu bewirken."

„Den Eindruck Dir zu beschreiben, den Deine Bilder auf mich gemacht haben, würde ich mich umsonst bemühen. Ich sah in ihnen noch mehr als Deine Bilder; ich sah Dich selbst, den edelsten Ausfluß Deiner Gedanken, den Ausdruck Deiner reinsten Gefühle, das Resultat Deines Fleißes seit drei Jahren; ich glaubte Dich nie vermißt zu haben; ich hätte Dich in meinem Nachbar umarmen können, hätte er nur das Maul gehalten."

„Weißt Du, was mir in Deinen Bildern am meisten gefällt? Es ist bei der Ruhe der Scenen selbst die individuelle, im Stillen thätige Seelenkraft characteristisch, überall, im Gott, im

Helden, wie in der Volkscarrikatur wirken zu sehen. Jeder ist so unbekümmert über sich, so ganz einig mit sich, daß man fühlt: dies sind wahre Menschen, und der Gedanke dringt sich unwillkührlich auf, daß, wenn es für den Alexander ein Glück gewesen wäre, einen Sänger zu finden wie Homer, es ein ungleich größeres Glück für diesen sein würde, endlich einen Maler zu finden, der wie Du, mein Asmus, so rein ihn fühlt, so erhaben in seiner heroischen Einfachheit und Unbefangenheit ihn darstellt. O male den ganzen unsterblichen Homer und werde selbst unsterblich! wenigstens die nicht seltenen ruhigeren Scenen, Du bist dazu geboren, das innige Großgefühl, das Homer seinen Göttern und Helden giebt, das überhaupt dem Alterthum eigen ist, groß und innig nachzufühlen und lebendig darzustellen.«

---

* Gedichte.

Von Otto Buchwald.

1. Schwüle.

Schwül ist der Tag und sengend ruht
Die Sonnenluft im Hain gefangen,
Wie brennend heiße Fiebergluth
Auf eines Kranken hohlen Wangen.

Es schläft der Windhauch, der voll Lust
Noch eben mit den Zweigen spielte; —
Still ist's, als ob des Waldes Brust
Den Athem ängstlich sich verhielte.

Da plötzlich, welch' ein lauter Ton!
Welch' schneidend grelles Hohngelächter;
Der Häher ist's, des Waldes Sohn,
Der Stille lärmender Verächter.

Und von dem lauten Ruf geweckt
Löſt sich des Haines ängstlich Schweigen,
Der Wind wird aus der Ruh geschreckt
Und Antwort tönts von allen Zweigen.

O daß doch, wenn so träg und schwul
Der Lebenspuls der Seele hämmert
Und traumumgarnt auf weichem Pfuhl
Die Thatenkraft ist eingedämmert,

Ein solcher Mahnruf kühn und dreist
Den schwerren Traum von dannen schreckte
Und den entschlafnen Lebensgeist
Aus seinem öden Starrkrampf weckte.

2. Spätsommer.

Was laßt ihr schon den Drachen steigen?
Dünkt euch der Sommer schon so alt,
Daß ihr' nicht länger könnt verschweigen,
Der Herbst, der kühle, nahe bald?

Wohl rinnt, ihr jugendfrischen Knaben
Ein Lenz euch nach dem andern hin;
Daß sich gefurcht die Wangen haben,
Das merkt ihr, altert euer Sinn.

Dann ist den ihr nicht könnt erwarten,
Der Herbst euch allzuzeitig da
Und kahl sagt euch des Lebens Garten:
Der frost'ge Winter ist schon nah.

Dann möchtet ihr zurück verlangen,
Den ihr jetzt scheuchtet vor der Zeit,
Den Lenz mit seinen Rosenwangen,
Den Lenz im blumenreichen Kleid.

3. Lebensspiegel.

Lebensspiegel, Einsamkeit,
Frommt's in dich den Blick zu senken,
Ueber die entschwund'ne Zeit
Ernst und sorgsam nachzudenken?

Jugendträume in der Brust
Und im schimmernden Gewande
Tret ich an mit Muth und Lust
Meinen Pfad zum fremden Lande.

Und mir schien der Weg ein Spiel
Durch die Fluren durch die Haine;
Stets im Sinn ein stolzes Ziel,
Sah ich nicht die Felsgesteine.

Aber nun!? — die Seele krank
Und der Jugend Kranz entblättert
Und der Muth in Sturm und Drang,
Wie ein Glas am Stein zerschmettert.

Auf der dornumbuschten Trift
Ward mein schönes Kleid zerrissen
Und im Herzen gährt das Gift
Von des Lebens Schlangenbissen.

Weh! mir graust's bei diesem Bild
Des zurückgelegten Lebens!
Von der Jugend hold und mild
Such' ich eine Spur vergebens.

Aber frommt's, beim grellen Schein
Harter Wahrheit zu verkümmern?
Stürm' ins Leben neu hinein
Und den Spiegel wirf in Trümmern!

---

* Fremde, d. h. Nichtbairische Gelehrte in Baiern.

Geschildert nach den Briefen des Philologen F. Thiersch.

Von Georg Heinrich.

Obwohl die Baiern nicht einem bestimmten, einheitlichen Volksstamm angehören, vielmehr deutlich in Franken, Schwaben und Baiern zerfallen, so hat sich in diesem Staat doch ein scharf ausgeprägter Localpatriotismus entwickelt, der Alles als fremd abweis't, was nicht unter dem Schutz des heiligen bairischen Wappen geboren. Jüngst bei dem Tode des letzten Königs von Baiern regte sich diese alt-bairische Opposition gegen die Gelehrten und Künstler, welche der König aus andern Bundesstaaten nach München gerufen, wieder besonders laut und auch die kürzlich erfolgte Entlassung R. Wagener's scheint durch sie bewirkt zu sein. Lebhaft erinnern diese Ereignisse an die Zeit des Churfürsten spätern Königs Maximilian Joseph und seines Ministers Montgelas, welche in das alt-katholische Baiern die »Aufklärung« des 18. Jahrhunderts mit ihren guten wie mit ihren bösen Begleitern hineintrugen. Im engen Bunde mit Napoleon suchten sie eine Vergrößerung des Gebietes, — damals verbreiteten bairische Historiker gläubig das Märchen von der Abstammung der Baiern von den alten Bojern, einem celtischen Volke, so daß die Baiern den Franzosen nicht den Deutschen stammverwandt und nur germanisirt seien — und zugleich riefen sie aus Würtemberg und Norddeutschland zahlreiche Gelehrte von Ruf in ihren Dienst; Thiersch, Jacobs, Feuerbach, Niethammer, der Philosoph Jacobi und andere kamen nach München. Die Gemahlin des Königs war Protestantin, ein Saal im Schloß ward zu einer Kapelle für ihren Geistlichen eingerichtet.

Mit gewaltiger Anstrengung erhob sich damals die Opposition der Altbaiern, gestützt auf den bigotten Pöbel der Hauptstadt, aber nicht gegen den Bund mit Frankreich sondern gegen die „Fremden“, die Einzigen welche ein Herz für das Gesammtvaterland hatten. Sie suchten Napoleons Verdacht gegen die Gehaßten zu erwecken, doch gelang dies nicht, weil der König von Baiern selbst viel in des Kaisers Nähe war und diese Intriguen vereitelte, die in den Tagen der Hinrichtung Palms die schlimmsten Befürchtungen erregen mußten.

Unermüdlich setzten jedoch die Altbaiern ihre Verfolgungen fort. Sie predigten dem Volke, daß die Fremden den Einheimischen das Brod weg nähmen, große Summen für Nichtsthun erhielten, die Religion schädigten. „Diesen Winter“, schreibt Thiersch, der aus Göttingen an das Münchener Schulwesen berufen war, Mai 1810, „war unsere Lage zumal bei Abwesenheit des Hofes, der höchsten Behörden und fast alles Militärs äußerst bedenklich, denn Aretin (Chr. von Aretin das Haupt der Feinde) und seine Genossen hatten ihre Sache zu der des Volkes und des Vaterlandes gegen Fremde gemacht, die den Einheimischen das Brod wegnähmen, für die großen Summen nichts thäten, die Baiern verachteten und verfolgten, vor allen Dingen aber aus den Schulen die Religion verdrängten und das Lutherthum einführten.“ Das alles wurde durch fast tägliche Pasquille und Kreuzpredigten selbst in Tavernen gehörig eingeprägt. Selbst Geistliche in der Kirche bei der Kinderlehre erlaubten sich in dieser Beziehung Herzensergießungen, die das laute Murren des versammelten Volkes erregten. Man fühlte, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt sei, uns durch das Volk in die Luft zu sprengen, da der politische Terrorismus seine Wirkung zu unserer Vertilgung versagt hatte. Die Gährung wuchs mit jedem Tage, denn der Vernünftigen sind auch in den höhern Ständen nur Wenige, und in den bedenklichsten Zeiten wurde Niethammer, (aus Würtemberg, ein bedeutender Schulmann) dem Haupturheber hereindringenden Lutherthums, von guter Hand gerathen, auf seiner Huth zu sein, weil er ehestens leicht vom erbitterten Volk könne gesteinigt oder zerrissen werden.“ Als der Hof nach München zurückkehrte, suchte man in Landshut den Aufstand zu erregen, in München beschränkte man sich auf Schabernack. Thiersch sucht man verwirrt zu machen, als er am Palmsonntage 1810 predigte und an demselben Tage bestürmten, von einem Unbekannten bestellt, Bauerweiber, Bediente, Handwerker x. das Haus Feuerbachs mit tausenderlei Siebensachen, „ja zuletzt kamen Todtenweiber, um den Herrn Geheimen Staatsrath in den Sarg zu legen, der an einer Alteration gestorben sei.“

Ueber diese Beleidigung Feuerbachs „der des Justizministers rechte Hand war, im Staatsrath durch seine große Geistesüberlegenheit fast gebot“, gerieth der König außer sich, drohte den Intriguanten mit harter Strafe und schenkte Feuerbach 2000 Gulden, damit er sich durch eine Reise zerstreuen möge. Feuerbach reiste aber erst im August, um keinen Schein der Furcht zu geben. Im Winter 1810/11 dauerte die Spannung fort, der berühmte Hellenist Jacobs nahm deshalb seinen Abschied, um als Bibliothekar in Gotha zu leben. Die Anderen blieben — da benutzten die Gegner den letzten Abend der Fastnacht, 28. Februar 1811 und ließen auf Thiersch einen Mordanfall machen. Der Dolchstoß traf den Nacken, als der friedliche Philolog, der von seinen bairischen Schülern hoch verehrte Lehrer, in die Thür seines Hauses trat. Wegen dieser Wendung des Körpers drang der Stahl mehr zur Seite und die Wunde ward nicht tödtlich. Der Mörder ward nicht entdeckt, obwohl man ihn sicher zu kennen glaubte, es fehlten die juristischen Beweise, dem Genesenden schenkte der König reiche Beweise seines Vertrauens. Er machte ihm die Gründung eines philologischen Seminars möglich, fortan der Hauptstätte seiner Wirksamkeit. Aus ihm gingen eine Reihe ausgezeichneter Lehrer hervor und bei seinem Jubiläum konnte man Thiersch den praeceptor Bavariae nennen. Auch der Unterricht der vier Prinzessinnen ward ihm damals anvertraut, in Geographie, Geschichte und Litteratur, den er bis in die zwanziger Jahre fortsetzte, wo sich mehrere derselben vermählten.

Wir sind heutzutage geneigt, nicht nur die argen Ausschreitungen jener Altbaiern zu verdammen, sondern ihr ganzes Benehmen für unvergleichlich dumm und albern zugleich zu finden. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß auch vieles zusammenkam, das Volk zu erbittern. Mit einer Gewaltsamkeit, die keine Rücksicht kannte führte der Hof die sogenannte Aufklärung ein, säcularisirte Klöster und verkaufte heilige Gefäße. Der Gegensatz der Einzelstaaten gegeneinander, war damals viel schroffer als heute, und die unbedingte Bevorzugung der Fremden mußte die Baiern um so tiefer verletzen, als der Gedanke des gemeinsamen deutschen Vaterlandes ganz verdunkelt war. Auch benahmen sich die Fremden nicht immer richtig. In diesem Gefühle schrieb Thiersch im Januar 1811: „Das Unbegreifliche unserer Händel würde mündliche Unterredung bald heben. Wohl ist durch die sogenannten Fremden manches geschehen, was gereizt hat, aber die Empfindlichkeit darüber würde bald vorübergehen, wenn nicht eine Anzahl Nichtswürdiger uns auf bekannte Weise durch die häßlichsten Insinuationen zum Gegenstande des Nationalhasses zu machen versucht hätten.“

Das Benehmen der Regierung hatte das Volk aufgeregt, da mußte es wohl einer rührigen Verläumdung gelingen, seine Erbitterung auf die Schützlinge des Königs zu lenken, sobald diese in ihrem Benehmen nicht jeden Anstoß mieden. Es würde dies bei jedem Volke gelungen sein und wir dürfen die Sünden einer Parthei nicht ohne weiteres den Baiern als solchen zur Last legen, wenn ihr Particularismus auch nicht geleugnet werden kann. Nur soll man ihn nicht noch mehr ins Schwarze malen, denn das gegenseitige Verketzern führt am wenigsten dazu, ihn auszurotten.

Literatur und Kunst.

* **Künstlerverein.** Im Bibliothekszimmer der Gesellschaft sind die photographischen Abbildungen des silbernen Reliquienschreines, den Bürgermeister Johann Hemeling im Jahre 1400 zu Ehren von Cosmes und Damianus anfertigen ließ, ausgestellt; die Fortsetzung der auf diese beiden Heiligen und ihre Verehrung bezüglichen Artikel von Herrn Dr. H. A. Schumacher (III und IV) folgt in den nächsten Nummern.

* **Denkmale bremischer Geschichte und Kunst.** Der zweite Band dieses Prachtwerkes, welcher die dritte Abtheilung desselben umfassen wird, ist in Vorarbeit genommen und wird voraussichtlich bis December dieses Jahres vollendet sein. Die Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Alterthümer, die bei der Herausgabe desselben bekanntlich betheiligt ist, hat durch einige ihrer Mitglieder die vornehmsten nicht kirchlichen Alterthümer und Kunstwerke unserer Stadt ansammeln lassen, die in ihrer Zusammenstellung ein getreues Bild von dem Bremen der alten Zeit geben werden. Der Marktplatz in seinem ehemaligen Schmucke, die vormalige Citadelle der Stadt, etliche Thorwege und Thürme der alten Festung, Trachtenbilder, Straßenansichten und hervorragende Bauwerke, insbesondere gothische Giebelhäuser, Abbildungen von Hausrath, Siegel und Wappen werden in diesem Bande Aufnahme finden. Die, den kirchlichen Denkmalen gewidmete Abtheilung wird später in einem dritten Bande erscheinen und das Gesammtwerk zur Vollendung bringen.

* Der unermeßliche Aufschwung, welchen die der Volksbildung dienenden Vereine in den letzten Jahren genommen, hat auch das Bedürfniß nach den Mitteln der Belehrung gesteigert. Mit besonderer Vorliebe hat man sich überall dem lebendigen Worte und dem Vortrage der Lehrenden zugewendet. Der Werth eines die Schule ergänzenden, die wichtigsten Ergebnisse der heutigen Wissenschaft gemeinverständlich erschließenden Unterrichts wird innerhalb der arbeitenden Klassen lebendig empfunden, ohne daß die Entwickelung der persönlichen Lehrkräfte gleichen Schritt mit der Entfaltung der in den Bildungsvereinen erstrebten Zwecke gehalten hätte. Es ist bekannt, daß selbst in den großstädtischen Centralpunkten der deutschen Wissenschaft es häufig an geeigneten Vorträgen für die stets wachsende Zuhörerschaft aus den nicht gelehrten Bevölkerungsschichten gebricht. Noch viel weniger sind die Bildungsvereine kleinerer Städte im Stande, über ausreichende Lehrkräfte zu verfügen. Nur selten gelingt es, für den in Form von Vorträgen wirkenden Vereinsunterricht jene größere Anzahl befähigter Männer zu gewinnen, welche es vermögen, durch ihr Zusammenwirken den Anforderungen an wissenschaftliche Gründlichkeit, leicht verständliche Darstellungsgabe und anregende Mannigfaltigkeit des Stoffes zu genügen. Auch dem Bedürfniß der Mittelklassen ist, gegenüber dem unendlich schnellen Gange der immer wieder neu werdenden Wissenschaft, durch die vorhandenen Bildungsmittel keineswegs genügt. Vielfach zeigt gerade die populäre Literatur eine gewisse Neigung zur Verflachung, indem eine verhältnißmäßig zu geringe Zahl von unterrichteten Männern die Vermittlung zwischen der gelehrten Forschung und dem allgemeinen Wissen übernehmen muß, und schon das wird eine überaus dankenswerthe Aufgabe sein, daß neue und bewährte Kräfte aus den Kreisen der eigentlichen Fachgelehrsamkeit zur Mitwirkung an der großen Arbeit der Volksbildung bestimmt werden. In keinem der Culturvölker ist in dieser Richtung so wenig geleistet worden, als in Deutschland, wenngleich einzelne glänzende Beispiele darthun, daß unsere Nation in keiner Weise zurückzustehen brauchte. Diese Wahrnehmung hat die Verlagsbuchhandlung von Lüderitz in Berlin zu dem Unternehmen veranlaßt, eine Reihe von wissenschaftlichen gemeinverständlichen Vorträgen unter obigem Titel vom Januar 1866 ab erscheinen zu lassen. Dieselben werden in zwei zusammengehörenden Serien erscheinen, von denen die eine, Vorträge naturwissenschaftlichen Inhalts unter der Leitung von Prof. Dr. Virchow, die zweite, staatswissenschaftlich-geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Inhalts unter der Aufsicht von Prof. Dr. v. Holtzendorff herausgegeben wird. Diese Sammlung, von welcher 24 Lieferungen im Umfange von 2 bis 3 Druckbogen gr. 8. den ersten Jahrgang ausfüllen sollen, wird die Arbeiten bewährter Gelehrten mit dem Verständniß der arbeitenden Klassen zu vermitteln suchen. Jede Lieferung enthält einen in sich abgeschlossenen Vortrag und ist darauf berechnet, ebensowohl dem Bedürfniß Belehrung suchender Leser als auch dem Mangel oder der Unzulänglichkeit produktiver Lehrkräfte, wo sich dieselben fühlbar machen, abzuhelfen. Insbesondere soll darauf Rücksicht genommen werden, daß die einzelnen Vorträge, abgesehen von ihrem Inhalte, auch durch äußere Einrichtung zur lebendigen Reproduktion durch eine im Sinne der Verfasser wirkende Vorlesung der Druckschrift geeignet werden. Die politischen und kirchlichen Parteifragen der Gegenwart werden von der Darstellung ausgeschlossen bleiben. Dagegen wird sich die Verlagshandlung angelegen sein lassen, für eine Berücksichtigung der in der Zeit besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen zu sorgen. Die Sammlung wird enthalten: Biographien berühmter Männer, Schilderung großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, culturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche, erforderlichenfalls durch Zeichnungen erläuterte Vorträge u. a. m. Die Namen der beiden Herausgeber, welche der Lehrerschaft der Berliner Universität und gleichzeitig des Berliner Handwerkervereins angehören, in Verbindung mit denjenigen der Herren Mitarbeiter bürgen dafür, daß in der hiermit angekündigten Sammlung von Vorträgen sowohl der Wissenschaftlichkeit in der Methode, als auch der Verständlichkeit in der Darstellung Genüge geschehen wird. Als demnächst erscheinend können wir ankündigen: Prof. Dr. Rudolph Virchow: Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Prof. Dr. Dove: Ueber den Kreislauf des Wassers. Prof. Förster: Geschichte der astronomischen Zeitrechnung. Prof. Dr. Alex. Braun: Ueber die Eiszeit der Erdgeschichte. Dr. J. Roth: Ueber Steinkohle. Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli: Die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts. Prof. Dr. Osenbrüggen: Land und Leute der Schweizer Urkantone. Herman Grimm: Albrecht Dürer. Geh. Rath Dr. Engel: Die Statistik als selbständige Wissenschaft. Präsident Dr. Lette: Die Wohnungsfrage. Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff: Richard Cobden. Dr. Kühns: Die Bedeutung des Wechsels für den Geschäftsverkehr Dr. Bona Meyer: Bildung und Wissenschaft. Prof. Dr. Mittermaier, Prof. Dr. Gneist, Schultze-Delitzsch, Dr. B. Auerbach, Prediger E. Zschokke in Aarau, Prof. Häckel in Jena, Dr. Baeyer, Dr. Gerstäcker, Direct. Dr. Gallenkamp, Dr. Rosenthal u. A. haben gleichfalls zugesagt, diese Sammlung durch Beiträge zu bereichern. Im Abonnement auf 24 Hefte kostet jedes Heft 5 Sgr; der Einzelpreis eines Heftes wird ca. 8—10 Sgr. sein.

— Das Homer-Uebersetzen scheint in England zu einer Art Manie geworden zu sein. Eben hat auch Sir John Herschel, aus der bekannten Astronomenfamilie, seine Hexameter-Uebertragung der Ilias vollendet, von welcher der erste Gesang im „Cornhill Magazine“ erschienen war. Allein für diese Versart ist die englische Sprache doch offenbar nicht geeignet.

— Eine erwähnenswerthe Novität ist eine wohlfeile Ausgabe von Traill's mit Bildern ausgestattete englische Uebersetzung des Flavius Josephus, der sich bekanntlich als ein Hauptbülfsmittel zum Bibelverständniß empfiehlt. Das Werk erscheint in Monatsheften mit je drei Stahlstichen zu 1 Shilling.

— Den Kunstfreunden können wir die gewiß willkommene Nachricht bringen, daß der neue Stich nach Raphael's berühmtem Bilde in der dresdener Gallerie, „die sixtinische Madonna“, von Joseph Keller, mit jedem Tage mehr und mehr voranschreitet. Der Künstler, der bereits $4\frac{1}{2}$ Jahr an der Platte gearbeitet hat, gedenkt sein Werk in zwei Jahren zu vollenden. Da die vorhandenen Stiche von Fr. Müller, Desnoyers und Steinle wenigstens in ihren besseren Abdrücken im Handel vergriffen sind, so ist eine neuere, echt künstlerische Vervielfältigung des herrlichen Gemäldes ein wahres Bedürfniß geworden. Müller hat durch seine Disputa den Beruf zu dieser Art der Uebersetzungskunst in unzweifelhafter Weise an den Tag gelegt, so daß wir von seiner Hand ein durchaus gelungenes Blatt erwarten dürfen. Seine Arbeit wird diejenige seiner Vorgänger auch an Größe übertreffen. Der Stich von Müller ist 25′ hoch, 19′ breit, der von Steinle hat 26′ zu 19′, während die Keller'sche Arbeit $27\frac{3}{4}$′ hoch und $20\frac{1}{2}$′ breit sein wird. Das Werk von Desnoyers kann wohl schon deßhalb weniger in Betracht kommen, weil er es mit alternder Hand vollendet hat.

— Der Präsident der Londoner Kunstacademie, Sir Charles Eastlake, dessen am 23. December in Pisa erfolgten Tod wir gemeldet haben, war 1793 zu Plymouth geboren, bildete sich in London und Paris zum Maler aus, und setzte seit 1817 seine Studien in Venedig und Rom fort, sich vorzüglich Tizian zum Muster nehmend, dessen Weise er sehr glücklich in sich aufnahm, ohne dadurch die eigene Originalität zu verkümmern. Dennoch mußte er bei seinem spätern Auftreten im Vaterland dem Geschmack seiner Landsleute anfangs Zugeständnisse machen, bevor er sich eines ungetheilten Beifalls erfreuen konnte. Man war mit seiner Färbung nicht einverstanden, welche allerdings die Lebenskräftigkeit der Tizianischen nicht erreicht. Dann gefielen seine historischen Vorwürfe nicht, wie z. B. der Spartaner Isidas, der sich nackt aus dem Bad in die Schlacht stürzt. So mußte sich Eastlake mehr dem in England beliebten Genrefach zuwenden. Er that es mit großem Erfolg durch eine Reihe von Banditenscenen, welche 1824 entstanden, und denen sich friedlichere Darstellungen aus dem Winzerleben des Südens anschlossen. Eine Reise durch Griechenland lieferte ihm eine reiche Ausbeute zu neugriechischen Volksscenen. Hierher gehört das, 1833 ausgestellte, schöne Bildniß einer Griechin in Nationaltracht. Andere Arbeiten aus dieser Periode sind: die Hölle der Verzweiflung, eine Allegorie nach Spenser; eine von Räubern angefallene Bauernfamilie u. s. w. — Bilder von feiner Durchführung und einer klaren und tiefen Farbengluth. Im Jahr 1841 ward Eastlake nach München gesandt, um zu untersuchen ob die dort blühende Frescomalerei für die neuen englischen Parlamentshäuser anzuwenden sei, und ob deutsche Maler für diesen Zweck zu berufen wären. Er sprach sich für die Anwendung aus, und begann dann selbst mit sieben andern Malern die ihm übertragene Ausschmückung der Parlamentshäuser in Westminster. Zugleich entstanden seine Pilger welche die heilige Stadt erblicken, und eine in der Behandlung ganz an die alten Venetianer erinnernde Heloise. In neuerer Zeit ließen ihm seine amtlichen Beschäftigungen als Präsident der Kunstacademie (seit 1851) und Director der Nationalgallerie (seit 1855) wenig Muße zu selbständigen Arbeiten. Er war überhaupt ein denkender Künstler und vielseitig gebildeter Mann. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer Uebersetzung der Goethe'schen „Farbenlehre“ (London, 1840) auf. Die zweite Auflage des von seiner Frau übersetzten Kugler'schen „Handbuchs der Malerei“ begleitete er (1851) mit zahlreichen Anmerkungen, und gab auch „Materials for a History of Oil Painting“ (London, 1847) heraus. Kleinere Schriften von ihm sind gesammelt unter dem Titel „Contributions to the Literature of the Fine Arts“ (1848). Seine Gattin Elizabeth, eine Tochter des Arztes Rigby in Norwich, ist durch mehrere anziehende Schriften bekannt. Eastlake war seit längerer Zeit brustleidend, und diesem Uebel ist er in Pisa, wo er Genesung suchte, 72 Jahre alt erlegen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 24.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 7. Bremen, 18. Februar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Ueber historische Sagen und Anecdoten.

Von Georg Heinrich.

Von jeher ist die historische Ueberlieferung durch allerlei Zusätze verfälscht und verdunkelt, und oft konnten die Völker sich nur schwer entschließen, Vorstellungen aufzugeben in denen sie sich zu bewegen gewohnt waren. Zumal wenn jene Zusätze, jener falsche Schein mit religiösen oder politischen Ansichten verknüpft waren. Unsere Zeit, die sich der Aufklärung, der Verständigkeit rühmt, zuckt freilich einfach die Achseln, wenn man von den wunderbaren Thaten der Heiligen, der Riesenstärke der alten Helden spricht: Selbst die sinnigen Erzählungen von der heiligen Elisabeth oder von dem langen Schlafe und einstigem Erwachen des Kaisers Friederich werden kurz abgefertigt. Man ist einig, sie aus der Geschichte zu weisen, ihre Schönheit erwirkt nur, daß man sie nicht überhaupt fortwirft als unnützen Plunder, sondern der Pflege des Künstlers, des Dichters übergiebt. Hartnäckiger behauptete dagegen z. B. die Tell-Sage den Anspruch, für treue Ueberlieferung des Thatsächlichen zu gelten, weil sie Nichts enthielt, was dem Gemein-Verständlichen entgegen war. Wenn die Forschung zeigte, daß die jener Zeit zunächst stehenden Geschichtsschreiber von seiner That nichts wüßten, dann flüchtete Mancher zu dem Gedanken, daß sie es übersehen, daß aus anderen uns verlorenen Quellen die Späteren jene liebliche Kunde schöpften, bei denen allein wir sie jetzt finden. Es sei also keineswegs erwiesen, daß die herrliche That Tell's unhistorisch sei, die Schweizergeschichte diese schönste Blüthe aus ihrem reichen Kranze brechen müsse. Indeß führte die vergleichende Mythologie aus, daß die Tell-Eigillsage ein uralter Mythus der indogermanischen Völkerfamilie sei. Ja neuerdings (cf. Pfannenschmidt im Magazin für Litteratur des Auslands 2c.) hat man ihn auch bei den Semiten und den turanischen Völkern zu entdecken geglaubt und die berauschte Phantasie steigt mit ihren Combinationen zu einer Zeit zurück, wo ein Urvolk die Ahnen der verschiedenen Völkerfamilien, der Indogermanen, Semiten 2c. vereinigte. Diese verlorenen Spuren von dem gemeinsamen Schatz mythologischer Vorstellungen sollen den Faden abgeben, der durch all das wüste Geröll, welches sich in den Resultaten der verflossenen Perioden zwischen die Gegenwart und jener Vergangenheit aufgehäuft hat, unsere Rückerinnerung sicher leite; ja man schreckt selbst nicht vor der Hypothese einer Universalsprache zurück, durch welche dereinst alle Bewohner der weiten Erde ihren Gedanken den gleichen Ausdruck leihen werden. Wäre jene Voraussetzung von gemeinsamen mythologischen Vorstellungen aller Völker der Erde auch mehr als eine vage Hypothese, so wäre doch dieser Schluß falsch, denn im Fortschritt der Geschichte hat sich zwar das äußerliche Gebahren der Völker, je mehr und mehr gleichförmig gestaltet, aber zugleich hat die Cultur die feinern, tiefern Spitzen der Nationalitäten und damit auch ihre Gegensätze zur reifern Entwicklung geführt.

Doch kehren wir zurück zu unserm Ausgangspunkte. Es ist sicher, daß der Mythus von Tell-Eigill bei verschiedenen Zweigen der weitverbreiteten indogermanischen Völkerfamilien als sogenannte fliegende Sage auftritt. Auch der ungläubigste Schweizerpatriot wird den Mythus von Tell für einen Mythus halten müssen und nur menschlich ist es, wenn er dem Gelehrten grollt, der ihn aus seinen schönen Träumen riß. Die deutsche Geschichte ist reich an solchen fliegenden Sagen, die als uralter Besitz in der Erinnerung des Volks leben; sich an die verschiedensten Örtlichkeiten anlehnen — localisiren — und demgemäß verändert und mit andern daselbst heimischen Sagen verbunden werden. Eine der bekanntesten ist die von den treuen Weibern von Weinsberg, welche Bürgers Dichtung allen vertraut und lieb gemacht hat. Auch hat es nicht an Versuchen gefehlt, ihre historische Wahrheit zu vertheidigen — doch ist die Ueberlieferung des angeblichen Ereignisses unsicher, daß wir uns wohl entschließen müssen, die Erzählung fallen zu lassen, da sich ganz ähnliche auch an andern Orten gefunden haben. Noch schwerer jedoch sind die historischen Anecdoten zu bannen, welche weder etwas Unglaubliches, noch eine solche fliegende Sage enthalten, sondern scheinbare, gewöhnliche Dinge — die sich alle Tage ereignen können. Man begreift nicht, wer dergleichen hinzuzufügen ein Interesse haben konnte, wenn er die Nachricht nicht treuer Ueberlieferung dankte. Zumal schmeicheln sich viele dieser Erzählungen so angenehm ins Ohr, sind bald so pikant, bald so heiter, schlagen so verwandte Saiten in unserm Herzen an, daß wir sie gern

glauben wollen, und wenn man so viel von Krieg und Kriegsgeschrei hört, von gewaltigen Anstrengungen und Erfolgen, so will man sich doch auch einmal bei einem still-gemüthlichen Anecdötchen erholen. Die Historiker machen einen ja sonst oft glauben, daß die Menschen, von denen sie erzählen, gar nicht so gewesen seien, wie wir, so nach Ruhe bedürftig und Theilnahme und einer gewissen Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des täglichen Lebens. Gewiß, die falsche Art, Geschichte zu schreiben, wie sie jetzt allerdings je mehr und mehr überwunden wird, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die Historiker das Bedürfniß hatten, Anecdoten einzuflechten und der Leser, sie zu hören. Ein wirklich wissenschaftliches Interesse erweckt ja die Erzählung von den Großthaten und Wechselfällen eines Krieges, die Beschreibung verschwenderischen Reichthums und nagenden Mangels an sich durchaus nicht, daher denn alle Geschichtswerke, welche dabei stehen bleiben und also vorzugsweise nur unsere Phantasie beschäftigen in das Gebiet der Unterhaltungslectüre fallen. Diesen Zweck erfüllt die Anecdote, die Sage, so lange sie geglaubt wird, ebensogut und meist noch besser, wie der Bericht von dem in Wahrheit Geschehenen. Kein Wunder, wenn ihre Saat üppig aufschießt, so lange auf dem Felde der Geschichte vorzugsweise solche Früchte gebaut werden, deren Gattung sie verwandt ist. Freilich dem Forscher bleibt sie das Unkraut unter dem Weizen, das er eifrig ausjätet, aber das Volk hängt an manchen Blüthen dieser Wucherblume mit unerschütterlicher Liebe. Der große Kaiser Friedrich I., der dem Volke in so gewaltiger, ernst-strahlender Herrlichkeit erschien, daß er in der Sage verwechselt und verschmolzen ward mit dem Nationalgott Thor, dessen Augen wie Feuerleuchten, aus dessen glühend-rothem Bart die Funken stieben, wenn er hineinbläst — diesen Kaiser lässet die historische Anecdote fußfällig knieen vor Heinrich dem Löwen und dennoch vergebens um seine Hülfe bitten. Wir erfahren Rede und Gegenrede, wir hören die Trostworte der Kaiserin, die Bemerkungen ahnungsvoll in die Zukunft blickender Räthe — und dennoch ist es eine Anecdote. Nicht einmal die Zusammenkunft, auf welche welche man die Scene verlegt, ist unbezweifelt und sicher verbürgt, geschweige denn, daß sie einen derartigen Character trug. Es scheint fast, daß ihr derselbe von dem poetischen Gerechtigkeitsgefühl des Volks aufgedrückt ward, das die übermenschliche Gestalt, unter welcher es sich den Kaiser vorstellte nicht ohne ihr Gegenbild ertragen mochte. Wenigstens ist diesem Gefühl die Verbreitung zuzuschreiben, welche das Geschichtchen fand und die Zähigkeit, mit der es festgehalten ward. Noch in Raumers Hohenstaufen ist es zu lesen in phantasievoller Ausführung. Zur Erläuterung diene ein ähnlicher Fall aus der alten Geschichte.

Zeller hat in seiner Ehrenrettung der Xanthippe schön ausgeführt, daß das Bild dieser ihrem großen Gatten geistig allerdings nicht ebenbürtigen und zugleich wenig liebenswürdigen Frau einmal um des Contrastes willen verzerrt sei, durch den die Phantasie die vergötterte Gestalt des Socrates in schärfere Beleuchtung zu heben suchte. Dem Tugendideal gegenüber, zu dem man die gewiß vielfach eckige, nur unter heftigen Kämpfen und manchen Niederlagen über die starken Versuchungen ihrer Natur siegende Persönlichkeit des großen Weisen verflüchtigt hatte, faßte man die Xanthippe als die Personification aller auf das Höchste gesteigerten Schwächen und Fehler des weiblichen Geschlechts. Es geschah dies um so leichter, als in der Ehe der beiden Streit und Unfriede herrschten, woran jedoch Socrates, der um seiner öffentlichen Bestrebungen willen sein Hauswesen verfallen ließ, kaum weniger Schuld tragen mochte als seine übelberufene Gattin. Hierzu kam noch die Sucht der alexandrinischen Gelehrten nach allerlei Geschichtchen über die großen Meister der Vorzeit. Einige derselben hatten den erbaulichen Zweck, einer moralischen Lehre den Philosophen als Vehikel zu dienen. Sofort springt dies ins Auge bei der bekannten Erzählung, daß Xanthippe den Socrates mit schmutzigen Wasser begießt, nachdem sie ihn mit heftigen Schmähreden überhäufte — und doch bleibt Socrates ruhig, bewahrt hinreichenden Gleichmuth zu dem Scherzwort, daß es auch regnen müsse, wenn es donnere. Diese dritte Classe von Anecdoten, die einem Fabula docet zu lieb erfunden sind, tritt in nicht zu überwältigender Fülle auf in Zeiten, in denen es Mode ist, die Tugend zu preisen, während die Energie fehlt, sie zu üben und damit auch die Fähigkeit echte Tugend zu verstehen. Meist sind sie läppisch, zuweilen geistreich gefunden, wenn ein witziger Kopf auf diese kindisch-spielende Geschichtsauffassung verfiel.

Immerhin aber ist uns ihre Entstehung leicht verständlich, noch leichter fast als die meist so lieblichen Schöpfungen der Phantasie des Volkes, wie die vom alten Barbarossa und Heinrich des Löwen: vergebens aber suchen wir nach einer Veranlassung, durch welche an sie ganz bedeutungslose Züge, die weder einen alten Mythus entstammen, noch durch die poetische Auffassung des Volks, und die in ihr waltende Gerechtigkeit hervorgerufen oder um einer moralischen Nutzanwendung willen erfunden werden, zu dem ursprünglichen Bilde des Geschehenen hinzutreten. In der Erzählung, daß Heinrich I. gerade am Vogelbeerde beschäftigt war, als die Boten mit der deutschen Krone zu ihm kamen, kann man vielleicht den Ausdruck der im Volke lebenden Vorstellung von dem rüstigen, reckenhaften Leben seiner Fürsten sehen im Gegensatz zu dem ceremoniellen Hoftone der Folgezeit oder auch von dem einfachern Regiment des König Heinrich gegenüber dem Kaiserglanz der Ottonen, namentlich der verwöhnten Pracht des dritten Otto. Sie würde alsdann mit dem Fußfall des Kaisers zu vergleichen sein.

Aber ganz unvermittelt bleibt z. B. der Ruhm des tapfern Schweppermann, der in der Mühldorfer Schlacht König Ludwigs Sieg entschieden haben soll über Friedrich den Schönen von Oestreich. Oelkers Gedicht hat die Sage von neuem aufgefrischt und fast sprüchwörtlich ist die Noth im siegreichen Lager wie der ehrende Befehl König Ludwigs: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Und doch ist weder des Helden hervorragender Antheil an dem glücklichen Sieg, noch die Eierbelohnung irgend mehr als eine historische Anecdote. In den Forschungen zur deutschen Geschichte (III. p. 83 und IV. 81) hat Pfannenschmidt gezeigt, daß kein gleichzeitiger Chronist die Anwesenheit Schweppermanns in der Mühldorfer Schlacht kennt, obwohl uns von den Bannerträgern, den Führern der einzelnen Truppentheile, den tapfersten Helden Vieles erzählt wird. Dagegen kämpfte Schweppermann 9 Jahre früher (1313) bei Gammelsdorf für König Ludwig, jedoch ohne durch seine Thaten die besondere Erwähnung der Chronisten hervorzurufen. Nur eine Urkunde giebt uns Zeugniß davon und erst eine später neben seinem Grabstein aufgestellte Tafel sagt: „Der zu Gundersdorff [falsch hergestellt aus den verwischten Zügen von Gammelsdorff] that das best.“ Erst 150 Jahre später verband man Schweppermanns Namen mit der Mühldorfer Schlacht, vielleicht anfangs durch reine Verwechselung, und die Geschichte von den Eiern scheint gar erst im 16. Jahrhundert hinzugekommen zu sein. Seit aber dieser Name einmal den Mund des Volkes erfüllte, schlossen sich zahlreiche Anecdoten und fliegende Sagen an ihn an. Wie Pipin der Kurze von den großen Recken des Frankenvolks verspottet wird und sie dann alle beschämt, so daß sie sich ihm willig beugen, so lächeln vor der Mühldorfer Schlacht übermüthige Ritter auch über den greisen Schweppermann, weil er vor Alter-

schwäche nicht mehr straff im Sattel sitzt. Und weiter. Alljährlich wird bei der Kirchweih in Oberdietfurt von der Kanzel verkündigt, daß Schweppermann die Kirche erbaute treu einem Gelübde, das er auf dem Kriegszuge gethan. Durch kluge List sollte er den Mühldorfer Sieg gewonnen haben und flugs erzählte man auch von ihm das alte Reiterstück, wie er auf der Flucht einst die Hufeisen seines Pferdes verkehrt aufschlagen ließ, um die Feinde zu täuschen. Sein Wappen, das zerstreute Hufeisen zeigt, bot die Veranlassung. Ferner trug der wackere Hauptmann während des Mühldorfer Treffens die Rüstung des Königs, um die Geschosse der Feinde irre zu leiten. Mit eigener Hand hat er 18 Feinde erlegt. Endlich schläft er auch verzaubert im Sunstein und zieht mit großem Waffenlärm um Mitternacht heraus, sobald dem Volke ein Krieg droht. Seit der Franzosenzeit ist dies nicht wieder bemerkt.

Dieses Eindringen an sich ganz gleichgültiger Züge in die beglaubigte Geschichte, wie die Theilnahme dieses Ritters an der Mühldorfer Schlacht und sodann das beständige Wachsen des Sagenstoffs über eine einmal in die Sage eingeführte Persönlichkeit, wird uns weniger befremden, wenn wir uns an eine Gewohnheit unserer geselligen Unterhaltung erinnern.

Ein guter Anecdotenerzähler nennt stets bestimmte Personen, denen der Scherz passirte, über den die Gesellschaft lachen soll, oder der Ernst, der sie mit einem behaglichen Grauen erfüllt, der Spuk, der sie gruseln macht und ihrem Bedürfniß entgegen kommt, sich dem Aberglauben, der in einem versteckten Winkel ihres Herzens allem Räsonnement spottet, hinzugeben, ohne sich zu ihm zu bekennen. Alte Meidinger erscheinen so in neuer Frische und thun ihre Wirkung. Es ist bekannt, daß namentlich die „Onkel“ der Erzähler solche stets bereite Träger zarter und derber Geschichten abgeben. In alter Zeit wandte sich nun das Interesse der Unterhaltung, wenn es von dem täglichen Geschäft abwich, zu Mythologie und Geschichte und knüpfte auch die in Scherz und Ernst wechselnde Rede, welche eines unerschöpflichen Vorraths kleiner, scharf aufgefaßter und in sich abgerundeter Bilder bedarf, an ihre Gestalten an.

Anders wir Modernen. Jacob Grimm klagt in seiner lieblichen Vorrede zu den Hausmärchen, daß die Menschen ihnen jemehr und mehr absterben. Er tadelt hier auch die leere Prächtigkeit des modernen Hauses, das dem Lächeln gleiche, mit dem man von den Hausmärchen spricht, das vornehm aussieht und doch wenig kostet. Mit den Erkern und Ecken, den gemüthlichen Fleckchen am Ofen, den geheimnißvoll dunkeln Corridoren und Gängen des alten Hauses aus der Väter Zeit sei auch der Erzähler verschwunden, der sonst dort seine gläubigen Zuhörer sammelte, hier seine Märchen localisirte. Nun, unser modernes Haus ist uns modernen Menschen recht wohnlich, wir wollen helle Gemächer, luftige Räume, die Alkoven, die Winkel und Ecken der alten Gebäude sind uns eher unheimlich als anheimelnd — auch ist es nicht der Mangel an poetischem und historischen Interesse, der uns nicht länger an der Feuerstätte lauschen läßt auf den lustigen Streich des Schneiders, der 7 tödtet auf einen Schlag, oder auf die wundersamen Erlebnisse der alten Recken, die großen Thaten unserer Kaiser. In der Klage Grimms liegt deshalb kein Vorwurf, nur findet das poetische Interesse jetzt in dem Lesen gedruckter Poesien seine Befriedigung, das historische aber in der Beschäftigung mit dem öffentlichen Leben und dem Studium historischer Werke. Gerade das stärkere Bedürfniß nach geschichtlicher Kenntniß duldete nicht länger die mehr spielende Beschäftigung mit diesem ernsten Gegenstande, schied ihn nun aus der Reihe der Unterhaltungsstoffe. So lange aber dies nicht geschehen war, so lange das Interesse für die Schicksale der früheren Geschlechter, wesentlich durch mündliche Erzählung befriedigt ward, mußte jene Manier des Erzählers auch die Gestaltung der historischen Ueberlieferung beeinflussen. Freilich hielten jene Alten ihre Sagen und Geschichten für lautere Wahrheit und scheuten sich vor so willkührlichen Aenderungen, wie sie der witzige Kopf, der heute eine alte Anecdote neu erzählt, gern vornimmt, um nicht sofort auf einer Wiederholung ertappt zu werden. Jacob Grimm der durch sein langjähriges Sammeln der Märchen aus dem Munde des Volks wohl wie kein anderer im Stande war, über die Art und Weise dieser Ueberlieferung zu urtheilen, sagt uns von der Frau Viehmännin, einer Bäuerin bei Cassel, welche ihm die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte, daß „sie genau bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker als wir zur Veränderung geneigt begreifen. Zwar ist es unbezweifelt, daß in allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung ein poetisches Bilden und Fortbilden liege, ohne welches auch eine Ueberlieferung etwas Unfruchtbares und Abgestorbenes wäre, ja eben dies ist mit Ursache warum jede Gegend nach ihrer Eigenthümlichkeit, jeder Mund anders erzählt. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen jenem halb unbewußten, dem stillen Forttreiben der Pflanzen ähnlichen und von der unmittelbaren Lebensquelle getränkten Einfalten, und einer absichtlichen, alles nach Willkür zusammenknüpfenden und auch wohl leimenden Veränderung.“ Die eigentliche Anecdote jedoch, welche über die alten Helden im Munde des Volkes lebte, ohne auf mythischer Grundlage zu ruhen, behandelten natürlich auch diese Erzähler zu der Väter Zeit, deren Religiösität den Märchen gegenüber Grimm hier preist, freier. Ebenso knüpfen sie diese treu bewahrten Mythen höchst ungenirt an die verschiedensten Namen an. Finden dann die rastlos fortbildende Phantasie mehrere dieser Helden um den berühmtesten unter ihnen gruppirte: entstanden die großen Sagenkreise. Die feste Form aber in welcher diese Volkstradition auftritt, erweckt leicht das Vertrauen, daß ihr ein positives Ereigniß, sichere Kunde zu Grunde liege und wenn nun der auf diese mündliche Ueberlieferung gebauten späteren geschichtlichen Darstellung, nicht ausführliche gleichzeitige Berichte zur Seite gehen, so ist oft die Controlle und damit die sichere Unterscheidung von Sage und wirklicher Geschichte unmöglich. Die römische Geschichte des Livius liefert ein bekanntes Beispiel.

Doch dürfen wir nicht glauben, daß unsere Zeit, die sich gern und mit Recht ihres kritischen Eifers rühmt, aufgehört habe, historisch scheinende Erzählungen zu bilden und sie den Erinnerungen aus der Vergangenheit beizumischen. Folgende wahre Geschichte mag Zeugniß dafür geben. Ein Freund des Referenten bemerkte bei Jena an einer sehr auffallenden Stelle, am schroffen Rande eines Abhangs ein Kreuz, über dessen Bedeutung er die allerverschiedensten Bescheide erhielt. Einer behauptete, es sei errichtet zum Gedächtniß einer Predigt, die Luther dort gehalten, oder nur daß er dort ausruhte, als er wie bekannt heimlich von der Wartburg nach Wittenberg ging, um die Zwickauer Propheten (Wiedertäufer) niederzupredigen und in Jena Halt machte. Ein Anderer meinte, dort habe Napoleon gestanden in der Schlacht bei Jena. Ein Dritter wußte zu erzählen, daß dort eine Schaar Preußen den steilen Abhang hinuntergedrängt sei von den siegreichen Franzosen; zum Andenken ihres Unterganges sei das Kreuz gesetzt. Dieser Knäuel von Widersprüchen reizte meinen Freund zu neuen Erkundigungen und es ergab sich, daß zwischen

1830 und 40 einige Bürger von Jena den Gedanken faßten, daß dort ein einsames Kreuz sich sehr schön ausnehmen müßte und auch wirklich jenes Kreuz setzten. So wie an dies einfache Holz eine Menge historischer Erinnerungen anschließen, so wie es einem ganzen Cyclus von Erzählungen die Entstehung gab, so ein jedes historische Ereigniß und in um so höhern Maße einen je lebhafteren Eindruckes auf die Gemüther der Menschen machte. Eine Weisung, nicht gar zu ungläubig den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung zu widerstreben und festzuhalten, was fallen muß. Zumal wir oben sahen, daß diese Thätigkeit der Phantasie ehemals mit ungleich größerem Erfolg die Ueberlieferung des wirklich Geschehenen verdunkelte und versetzte, weil die historischen Erinnerungen mehr als heut zu Tage den Stoff der geselligen Unterhaltung abgaben. Freilich knüpfte man die unentbehrlichen Anecdoten vorzugsweise an bestimmte weitberühmte Träger an, wie den Pfaffen Amis, Kalenberg, Eulenspiegel ꝛc. vielleicht erzählte man auch damals schon wie jetzt einen alten Schwank von Personen, die der Gesellschaft der Hörer bekannt oder verwandt waren, allein häufig wurden die Namen der historischen Persönlichkeiten mit solchen Geschichten verbunden, eben weil man gerade mehr als jetzt bei der gemüthlichen Unterhaltung ihrer gedachte. Die echte Kunde war weit spärlicher als heute nach den langjährigen Bemühungen der Wissenschaft, das Bedürfniß dagegen nach detaillirter Kenntniß gerade für jenen Zweck doppelt groß: kein Wunder, wenn der Erzähler dieser zwiefachen Versuchung unterlag und von den alten Ahnen Dinge berichtete, von denen die beglaubigte Ueberlieferung nichts weiß.

---

* Aus Bérangers Liedern.

Von Adolf Laun.

Der Gefangene.

Auf raschem Kahn, o Königin der Welle,
Schwimm hin, und sing' bei fernem Echoklang;
Der Wind weht sanft, die Fluth ist klar und helle,
Der Himmel lächelt, fahr' den See entlang.

In meiner Jugend Blüthenjahren
Gebannt an dieses Felsgestein,
Seh' ich vorbei dich täglich fahren,
Und täglich hoff' ich, frei zu sein.

Auf raschem Kahn, o Königin der Welle,
Schwimm hin und sing' bei fernem Echoklang,
Der Wind weht sanft, die Fluth ist klar und helle,
Der Himmel lächelt, fahr' den See entlang.

Wie groß und schön zeigt in den Wellen
Sich deine herrliche Gestalt,
O sprich: was macht die Segel schwellen,
Der West, der Liebe Allgewalt?

Auf raschem Kahn, o Königin der Welle,
Schwimm hin und sing' bei fernem Echoklang,
Der Wind weht sanft, die Fluth ist klar und helle,
Der Himmel lächelt, fahr' den See entlang.

Vor Freud' ach! will das Herz mir springen,
Du rufst mich aus dem Kerker fort,
Du willst der Fessel mich entringen,
Ich folge dir, das Glück ist dort!

Auf raschem Kahn, o Königin der Welle,
Schwimm hin und sing' bei fernem Echoklang,
Der Wind weht sanft, die Fluth ist klar und helle,
Der Himmel lächelt, fahr' den See entlang.

Jetzt hälst du an mit deinem Kahne,
Du weinst, so scheints, bei meiner Noth,
Doch ach! gleich süßem Hoffnungswahne
Fliehst du, und meiner harrt der Tod!

Auf raschem Kahn, o Königin der Welle,
Schwimm hin und sing' bei fernem Echoklang,
Der Wind weht sanft, die Fluth ist klar und helle,
Der Himmel lächelt, fahr' den See entlang.

So ist die Täuschung mir genommen?
Doch nein, du winkst mir noch von fern,
Und morgen seh' ich dich aufs Neu entglommen,
O Hoffnung, meines Lebens Stirn!

Auf raschem Kahn, o Königin der Welle,
Schwimm hin und sing' bei fernem Echoklang,
Der Wind weht sanft, die Fluth ist klar und helle,
Der Himmel lächelt, fahr' den See entlang.

Die Fliege.

Zum Klang der Gläser und der Lieder
Hier beim Gelag, wo's uns behagt,
Wie summt die Flieg' und kehret wieder,
Wenn wir sie eben fortgejagt.
Ein Dämon ist sie, muß ich glauben,
Den uns're Lust zum Zorn entfacht.
Nein, nein, wir werden's nicht erlauben,
Daß sie sich hier so unnütz macht!

Die dumme Fliege, — wie sie summet, —
Ihr Freund', es scheint mir ganz gewiß,
Ist die Vernunft, die immer brummet,
Sie nahm an uns ein Aergerniß,
Sie droht, die Freude uns zu rauben,
Mit einem Sturm, der bald erwacht.
Nein, nein, wir wollen's nicht erlauben,
Daß sie sich hier so unnütz macht!

Sie meint, ich müß' in alten Tagen
Fein nüchtern und bedachtsam sein,
Der Lust und Fröhlichkeit entsagen,
Dem Lied, der Liebe und dem Wein.
Drum summt sie hier beim Saft der Trauben
Wie dumpfer Glockenton bei Nacht,
Nein, nein, wir wollen's nicht erlauben,
Daß sie sich hier so unnütz macht!

Ja die Vernunft, wie sie Lisetten
Mit ihrem scharfen Stachel droht,
Schon seh' ich Blut, ihr Amoretten,
Kommt schnell herbei und schlagt sie todt!
Eh' keine Ruh, ihr könnt mirs glauben,
Als bis man ihr den Tod gebracht.
Nein, nein, wir wollen's nicht erlauben,
Daß sie sich hier so unnütz macht!

Sieg, Freunde, sie ertrank im Weine,
Den uns Lisettens Hand kredenzt!
O wie aufs Neu in hellem Scheine
Der Freudengöttin Krone glänzt!
Die Fliege wollte sie ihr rauben,
Die so viel Störung uns gebracht,
Nun sind wir sicher, könnt mir's glauben
Daß sie sich nicht mehr unnütz macht.

Der fünfte Mai (1821).

Mich haben Spanier auf ihr Schiff genommen,
Als ich dort traurig weilt' am fremden Strand,
Denn bis nach Indien war ich gekommen,
Seit mich die Noth vertrieb vom Vaterland;
Hier strahlt die Sonne heitrer auf mich nieder,
Und meiner Heimath bin ich zugewandt,
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

Sanct Helena! hat's hoch vom Mast geklungen,
Dort seufzt der Held, den man in Fesseln schlug;
Dort, Spanier, ward auch euer Haß bezwungen,
Und seinen Henkern gilt auch euer Fluch.
Ach, nimmer lös' ich seiner Kette Glieder,
Der Heldentode große Zeit entschwand!
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

Er schläft vielleicht, der nimmer zu besiegen,
Der zwanzig Throne traf wie Blitzesschlag —
Erwachen kann er noch zu neuen Kriegen
Und furchtbar rächen die erlittne Schmach.
Doch ach der Fels dort beugt die Hoffnung nieder,
Der Adler wurde vom Olymp verbannt.
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder,
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

Die Siegesgöttin, müd' ihm nachzuschweben,
Hielt an und er erwartete sie nicht,
Trotz des Verraths entschließt er sich, zu leben,
Doch wie die Schlangenbrut ihn rings umflicht!
Aus jedem Lorbeer träufelt Gift hernieder,
Und Tod birgt seiner Stirne Siegesband.
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder,
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

Zeigt sich ein fremdes Schiff, vom Meer verschlagen,
Er ist es! rufen sie vor Schrecken bleich,
Sollt' er die Welt zurückzufordern wagen?
Auf! zwei Millionen rüsten wir sogleich!
Doch ihn beugt dort vielleicht ein Siechthum nieder,
Und scheidend grüßet er sein Vaterland.
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder,
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

Groß an Genie und an Charactergaben,
Warum ach lockte ihn des Thrones Glanz?
Hoch ob der Erde Königen erhaben
Erscheint er dort am Fels im Strahlenkranz.
Er leuchtet wie ein ries'ger Pharus nieder
Auf zweier Welten weit entlegnen Strand.
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder,
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

Was habt ihr Spanier dort am Fels gesehen?
Ein schwarzes Banner! Gott! das traf mich schwer,
Er starb, so müssen Größ' und Ruhm vergehen!
Selbst seine Feinde weinen um mich her.
Die Sonne sinkt vom hohen Himmel nieder;
Umschiffen schweigend wir den öden Strand.
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder,
Wo mir mein Auge schließt des Sohnes Hand.

---

* Sanct Cosmas und Sanct Damian.

Zur bremischen Reliquiengeschichte.

Von H. A. Schumacher.

III.

Seit der Entstehung der ersten künstlerischen Darstellungen, die dem Gedächtniß der heiligen Aerzte aus Aegea sich widmeten, seit der Herstellung der alten Mosaiken Italiens, war fast ein Jahrtausend verronnen, als eine Reihe von neuen denkwürdigen Kunstwerken hervortrat, welche auf sie sich bezogen.

Zunächst gab Bremen der besonderen Verehrung, die es jenen beiden Märtyrern zollte, künstlerischen Ausdruck. In der Zeit, da in der erzbischöflichen Residenz an der Weser die Ablaßprocessionen und Reliquienausstellungen in vollster Blüthe standen, verwaltete ein höchst kunstsinniger Mann das wichtige Amt eines Dombauherrn; es war Johann Hemeling der Jüngere, seit 1383 Rathsherr, seit 1390 Haupt der für die erzbischöfliche Cathedrale bestehenden Verwaltungsbehörde, der Domstructurei. Glied eines reichen, angesehenen Geschlechts, vermochte er es, bei den Herren des Capitels Einfluß sich zu erwerben und ihre Beschüsse nach seinen Plänen und Absichten zu lenken; die Hauptkirche des bremischen Hochstiftes betrachtete er als den Stolz seiner Vaterstadt und war auf das Eifrigste bemüht, auch äußerlich den Glanz derselben wieder herzustellen. So that er Alles, was ihr zur Zierde gereichen konnte und stattete auch insbesondere das seit Burchard Grelle's Tode ziemlich in Verfall gekommene Bauwerk möglichst kunstreich aus.

Bei solchen Bestrebungen konnte er nicht wohl die Gebeine der beiden so sehr gefeierten Aegeaten übersehen. Sie waren 1335 aus der Mauer des Chores hervorgehoben; aber es fehlte ihnen noch die eigene Stätte der Verehrnng. Ihre beiden Häupter wurden zwar seit 1394 der Menge gezeigt, wir wissen nicht, in welchen Behältnissen; allein jedenfalls fehlte noch für den gesammten Reliquienschatz, der ihren Namen trug, besondere Verwendung. Hemeling entschloß sich, ihm einen Schmuck zu verleiben, wie er stattlicher noch keinem der anderen bremischen Heilthümer zu Theil geworden war, ein kostbares Reliquiar, das die gesammten Gebeine aufnehmen sollte.

Die Motive, die ihn zu dieser Stiftung veranlaßten, werden dieselben gewesen sein, welche ihn zur Errichtung anderer Kunstwerke führten. Er spricht diese selbst in einer Aufzeichnung aus, die von einer seiner Hauptschöpfungen redet. „Auch soll man wissen“, sagt er, „daß damals, als ich, Johann Hemeling, die Bildwerke um den Lector auf dem Chore machen ließ, meine Absicht dahin ging, dieselben zu gebrauchen, um mehr Umzüge in dem Dome zu haben; wir fanden nämlich immer mehr Heilthümer von allen Aposteln vor, seit wir dieselben verrechneten und registrirten, um sie wegen des großen Ablasses, den der Papst verliehen hat, zur Schau auszustellen. Jedoch richtete ich nur drei oder vier neue Umzüge ein; der eine war für Sanct Matthäus, von dem wir ein Fingerglied fanden und für den ich einen goldenen Finger dazu machen ließ, der mit aussteht; . . . . auch von St. Georg haben wir Reliquien, welche mit der Burg ausgestellt werden, einem schönen Heilthume.“

In ähnlicher Weise wird Hemeling des Umzuges und Ablasses halber, das ist wegen der dabei der Domkasse zufliessenden Gelder, jenes Werk unternommen haben, das er unserer städtischen Chronik zufolge im Jahre 1400 begann, zugleich mit einem anderen: mit der Herstellung großer silberner „Tafeln“, d. h. tableauartiger, mit Reliefs geschmückter Hierotheken etwa in Form keiner Flügelaltären. Diese Bildwerke waren von solcher Schönheit, daß sie fast den prachtvollen Reliquienschrein verdunkelten, obwohl derselbe von verhältnißmäßig bedeutender Größe war *). Alle vier Seiten des Kunstwerkes waren mit gleicher Liebe ausgeführt, so daß es nach allen Richtungen hin frei dastehen konnte. Der rechteckige, in Art eines Gebäudes überdachte Holzkasten, nach Außen mit dickem, stark vergoldetem Silberblech überkleidet, glich einem massiven Bauwerke aus edelstem Metall. Die Ausschmückung hielt sich in streng architectonischen Formen. An den vier Ecken zeigten sich vorspringende Pfeilerstellungen mit Fialen und Strebebögen; auf dem First des Daches lief eine reiche, laubartige Kammverzierung hin; die Kanten der Giebel schmückten stark erhabene gothische Blätter; die Längseiten wurden oben und unten durch breite Friese abgeschlossen, in denen abwechselnd größere und

*) Vergl. Bericht über die Sitzung der Abtheilung für bremische Geschichte und Alterthümer vom 22. v. M. auf Seite 31 dieses Blattes.

kleinere, weiße und hellgelbe Glaspasten angebracht waren; die Durchbrechungen des feinen Maßwerks traten durch eine Unterlage von blauem Leder auf das schärfste hervor. Der Raum zwischen jenen Friesen auf der Vorder- und Rückseite, sowie die Flächen der Dachschrägen wurden durch plattliegende Pfeilerstellungen, denen Rundbögen und Thürmchen sich aufsetzten, in je acht nischenartige Felder getheilt, in denen, fast den ganzen Platz ausfüllend, Gestalten von Heiligen in erhabener, frei getriebener Arbeit sich zeigten. Man sah auf jeder der Längsseiten in den beiden mittleren Feldern die Figuren von Cosmas und Damianus, kenntlich durch ihre besondere Kleidung, eigenthümliche Kopftracht und durch ihre Salbbüchsen; höchst interessante Gestalten, die mit besonderer Vorliebe gearbeitet waren und trotz ihrer häufigen Wiederholung etwas höchst Individuelles an sich trugen. Außerdem erschienen auf den Längsflächen des Daches und des unteren Theiles Karl der Große und Willehad, dem Kunstwerk in einfachster Weise den bremischen Character aufprägend, sodann St. Catharina und St. Margaretha, zwei ganz vorzüglich gelungene, auf besondere Vorbilder hinweisende Figuren, ferner die Madonna mit dem Kinde und Petrus, die beiden Johannes, Bartholomäus, St. Michael und eine ganze Reihe bärtiger Gestalten, welche, ein Buch, sowie Stab oder Schwert tragend, Apostel und Märtyrer darstellten, ohne daß Näheres zu erkennen war. Am Vollendetsten waren die Schmalseiten, deren untere Felder, höher als die anderen, in zwei Nischen sich theilten und abermals die Gestalten der beiden heiligen Aerzte hervortreten ließen, während die halbe sehr zart gearbeitete Figur eines Engels mit ausgebreiteten Flügeln und vorgestreckten Armen malerisch schön das gleichseitige Dreieck des Giebels ausfüllte, auf dessen Spitze eine dreiblättrige, stark modellirte Knollenrose emporragte.

Die eine Längsseite des Schreines war zu zwei Thürflügeln benutzt, deren innere Flächen Gemälde zeigten. Auf den beiden Feldern des einen Flügels sah man Kranke liegen, deren Uebel durch widerliche Schlangen dargestellt war; auf der Innenseite des anderen fand man Darstellungen jener Legende, welche erzählt, die heiligen Aerzte wären in ihrer Kirche zu Rom einem Lahmen im Schlafe erschienen, hätten ihm das kranke Bein schmerzlos abgenommen und das heile Glied einer vor Kurzem beerdigten Mohrenleiche angesetzt, sodaß die Lähmung beseitigt gewesen. Gegen die Leistungen der Goldschmiedekunst traten diese Malereien zurück; allein auch sie waren beachtenswerth.

In der That war das Kunstwerk, das Johann Hemeling im Jahre 1400 beginnen ließ, ein höchst werthvoller Schatz der bremischen Cathedrale; es war der kostbarste Schmuck, der den heiligen Cosmas und Damian diesseits der Alpen bisher zu Theil geworden war. Als der Stifter des Schreines 1403 zur Bürgermeisterwürde erhoben wurde, war sein Werk wahrscheinlich schon vollendet, und er mochte glauben, daß er durch dasselbe, wie durch die Tafeln des Chores, seinen Namen für alle Zeiten unvergeßlich gemacht habe.

Das von ihm gestiftete Kunstwerk nahm auch wirklich eine Zeit lang eine hervorragende Stelle in der Domkirche ein. Hemeling selber giebt darüber Aufschluß in seinen Nachrichten über die Beleuchtung der Domkirche. Außer dem großen Leuchter beim Lector, der sieben Arme hatte, sind nach seiner Aufzählung die wichtigsten Lichter die beiden für unsere liebe Frau, die für St. Peter und die für Cosmas und Damianus, welche alle Sonntage brennen. Gemeint sind die Lichter für die Altäre der genannten Heiligen, und die cilizischen Brüder sehen wir den Patronen der Cathedrale, nach denen sie getauft war, völlig gleichgestellt. Dann sagt Hemeling weiter: »Außerdem hängen mitten im Dome drei Lampen; die erste vor St. Cosmas und Damian, welche der Domherr der Bramsteder Obedienz unterhält; die andere St. Peter gegenüber und die dritte dicht daneben. Diese Lampen sollen alle Nacht in der Kirche brennen, und ich habe diese Lichter eingeführt und eingerichtet zur Ehre Gottes, seiner lieben Mutter Maria, St. Peter's und St. Paul's und der heiligen Herrn St. Cosmas und Damian. Zunächst ließ ich für den großen Ablaß die Krone mit einundzwanzig Lampen machen, die mitten im Dome hängt und ließ außerdem in derselben Reihe die drei Lampen aufhängen; da ging in der Mitte die Reihe bis an das Grab (d. h. vom Chore aus bis zum großen erzbischöflichen Sarkophag, der bis zum Jahre 1420 in der Mitte des Hauptschiffes der Kirche sich erhob); diese dreißig Lichter brennen an den Hochfesten: an den vier Gezeiten, am Liebfrauentage, zu St. Victor, Himmelfahrt, Frohnleichnam, Peter und Paul, Domweihe, Cosmas und Damian, Michaelis, Wilchad, Allerheiligen, Neujahr und heilige drei Könige.«

Aus jener Angabe können wir entnehmen, daß der Altar der aegeatischen Brüder in der Mitte des Domes, zwischen dem Ostchore und dem großen Erzbischofsmausoleum sich befand, und es unterliegt wohl keinem Zweifel daß auf ihm der Reliquienschrein Johann Hemeling's sich erhob, welcher auch dadurch ausgezeichnet war, daß ihm dargebrachte Opfer und Almosen mit dem großen Ablasse belohnt wurden, der sonst nur für die dem Baufond der Kirche oder den Tafeln auf dem Chore bestimmten Gaben verliehen ward.

Indessen blieb das silberne Reliquiar nicht die einzige künstlerische Verherrlichung der arabischen Aerzte; neben dem Ostchore, wohl an dessen Südmauer, in welcher an hernach durch Inschriften bezeichneten Stellen die Gebeine derselben gefunden waren, befand sich eine ihrem Dienste besonders geweihte Kapelle, vielleicht die neue Kapelle unter der Tresekammer, die Hemeling herrichten ließ. Sie war durch zwei Standbilder der Heiligen geziert und durch ein $6\frac{1}{2}$ Fuß langes und $3\frac{1}{2}$ Fuß hohes Steinrelief, welches in zwei Spitzbogenfelder getheilt war, deren Umrahmung durch zierliche gothische Blumen geschmückt wurde. Auf den Darstellungen der Felder zeigten sich die beiden Aerzte, die Häupter von schlichtem Nimbus umgeben; dort als Wohlthäter der Thierwelt, ein Kameel verbindend, hier als Helfer der Kranken in der durch die vorhin erwähnte Legende bezeichneten Thätigkeit; auf beiden Feldern in eigenthümlicher Tracht, die an das Costüm der italienischen Aerzte erinnerte. Dies Bildhauerwerk, in Hemeling's Zeit entstanden, fand wohl über einer Thüröffnung oder über einer Nische seinen Platz.

Wie lange an jener Stätte und in der Mitte der Kirche die besondere Verehrung der Heiligen fortdauerte, wissen wir nicht; uns fehlen weitere Zeugnisse über dieselbe aus dem fünfzehnten Jahrhundert; allein die hervorgehobenen Arbeiten der bildenden Kunst wiesen noch lange auf ihren Kultus hin.

Es ist von Interesse, diesen Kunstwerken die zu gleicher Zeit entstandenen und in der Folge hervortretenden Schöpfungen italienischer Kunst gegenüber zu stellen, die ebenfalls auf Cosmas und Damianus sich beziehen.

Seit den Tagen Giovanni's von Medici werden die beiden cilizischen Märtyrer, als die Schutzpatrone der mediceäischen Familie, schnell populär, und so finden sich ihre Gestalten beinahe in allen Kirchen von Florenz, wie auf sehr vielen Gemälden der Galerie der Uffizi, leicht kenntlich an der ihren Stand kennzeichnenden Tracht, an ihren Salbbüchsen und Pincetten, an ihren meist portrait-ähnlichen, die Spuren ernster Studien ausdrückenden Gesichtszügen.

Einzelne dieser Werke mögen hier Erwähnung finden. Zu den hervorragendsten Gemälden von Cosmas und Damian ge-

hört ein Werk des Lorenzo di Bicci, welches Giovanni von Medici im Jahre 1418 für den Dom von Florenz malen ließ, in dem es bis 1844 zu sehen war, jetzt auf der Galerie; der letzte Florentiner von Ghiotto's Richtung hat auf diesem Bilde die lebensgroßen Gestalten der Heiligen in der Art Fiesole's, seines großen Zeitgenossen, darzustellen gesucht; es zeigt sich hier mehr, als eine Wiederholung der Ghiotto'schen Typen; selbständig entworfen, trägt das große Tafelbild, das in einzelnen Theilen auffallend an die bremischen Kunstwerke erinnert, den Character freier Originalconception; neben einander stehen die Brüder, wie im Gespräch wandelnd; beide halten gleiche Geräthe, Salbkästchen und Zänglein; beide tragen weite tief herabwallende Gewänder, anschliessende Fußbekleidung, im Nacken herunterfallende Kopfstücher; sie erscheinen ganz in der Tracht der florentinischen Aerzte jener Zeit und auch in der Farbe der medicinischen Facultät, in Roth.

Zwanzig Jahre nach diesem größesten Gemälde, das unmittelbar den beiden heiligen Aerzten gewidmet ist, entstanden andere Bilder in Florenz, die von eigener Schönheit sind. 1439 gab nämlich Cosmos di Medici, der seinen Vornamen mit dem einen der beiden Aegeaten in Verbindung brachte, an Fra Angelico di Fiesole den Auftrag, das große Altarbild zu malen, welches er der St. Marcuskirche in Florenz zu widmen gedachte, dem Gotteshause jenes Dominikanerklosters, in dem der Künstler seine hehren Werke schuf. Der Meister vergaß auf jenem Bilde, einem der schönsten Werke seiner Hand, die Schutzpatrone seines Gönners nicht. In neun Miniaturen stellte er die Legende unserer Heiligen dar; sie gehören zu seinen reizendsten Gemälden dieser Art. Drei von ihnen bewahrt jetzt die Münchener Pinakothek; sie bildeten ehemals wohl die Predella des Altars. Das Mittelbild zeigt die äußerst tief und poetisch empfundene Pieta, die beiden anderen die Wunder, die für unsere Heiligen bei den Tödtungsversuchen geschehen sein sollen.

Es ist unmöglich, alle die Werke zu erwähnen, die nun in der nächsten Zeit, von toscanischen Malern geschaffen, die heiligen Aerzte darstellen. Aus ihrer großen Zahl verdienen indessen einige Hervorhebung, so ein Votivgemälde des Matteo di Siena, das neben St. Georg und Sebastian unsere Märtyrer vor der Madonna knieend zeigt; schöner und edler ist ein Bild von Dominico Ghirlandajo, auf dem neben der Maria an der einen Seite Johannes der Täufer, an der anderen die beiden Aerzte stehen, dort der Schutzheilige der Stadt Florenz, hier die Patrone ihres mächtigsten Geschlechtes. Zu den besten Werken des Francesco di Pesello zählen die auf Cosmas und Damian bezüglichen Gemälde, besonders die beiden kleinen Bilder, welche das erwähnte Wunder der Beinansetzung und das Martyrium darstellen, beide in der florentinischen Academie.

Auch die spätere Zeit vergaß unsere Heiligen nicht, die wegen ihrer characteristischen Tracht für die Gruppirung sehr verwendbar waren. Aus Tizian's Jugendperiode stammt die Darstellung der beiden Märtyrer, welche wir in der Sacristei der St. Maria della Salute zu Venedig finden, ein Gedenkbild der 1512 in dieser Stadt grassirenden Epidemie, auf welchem die Brüder neben Rochus und Sebastian vor dem Throne des Marcus stehen, ein kunstgeschichtlich äußerst interessantes Bildwerk. Auch auf einem Gemälde von Tintoretto, das die Academie in Venedig bewahrt erscheinen unsere Heilige neben den Schutzpatronen Venedigs St. Georg, St. Markus und St. Catharina. Sodann ist noch ein prachtvolles Werk zu nennen, das in den Uffizi sich findet und die Heiligen vor dem Throne der Madonna neben Maria Magdalena, St. Catharina, Johannes dem Täufer und St. Franciscus zeigte, die Arbeit eines unbekannten Meisters jener Zeit.

Endlich finden wir die Figuren der beiden Aegeaten auch in der berühmten florentinischen Gruft der Mediceër. Zu beiden Seiten der Madonna, die in ihrer Kapelle zu St. Lorenzo thront, erheben sich die Gestalten derselben; hingerissen von der Großartigkeit der übrigen Kunstwerke dieses Raumes, faßt der Beschauer sie selten ins Auge, zumal ihnen jedes Attribut und jeder besondere Charakterzug fehlt, und doch sind sie von Michel Angelo's Hand. —

Kehren wir von den Schätzen Italiens wieder zu unserem nordischen Dome zurück. Sie haben uns ins sechszehnte Jahrhundert geführt, in die Zeit, die für die erzbischöfliche Cathedrale Bremens besonders stürmisch, für die Verehrung ihrer Heiligen verhängnißvoll und entscheidend war.

Das Andenken von Cosmas und Damianus lebte freilich bei Beginn jenes Jahrhunderts noch fort; ihr Schrein war während der Regierung des Erzbischofs Heinrich von Schwarzburg nicht mit so vielen anderen Schätzen der Kirche nach Münster gewandert; das 1511 erscheinende erzbischöfliche Missale erwähnte noch besonders der Gesänge, die an ihrem Namenstage ihnen dargebracht werden sollten: allein die Reformation brach herein. Am 24. März 1532 wurden die Domherren und Vicarien mit Gewalt vom Chore der Peterskirche vertrieben; dann blieb diese fünfzehn Jahre lang geschlossen; es kam die Hardenbergische Zeit, und nachdem vierzehn Jahre lang protestantischer Gottesdienst im Dome gehalten war, wurde er aufs Neue verschlossen und blieb unbenutzt bis zum 23. Sept. 1638.

Bei seiner Wiederöffnung fand sich nur wenig von seinen früheren Schätzen unversehrt noch vor; aber die Kunstwerke, die dem Gedächtnisse von Cosmas und Damian gewidmet waren, hatte die bilderstürmerische Zeit verschont, und dem werthvollsten unter ihnen war noch eine neue Glorie im fernen Süden Deutschlands vorbehalten.

Literatur und Kunst.

* Eine der interessantesten Nummern von Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften ist das soeben ausgegebene Heft für Februar, welches mit der Fortsetzung der gemüthvollen Hoefer'schen Erzählung „Dörnröschen“ beginnt, und darauf die biographische Charakteristik des Historikers „Schlosser“ nebst dessen Porträt bringt. Dieser letztere, von W. Hoffner geschriebene Aufsatz reiht sich an einige vorhergehende Biographien deutscher Geschichtsforscher und ist in der Gediegenheit und Klarheit der Arbeit ausgezeichnet. Von M. Carriere schließt sich ein Artikel über „Platon's Gastmahl“ an. Dann folgt eine Biographie des verstorbenen russischen Staatsraths und Meteorologen „A. Th. von Kupffer.“ Ein interessanter astronomischer Aufsatz von dem Freiburger Astronomen Joh. Müller, Arbeiten über „die alten Bauwerke am Nil“, über „Spanische Nationaltänze“ — die beiden letzten Artikel mit sehr schönen Abbildungen — über „Torfverkohlung“, über „Die Torpedos“, eine Mittheilung über den „Ursprung der Lessing'schen Fabel von den drei Ringen im Nathan“ und viele kleine und größere literarische und naturhistorische Notizen vervollständigen dieses in jeder Hinsicht sehr beachtenswerthe Heft des Westermann'schen Unternehmens.

* Die bekannte im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende Zeitschrift: „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon“, herausgegeben von Rudolf Gottschall, hat sich in ihrer Neuen Folge einer wachsenden Theilnahme zu erfreuen. Die Verlagshandlung sieht sich dadurch veranlaßt, statt eines Heftes monatlich zwei von 5 Bogen erscheinen zu lassen: eine Raumverdoppelung, durch welche die Möglichkeit geboten wird, ohne die Gründlichkeit und Gediegenheit der Artikel zu opfern, doch den reichlich zuströmenden Stoff der Zeitgeschichte rascher zu bewältigen und durch eine größere Mannichfaltigkeit eine willkommene Abwechselung zu gewähren. Uns liegt das letzte Heft des Jahrgangs 1865 und gleichzeitig das erste

des neuen Jahrgangs 1866 vor. In jenem kommt die Schilderung des Secessionskampes in der nordamerikanischen Union, eine Darstellung, deren Gediegenheit und Unparteilichkeit allgemeine Anerkennung auch in ausländischen Blättern gefunden hat, zum Abschluß. John Stuart Mill wird als Philosoph und Nationalökonom von kundiger Feder geschildert. Karl Ruß giebt, an die letzte berliner Ausstellung anknüpfend, eine Entwickelungsgeschichte der Photographie, während ein kleiner Essay „Goethe und Leipzig“ aus dem Werke des Freiherrn von Biedermann, welches dies Thema behandelt, die literargeschichtliche Quintessenz zieht. In dem Nekrolog des Dr. Heinrich Barth, den das Feuilleton mittheilt, finden sich interessante autobiographische Bekenntnisse des berühmten Reisenden. Das erste Heft des zweiten Jahrgangs der Neuen Folge enthält zwei glänzend geschriebene Artikel über Lord Palmerston und Friedrich Hebbel, letzterer von dem Herausgeber verfaßt. Wilhelm Hamm behandelt die wichtige Frage von der Desinfection der Städte in einem ersten Artikel in gründlicher und praktischer Weise, während der kurze Lebensabriß des Bildschnitzers Johann Rint zu Linz die Intentionen der Redaction anzeigt, auch die bildende Kunst mehr als früher zu berücksichtigen. Durch die Verdoppelung des Umfangs war die Zeitschrift in den Stand gesetzt, ihr Feuilleton zu erweitern. Das erste Heft enthält unter der an die Stelle des bisherigen Feuilleton getretenen Rubrik „Chronik der Gegenwart“ eine literarische und eine technologische Revue, von denen die erstere zunächst die Lyrik der jüngsten Zeit, die zweite alle neuen Erscheinungen auf den technischen Gebieten ins Auge faßt. Beide Revuen geben eine willkommene Uebersicht in zusammenhängender und eleganter Darstellung. Wir zweifeln nicht, daß das Publikum die verdoppelten Anstrengungen der Verlagsbuchhandlung und der Redaction auch durch verdoppelte Theilnahme belohnen wird.

— Die angekündigten neuen Dichtungen von Sir Edward Bulwer Lytton; „The Lost Tales of Miletus“, sind bei Murray in London erschienen. Der Verfasser sucht in diesen Erzählungen, indem er sich an die wenigen aus dem Alterthum erhaltenen Fragmente der sogenannten Milesischen Märchen, und das was da und dort über sie verzeichnet steht, anlehnt, in deren Geist sich hineinzudenken, und hat zu seiner Bearbeitung einige minder bekannte griechische Sagen ausgewählt, dabei selbstverständlich den in geschlechtlicher Beziehung anstößigen Ton vermeidend wegen dessen die verloren gegangenen Erzählungen des Milesiers Aristides (daher der Name für die Gattung) selbst im Alterthum berüchtigt waren. Bulwers Erzählungen heißen: „The Secret Way“, „The Oread's Son“, „Omarles the Scythian and Zariades (Zariadres) the Mede“ (die schönste der Erzählungen), „The Fate of Calchas“, „Cydippe, or the Apple“, „The Wife of Miletus.“ Eine Neuerung Bulwers ist daß, während die milesischen Märchen des Alterthums alle oder die meisten in Prosa geschrieben waren, die seinigen in Versen gehalten sind, aber in einer neuen Art von vierzeiligen Strophen reimloser Verse verschiedener Länge, wovon folgendes ein Beispiel:

Not more Aurora, stealing into heaven,
Conceals the mystic treasures of the deep
Whence with chaste blush she comes,
Than virgin bosoms guard their earliest secret.

Das Athenäum scheint mit diesem rhythmischen Versuch nicht recht zufrieden zu sein, während es an dem Buche selbst Bulwers „versatilen Genius“ von neuem bewundert.

— Aegyptens Zustände sind ganz vortrefflich geschildert in den Briefen von Lady Gordon (Lettres from Egypt 1863—65). Diese Dame hatte ihrer Gesundheit wegen einen mehrjährigen Aufenthalt in Theben genommen; dort in innigen Verkehr mit den Behörden und mit den Fellahs, den Unterthanen, tretend, wurde sie mit allen Details der Verwaltung wie des häuslichen Lebens und der intellectuellen Kräfte der Bevölkerung bekannt. Die Fellahs treten uns in ihren Briefen, die in jeder Zeile den Eindruck unparteiischen Berichtes machen, als eine Race voll von guten Eigenschaften entgegen; ihre Kräfte schlummern aber, da sie von den rohen Beamten nicht geweckt werden, während zugleich auch die Fremden nur mit Hohn auf sie herabblicken.

— In Bezug auf die illustrirte belletristische Presse war Italien bis jetzt im Vergleich mit Deutschland, England und Frankreich einigermaßen zurückgeblieben. Diesem Mangel sucht nun der bei Sonzogno in Mailand erscheinende „Tesoro delle famiglie“ abzuhelfen, von welchem jetzt die zweite Nummer vorliegt, die an eleganten Illustrationen und theilweise trefflichem Text sich sehr vortheilhaft präsentirt. In demselben Verlag erscheint jetzt auch eine italienische Modezeitung, „La Novità“, welche sich die Pariser „Mode illustrée“ zum Vorbild nimmt.

— Der bewährte Kupferstecher Burger hat nun den Stich des vielbesprochenen und gerühmten Gemäldes von Genelli „Europa von Zeus entführt“, in der von Schack'schen Gemäldesammlung, mit gewohnter Meisterschaft vollendet. Das herrliche Blatt, in Auffassung wie Wiedergabe dem Original vollends entsprechend, wurde von dem Dresdener Kunstverein als Jahresgeschenk für seine Mitglieder acquirirt — gewiß eine treffliche Gabe, die den kunstgebildeten Theilnehmern von großem Werth sein muß, und ohne Zweifel wird der Eindruck einer so geistvollen Conception mythologischen Stoffs, den ja doch jedweder in den Gymnasien Gebildete in der Erinnerung haben muß, unauslöschlich sein.

— Als literarisches Curiosum sei erwähnt daß Professor Majoni in Turin ein Lehrgedicht über die Hebammenkunde („La Ostetriccide“) geschrieben hat. Herr Majoni besitzt aber nicht die Begabung Virgils.

— Nachdem die Stelle eines ersten Vorstands des Germanischen Museums nach Niederlegung derselben durch den Geheimrath Michelsen gegen ein und ein halbes Jahr erledigt gewesen, ist dieselbe nunmehr durch Wahl des Verwaltungsausschusses wieder besetzt worden. Der Erwählte ist Herr August Essenwein, ein geborner Karlsruher, zur Zeit Professor an der technischen Schule zu Gratz, und es besteht nach den gepflogenen Verhandlungen kein Zweifel daß derselbe die auf ihn gefallene Wahl annehmen wird. Nach den Antecedentien des neuen Vorstands der nationalen Anstalt ist man zur Hoffnung berechtigt daß er zur Entwicklung derselben tüchtig zu wirken Fähigkeiten in reichem Maaß besitzt, da er als einer der tüchtigsten Kunsthistoriker unsrer Zeit bekannt ist und es ihm auch an geschäftlicher Routine nicht mangelt.

— Wie die D. Allg. Ztg. meldet, ist die berliner Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot mit sämmtlichen Vorräthen und Verlagsrechten von dem leipziger Buchhändler Geibel käuflich erworben worden und geht somit nach Leipzig über. Zum Verlage derselben gehören außer einer großen Anzahl von Lehr- und Schulbüchern die Werke von Hegel, Michelet, Ranke, Beitzke, Duncker, Arnd und die allbekannte Becker'sche Weltgeschichte.

— Unter Leitung des durch seine Verdienste um die sicilischen Alterthümer rühmlichst bekannten Cavallari werden die Ausgrabungen in Selinunt demnächst wieder begonnen werden. In der alten Phönicierstadt Solunt bei Palermo hat man drei alte Straßen, darunter wahrscheinlich die alte Hauptstraße, aufgefunden. Die kürzlich in Solunt ausgegrabenen Gläser, zum Theil mit Verzierungen und griechischen Inschriften versehen, befinden sich in dem Museum von Palermo, das bald durch eine reiche etruskische Sammlung, in Siena für 38,000 Fr. gekauft, und durch eine für 12,000 Fr. in Messina erstandene Sammlung von Vasen aus Terranova, dem alten Gela, bereichert werden wird. Der oben genannte Herr Cavallari, jetzt Director der Ausgrabungen in Sicilien, ist bekanntlich der Ausarbeiter des Serradifalco'schen Werkes über die Alterthümer Siciliens, auf welches er acht Jahre verwendet hat. Auch gehört er zu den Mitarbeitern an dem Werke des Barons v. Waltershausen über den Aetna.

— Herr Salomon Strauß ist am 25. Januar in Frankfurt gestorben. Er war der Gatte von Madame Wohl, der Busenfreundin Ludwig Börne's über welche Heinrich Heine, wie er selbst sagte, „in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provocation sich einige Anzüglichkeiten“ erlaubte, die der Dichter noch dazu in seinem famosen Buch über Ludwig Börne hat drucken lassen. In Folge dieser ehrenrührigen Verleumdung wurde der Dichter von dem Gatten der Madame Wohl gefordert, und büßte seine „Anzüglichen“ durch einen Streifschuß an der rechten Hüfte. Der Brief, in welchem Heine der verleumdeten Madame Strauß eine Ehrenerklärung giebt, ist an Hrn. Dr. Wertheim gerichtet, der ihn Strauß zu beliebigem Gebrauche überschickte; dieser ließ den Brief in der Allg. Ztg. abdrucken. Der Verstorbene war Besitzer einer Marmorbüste Börne's von dem französischen Bildhauer David, welche er der Stadt-Bibliothek testamentarisch überlassen hatte. Dieselbe ist bereits in dem Atrium der Bibliothek aufgestellt worden.

— Am 13. Januar starb zu Washington in Folge eines unglücklichen Sturzes Reinhold Solger. Derselbe war in Stettin 1820 geboren und hatte seine Bildung in Halle und Greifswald erworben. Von Paris, wo er sich jung verheirathet hatte, ging er 1848 nach Berlin, wo er in der demokratischen Partei sehr thätig war. Nach Frankfurt übergesiedelt, nahm er am badischen Aufstande Theil, ging dann nach der Schweiz und nach England und kam schließlich 1853 nach America. Unter seinen Schriften ist „Anton in America“ (eine Fortsetzung von Freitags „Soll und Haben“) erwähnenswerth. Auf einem Spazierritt stürzte er vom Pferde und erlitt eine Gehirnerschütterung, die ihn auf's Krankenlager fesselte, bis ein Schlaganfall sein Leben abschloß.

— Der als Verfasser des Künstler-Lexikons und des Werkes „Die Monogrammisten“ in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte Dr. Gg. Nagler ist am 20. Januar in München gestorben.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ⅌
Expedition
Obernstraße Nr. 25.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 8. Bremen, 25. Februar 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Pompeji, von Johannes Overbeck.

2. Auflage. Band I. Leipzig 1866.

* Eine der segensreichen Folgen der bereits von der Geschichte und der Wissenschaft, wenn auch noch nicht überall von der Politik der Cabinete anerkannten Neugestaltung Italiens ist auch die, daß das von der Dynastie der Bourbonen lange vernachlässigte Pompeji angefangen hat, eine veränderte Gestalt anzunehmen. Die neu eingesetzte Direction der Ausgrabungen, an deren Spitze kein Besserer treten konnte, als der gründlichste Alterthumskenner Neapels, Joseph Fiorelli, ließ es sich gleich beim Beginn ihrer Verwaltung angelegen sein, die ganz darniederliegenden oder oft Jahre lang unterbrochenen Arbeiten nicht etwa systemlos wieder aufzunehmen, sondern nach der dem Namen nach bereits 1852 bestehenden Methode zu verfahren. Diese Methode besteht darin, daß die Ausgrabungen der bekanntlich kaum mehr als 20 Fuß unter dem umliegenden Aschen- und Lavaboden verschütteten Stadt zwar an mehreren Stellen zugleich geschehen, aber von der Oberfläche aus stets in horizontaler Richtung und horizontalen Schichten, so daß also Alles, worauf der Spaten des grabenden stößt, seine Unterlage und Unterstützung behält, bis zu seiner Erhaltung oder Erneuerung die nöthigen Vorkehrungen getroffen sind. Wie ganz anders als in früheren Zeiten, wo in der That ohne System, oft sogar ohne alle Ueberwachung, von oben senkrecht in die Tiefe gegraben wurde und der Spaten des Grabenden oft Dinge zerstieß, die, sobald sie bloß gelegt waren, sich als durch die Ausgrabungen völlig zerstört herausstellten. Freilich geht das jetzige conservative Verfahren langsamer von Statten, als jenes destructive, aber es geht doch rasch genug, um die lebende Generation nach einigen Decennien auf die gänzliche Aufdeckung der noch etwa zu zwei Drittheilen verschütteten Stadt hoffen zu lassen.

Dieser vernünftigen Ausgrabungsmethode verdanken wir bereits nicht allein eine Reihe von hübschen culturlich interessanten Entdeckungen und artistischen Funden, von denen aber nicht immer eine Kunde zu uns herübertönt, sondern auch eine Reihe von literarischen und artistischen Leistungen, deren bedeutendste, das detaillirte Tagebuch über die Ausgrabungen von Pompeji, sowie das lithographische Prachtwerk wir vor Kurzem das Glück hatten, in unsere Stadtbibliothek einwandern zu sehen. Eine nicht minder schätzenswerthe, rein deutsche Folge und Frucht der in der Geschichte der Ausgrabung Pompeji's begonnenen neuen Aera ist die überschriftlich genannte zweite Auflage des zuerst vor 10 Jahren erschienenen Buches von dem bekannten Archäologen Professor Overbeck in Leipzig, der es sowohl durch eben dieses Werk, als auch durch seine wissenschaftlich allerdings höher stehende „Geschichte der griechischen Plastik“ bewiesen hat, wie sehr er es versteht, die Resultate wissenschaftlicher Forschungen und Untersuchungen dem gebildeten Kunstfreunde in ansprechendem, wenn auch hin und wieder zu individuell gefärbtem Gewande vorzulegen. Weniger dieser individuellen Färbung, als der Klarheit und Ausführlichkeit der Beschreibungen, noch mehr aber den sauberen und eleganten Holzschnitten, die alles Anzuschauende anschaulich machen, hatte die erste Auflage ihre verhältnißmäßig rasche, selbst die Erwartungen des Verfassers übersteigende Verbreitung zu verdanken. Sie wanderte binnen zehn Jahren in die Hände aller Kunstfreunde, obwohl sie bekanntlich — wie Karl Andre's Nordamerika — durchaus nicht auf Autopsie beruhte. Diesem vom Verfasser nicht verschwiegenen Uebelstande hat die neue Auflage in einer Weise abgeholfen, daß man, obwohl die Grundlage des Ganzen und die Anordnung des Einzelnen beibehalten werden konnte, doch fast auf jeder Seite sieht, wie sehr dem Verfasser die durch seinen zweimaligen Aufenthalt in Neapel und Pompeji vergönnte eigene Anschauung selbst des Kleinsten und Unbedeutendsten zu Gute gekommen ist. Da gab es bald hier, bald dort etwas zu berichtigen, zu ergänzen und fortzusetzen, klarer zu beschreiben oder besser abzubilden, als es früher geschehen war; da gab es aber auch manche Bestätigung früherer Vermuthungen, manche Erfüllung früher ausgesprochener Hoffnungen. So liegt das Buch jetzt in seiner ersten (größeren) Hälfte, welche die allgemeine Lage der Stadt und ihre Schicksale, die öffentlichen Gebäude und ihre Wohnhäuser enthält, in splendiden, bereits durch 200 Illustrationen geschmückten Ausstattung vor uns. In wenigen Monaten wird auch die zweite Hälfte folgen, die den artistischen Theil umfassen wird.

Es ist wohl zu rechtfertigen, daß der Verfasser in unserer vorliegenden ersten Hälfte mit besonderer Vorliebe grade bei dem verweilt, worüber wir durch die Wiederauffindung Pompeji's nicht nur besser und gründlicher als durch die schriftlichen Zeugnisse der Alten, sondern sogar einzig und allein klar belehrt worden sind, nämlich bei den Straßen der Stadt und ihren Einrichtungen, mehr aber noch bei den Wohnhäusern. Hätten wir Pompeji nicht, so wäre uns bis auf diesen Tag manches Wort des Vitruv über die Bauart und Einrichtung der Häuser und das damit zusammenhangende Privat- und Familienleben unklar und unverständlich geblieben. Jetzt aber wissen wir, wie sich der Römer in seinem Hause bewegte, was er in jedem einzelnen Zimmer vornahm, wie und wo er arbeitete und ruhte. Freilich wissen wir es nicht aus jedem der vier Jahrhunderte, welche Pompeji überhaupt bestanden hat, sondern nur aus dem beschränkten Zeitraum vom Jahre 63 n. Chr., als die Stadt zum ersten Male von einem furchbaren Erdbeben heimgesucht wurde, bis zum J. 79, als die zweite, noch größere Catastrophe hereinbrach, die, wenn es erlaubt ist das zu sagen, für die Wissenschaft ein Glück geworden ist, weil wir ohne sie keine wirklich antike Stadt vor uns hätten, keine Wanderung durch ihre Straßen, Häuser und Zimmer vornehmen und uns keine Vorstellung von unzähligen Werken der Kunst und des Gewerbfleißes im Alterthum machen könnten. In der That tragen fast alle Gebäude Pompeji's, soweit sie bis jetzt wieder aufgegraben sind, deutliche Spuren fast einer und derselben Entstehungszeit an sich, nämlich dieses ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Daß nämlich die durch das erste Erdbeben verursachte Zerstörung bedeutend gewesen und sich durch die ganze Stadt verbreitet haben muß, das beweis't einestheils der Stil ihrer Monumentalbauten, anderestheils die Nachricht, daß man von Rom die Erlaubniß zum Wiederaufbau der Stadt einholte und diese Gelegenheit ergriff, um Aenderungen im Gesammtplane und eine durchgreifende Verjüngung fast sämmtlicher Bauten vorzunehmen. Daher die fast durchgängige Einheit des Baustils selbst der Privatgebäude, daher der einheitliche Typus einer ächt-römischen Municipalstadt; daher aber auch der offenbar noch unvollendete Zustand, in welchem sich einige der größeren Monumentalbauten an dem denkwürdigen Tage der Catastrophe, am 24. August des J. 79, befunden haben müßten.

Um uns also zum klaren Verständniß der, wie bei unseren Häusern, so auch bei denen Pompeji's, mannichfaltigen Variationen im Plane und in der Anlage der Privathäuser zu führen, stellt der Verf. zunächst das Bild eines Normalhauses auf, d. h. eines solchen, welches abgesehen von allen localen und persönlichen Erfordernissen und Zusätzen, in seiner ganzen Anlage diejenigen Räumlichkeiten bietet, die einem römischen Hause durchweg charakteristisch und eigenthümlich sind. Der erste Blick auf den Grundplan eines solchen Normalhauses zeigt uns, wie diametral verschieden er von dem der modernen Häuser selbst unserer kleineren Städte ist. Dort in Pompeji dehnt sich bei bekanntlich geringer Höhenausdehnung der Grundplan in behaglicher Länge und Breite vor uns aus, und bietet eine Menge von Räumlichkeiten, deren unser nordisches, modernes Leben gar nicht bedarf; bei uns beschräukt er sich auf wenige Räumlichkeiten, deren wirkliche Flächenausdehnung aber der der Gesammtzahl der kleinen Zimmer und Cabinette der Alten oft gleichkommt. Aber nicht in diesem Grundplane, nicht in der Zahl und den Dimensionen der Räumlichkeiten besteht der wesentliche Unterschied zwischen dem altrömischen und dem modernen Wohnhause, sondern darin, daß grade so, wie der antike Tempel im Gegensatz zur christlichen Kirche wesentlich ein Außenbau ist, eben so umgekehrt das antike Haus im Gegensatz zu dem unsrigen wesentlich ein Innenbau ist. Das moderne Haus schaut mit einer oft reich entwickelten, durch viele Fenster belebten Façade auf die Straße, beherrscht dieselbe, und will von ihr gesehen sein. Das antike Haus dagegen nimmt auf die Straße nicht die mindeste Rücksicht und bietet ihr nichts als meistens fensterlose, nur durch einen Eingang unterbrochene Mauern; es wendet sich vielmehr in seiner ganzen Anlage nach innen und gruppirt sich um einen oder zwei innere Höfe, die den umliegenden Zimmern Eingang und Licht zukommen lassen.

Um dies möglichst deutlich, so weit es sich ohne Anschauung eines Grundrisses thun läßt, zu erkennen, machen wir eine kurze Wanderung durch die Haupträume des Hauses des Pansa, das unter den bis jetzt bekannten pompejanischen Häusern die charakteristischen Räumlichkeiten am vollständigsten enthält und zugleich eins der ausgedehntesten ist. An vier Straßen grenzend, umfaßt es nämlich im Erdgeschoß etwa 60 verschiedene Räume, und um diese Zahl von Zimmern, Cabineten, Gängen u. s. w. anzulegen, dazu brauchte der Baumeister nur ein Areal von etwa 100 Fuß Fronte und 200 Fuß Tiefe. Wir betreten es von der Strada delle Terme, wo es, wie noch andere Häuser der Stadt, uns auf der Schwelle der Hausthür mit dem Worte Salve! begrüßt. Wir durchwandern das schmale Vestibul und den eben so schmalen inneren Hausflur und stehen sofort im Atrium, dem charakteristischem Theile des Hauses, der einen viereckigen, theilweise bedachten Hof bildet, an dessen beiden Seiten rechts und links je drei Schlafzimmer und die beiden großen Flügel liegen, die mit prächtigem Mosaikfußboden ausgestattet, wahrscheinlich die Empfangs- und Audienzräume für den Hausherrn waren. Den Abschluß der um das Atrium liegenden Räume bildet nach hinten in der Mitte der Ahnensaal, den sich links das Wohnzimmer des Hausherrn, rechts der Winterspeisesaal und ein schmaler Gang anschließt, durch welchen man in den zweiten inneren Hof, den Porticus, gelangt, der, einer der größten in Pompeji, hier in seiner mittleren säulenumgebenen Oeffnung einen kleinen Garten mit Wasserbassin und Springbrunnen bildet. Um diesen Porticus gruppiren sich zwei offene Zimmer mit Ruhebänken, auf die man beim Lustwandeln im Porticus sich niederließ, drei Schlafzimmer und rechts ein Speisezimmer nebst Vorrathskammer, an welche auf dieser Seite mehrere der Verkaufsläden grenzen, mit denen fast das ganze Haus umgeben ist. Im Hintergrunde des Porticus liegt der Hauptsaal des Hauses, der, obwohl der bei weitem größte Raum dieses größten aller Häuser der Stadt, doch nur $25\frac{1}{2}$ Fuß Länge bei 17 Fuß Breite mißt. Rechts und links von diesem liegen noch mehrere andere Räumlichkeiten, unter denen sich wenigstens die Küche nebst der Speisekammer und die Wagenremise, die ihren Ausgang nach einer Seitengasse hat, noch erkennen lassen. Endlich führt uns ein schmaler Corridor, der sich neben jenem Hauptsaale hinzieht, in den schmalen, die ganze Breite des Hauses einnehmenden Säulengang und durch diesen in einen großen Garten, dessen Beete es verrathen, daß er vorzugsweise zum Gemüsebedarf des Hauses diente. Daß auch, was allerdings nicht bei allen Häusern Pompeji's der Fall ist, ein oberes Geschoß vorhanden war, beweis't der an einigen Stellen noch vorhandene Fußboden desselben, auf dem man viele Gegenstände fand, die auf Schlafzimmer der weiblichen Angehörigen schließen lassen. Nicht minder klar ist fast überall die Bestimmung jedes der vielen Läden, die das Erdgeschoß umgeben; da fand man Ladentische mit Farben für die Wandgemälde, eine Töpferwerkstatt, eine Mühle und eine Bäckerei mit einem Bilde an der Wand, das die bekannte Unterschrift trägt: **Hic habitat felicitas**, freilich ein schneidender Contrast gegen die im

benachbarten Zimmer gefundenen Gerippe von vier weiblichen Körpern, die noch goldene Ohr- und Fingerringe mit geschnittenen Steinen trugen.

Das ist die Einrichtung eines der größten Häuser in Pompeji, das zwar in jeder Beziehung von dem mannichfaltigen Comfort und den vielfachen Bedürfnissen seines wohlhabenden Bewohners zeugt, uns aber an eigentlichen Kunstwerken weniger geliefert hat, als manches andere, minder große Haus, z. B. das des tragischen Dichters und das des Fauns, das uns die große Mosaik der Alexanderschlacht aufbewahrt hatte. Alle diese bewegliche und unbewegliche Kunstausbeute der jetzt ihrer gänzlichen Aufgrabung langsam, aber sicher entgegengehenden Stadt wird den Inhalt der zweiten Hälfte unseres interessanten Overbeck'schen Werkes bilden.

---

* Gedichte.

Von H. Düntzer.

1. Graf Bruno.

Es liegt in seinem Schlosse
Auf hohem Felsgestein
Graf Bruno; sein Genosse
Ist bittre Herzenspein.

Gesandt hat er die Knechte
Hinab ins tiefe Thal;
Ihn trennt vom Raubgefechte
Des Alters arge Qual.

„So soll ich einsam sterben,
Fern von des Kampfes Glut!
Die Kraft brach mir zu Scherben;
Umsonst der alte Muth!

„Ha, Tod, du willst mir nahen!
Weg, Kinderfurcht, von mir!
Als Mann will ich empfahen
Auch deine grimme Gier.

„Was will dies bange Beben,
Des Herzens grause Noth?
War Frevel auch mein Leben,
Das alles löscht der Tod.

„Nur eitle Schreckensworte
Sind Gott und Ewigkeit:
Die dunkle Todespforte
Verschließet alle Zeit.

„Wir sterben gleich dem Wurme,
Der in die Erde kriecht;
Auf seinem stolzen Thurme
Umsonst der Fürst sich wiegt.

„Auch er wird einst zu Staube,
Vom Wurm noch überlebt,
Und keine Friedenstaube
Sich aus der Asche hebt.

„Gäb' es ein Leben droben,
Wie würden wir den Herrn
In stiller Andacht loben,
Vom Erdgetümmel fern!"

Und aus des Auges Kreise
Sich eine Thräne ringt,
Auf der die Seele leise
Zur Ewigkeit sich schwingt.

Es liegt in seinem Schlosse
Graf Bruno starr und taub,
Hört Knechte nicht noch Rosse
Rückkehren von dem Raub.

---

2. Napoleon.

Schon schwindet Frankreichs Küste dem Heldenblick,
Der einst Marengos schaurigem Kampf gelacht;
Verbannet, abgesetzt nach Elba,
Ziehet der Kraft und des Glückes Zögling.

Das Auge starrt wehmüthig zum Flutengrab,
Schaut Well' auf Well' hier sinken zum Nichts zurück;
Nicht führt zur Heimath, nicht zum Siege,
Fern den Geliebten entführt das Schiff ihn.

„Wer freute je sich solcher gepries'nen Macht,
Wen trugen so auf goldenen Fittigen
Des Sieges glanzumwobne Aare
Hin zu dem Pantheon reichsten Nachruhms!

Von Pol zu Pol entflogen befehlerisch
Die Wünsche, die mein Stolz sich zum Ziel gesetzt!
Es schlugen liebevoll der Herzen
Tausende für den erkornen Führer.

Wie viele treufest starben den Heldentod,
Im letzten Blick noch huldigend Liebesdienst
Und Glück erflehend ihrem Kaiser!
Thränen der Treue geleiten jetzt mich.

Hing je ein Weib mit solcher Empfindungsglut
Dem Gatten treu an, wie Josephine mir,
Die, ach! im Uebermuth ich schmähte,
Trennte das heiligste Band des Daseins!

Was tauschte ich um sie eines Kaisers Kind
In blindem Wahnwitz mir zum Verderben ein,
Das Liebe mir nicht weihen konnte!
Sei's ihr vergeben des Sohnes willen,

Den sie zurück mir hielten in argem Haß,
Dem grausam gern Mißachtung des Vaters ach!
Ins junge Herz sie pflanzten, tilgend
Liebe zu mir in dem eignen Sohne.

Magst herrschen freudvoll, liebloses Kaiserkind,
Du über Ländlein, spotthaft verliehen dir,
Den Kaisersohn wird nimmer halten
Engen Verschlusses besorgte Hemmniß!"

Ein linder Westwind wehet den Kaiser an,
Senkt milde Ruh in seinen umflorten Blick,
Bald sieht in lichtem Traumgebilde
Er Josephinen zur Seite stehen.

„Nicht hält mich Frankreich lange gefesselt mehr,
Der Geist entschwingt sich bald dem gebrochnen Leib:
Ein Engel werd' ich dich umschweben,
Wo auch die Stürme des Glücks dich hinwehn.

Groll nicht dem unglückseligen Kaiserkind,
Das selbst zum Unheil zwangest zur Gattin du!
Eu'r Sohn wird schwinden zarten Alters,
Da er entsprossen dem falschen Bunde.

Held warst du stets im flutendem Schlachtgewühl,
Held lern' mich sein im Dulden des Mißgeschicks!
Dann flichtst du zwiefach deinem Haupte
Kränze von ewigem Siegeslorbeer."

---

3. Freier Tod.

„Komm, Mönch! dich Wundermann will der Bezir beschauen,
Dich Teufelssohn, dem selbst der Teufel nicht konnt' trauen.
Der läßt dich jetzt im Stich; du triebst es ihm zu toll.
Er schüttelte den Kopf und sprach: „Das Maß ist voll."

Was liegen Kreuz und Schwert verachtet in der Ecke?
Hat Allahs Kraft dich so gelähmt, du heil'ger Recke?
Gebändigt ist der Stolz; Suli versank in Staub.
Die Frevler werden jetzt der schwarzen Vögel Raub.

Die Schlüssel, Mönch, mir her! Selbst haben dich verrathen
Die deinen dem Bezir für deine Heldenthaten.
Es helfen Kreuz und Schwert dir nichts vor seinem Zorn,
Der mächtig niederrauscht, ein feur'ger Rachedorn!"

„„Vor dem Bezir, da mögt in Furcht ihr sein, Elende,
Nicht, wem das Leben nichts; ihm bangt nicht vor dem Ende
Ich kämpfte treu mit Gott für dich, o Vaterland;
Ich sterbe gern für dich; das Leben ist mir Tand.""

Er greift zum Feuerbrand, die Pulverkiste flieget
Hoch mit dem Helden auf; zerstört rings alles lieget.
Wart' nicht auf ihn, nicht auf die deinen wart', Bezir!
Der Held nahm sie mit sich, beugt nimmer sich vor dir.

---

4. Hoheacht.

Schaurig blickt das Hochgebirge
In die dunkle Nacht herein;
Nur ein kecker Wager wellet
Auf der Kuppe noch allein
In der Burg wild-öden Trümmern.

Einst vor vielen hundert Jahren
Prangte hier ein hohes Schloß,
Argen Uebermuthes Stätte,
Bis des Himmels Zorn ergoß
Sich vernichtend auf die Frevler.

Bei des Mahles frechem Jubel
Traf der Racheblitz die Burg,
Traf die Sünder in den Lüften,
So sie lange Jahre durch
Hier gepflogen sonder Bangen.

Tief im Burggemäuer sitzen
Sie noch stets in grauser Pein
Schätze zählend ohne Ende,
Bleichen Jammers Todesschein
In den wild verzerrten Blicken.

Und sie sollen immer zählen,
Bis in heil'ger Osternacht
Eine fromme Hand gehoben
Dieser Schätze Höllenpracht,
Und gebannt des Fluches Schwere.

Siehe, diesen Schatz zu heben
Zog der Jüngling heut hinauf
In der Nacht geheimem Dunkel,
Und schon sieht er ihn zu Hauf
Aus der tiefsten Tiefe steigen.

Und ihm nahet eine Jungfrau
Mit der Lilie reinem Zweig,
Legt sie nieder und verschwindet,
Aber jener greifet gleich
Nach der Schätze goldner Fülle.

Doch die Lilie wird zur Schlange,
Schießet grimmig auf ihn los;
Hohngelächter hört er schallen,
Und des Berges dunkler Schoß
Hat die reiche Pracht verschlungen.

Wann wird mit der Unschuldsblüthe
Heben fromme Hand den Schatz,
Rettung jenen endlich bringen,
Sie erlösen von dem Platz,
Voll von unerschöpften Qualen!

---

5. Rheingold.

Was sucht ihr in des Rheines Sande
Nach leid'gem, feilem, armem Gold?
Schaut in die weiten Blumenlande,
Schaut, wie dort alles blüthenhold,
Wie alles lächelt vollen Segen
Dem heitern Vaterstrom entgegen,
Der frisch wie Gottes Sonne strahlet.

Seht, wie von glühem Gold ummalet
Die Saatenfelder, fruchtbeglückt!
So weit das reiche Land sich thalet,
Die buntste Farbenpracht es schmückt.
Und aus des Volkes Herzen sprühet
Ein goldner Strahl, der lieblich glühet,
Die Lust im Regenbogenglanze.

Und wie im duft'gem Festeskranze
Schließt sich der Berge Zauberschacht,
Voll Rebenblüthen um das Ganze,
Der stille Strom freut sich der Pracht
Und im Pokale glänzt der Reben
Beglückend Gold, zum süßten Leben
Der wahre Stein und Stern der Weisen.

Und schau' ich wie auf goldnen Gleisen
Die Sonne steigen aus der Flut,
Schau hoch die Burgen sie umkreisen,
Sie scheidend küssen voller Glut,
Sie von des Mondes Silberscheine
Begrüßen über meinem Rheine,
Wie kann nach eitlem Gold ich fragen?

O Rhein, mit deinen goldnen Segen,
Mit deiner Treue, deinem Sang,
Wer darf bei dir nach Glück noch jagen,
Wer nach des Goldes leerem Fang?
Sieh, wie die goldnen Fische lachen
Der Thoren, die sich Sorge machen,
Gold suchend in des Rheines Sande!

---

6. Weinlese.

Trauben, Trauben, arme Trauben,
Alles sinnt euch heute Tod;
Messer, Körbe, Pressen, Schrauben,
Rings um Marter, Pein und Noth

Wie sie reißen aus der Liebe
Trauten Armen euch heraus,
Schneiden ab mit blut'gem Hiebe
Euch vom Mutterstamm so graus!

Und mit Siegesjubel tragen
Sie die reiche Beute fort;
Mancher beißt gar ohne Zagen
Wild hinein in frevlem Mord.

Und in Körbe jetzt gedränget
Sie verschmachten luftberaubt,
Wie im Negerschiff geengt
Sklav' an Sklave wüthend schnaubt

Ach, man schlägt euch von den Kämmen
Ohne all Erbarmen los;
Zu den Butten ohne Hemmen
Schleppt euch grausam hin der Troß.

Ach! und welche Qualen warten
Euer dort! Mit blinder Wuth
Stampfen sie euch todt mit harten
Keltern — alles trieft von Blut!

Doch aus diesem Tode schwinget
Sich die freie Seele auf;
Nicht vom Leib gefesselt, dringet
Sie voran im sel'gem Lauf.

Wie von neuem Feu'r es gährete
Drinnen webet Himmelsluft!
O wie fühlt ihr euch verkläret,
Euch des höhern Geist's bewußt!

Durch der Qualen herbste Hadet
Ihr erlanget Seligkeit
Und mit Wonnesegen labet
Ihr so manches Herzeleid.

Jetzt dem armen Erdensohne,
Der, vom Körper noch gequält,
Schwer das Leben trägt, der ohne
Trost sich euch zum Troste wählt.

Nur die Hülle ward zerschlagen,
Göttlich Leben sprang hervor.
Schlürfet ein den Gott! Der Plagen
Denkt beim Weine nur der Thor.

---

* Sanct Cosmas und Sanct Damian.

Zur bremischen Reliquiengeschichte.

Von H. A. Schumacher.

IV.

Im siebenzehnten Jahrhundert ging das bremische Erzstift schnell und unaufhaltsam dem Untergange entgegen. Schon der letzte Erzbischof des vorangegangenen Jahrhunderts war ein evangelischer Fürst gewesen; die Residenz Adaldag's und seiner Nachfolger war seit mehr als hundert Jahren protestantisch, wie fast der ganze Bisthumssprengel. Auch die Zeit der lutherischen Kirchenfürsten ging rasch zu Ende; Schweden warf sich zu ihrem Nachfolger auf und hielt das Land in seiner Gewalt, während die

Stadt auf ihre Reichsunmittelbarkeit pochte. Nun war kaum noch eine andere Spur vom alten Erzbisthume zu finden, als das Domkapitel, welches ebenfalls lutherischen Glaubens fortbestand, aber auch seiner Auflösung entgegenging. Die Andenken an die katholische Zeit, die ihm so nahe lagen, waren ihm, wenn nicht verhaßt, doch von geringem Werth, und die dürftige Lage der Kirche führte zu mancher Maßregel, welche mit der Pietät gegen die Werke der Vorfahren nicht in Einklang stand.

Für Kirchenschätze der früheren Zeit, die von ihren protestantischen Besitzern großentheils gar nicht geachtet wurden, fanden sich damals Liebhaber genug. In Münster und Osnabrück tagten die Friedensgesandten, und die Botschafter der katholischen Mächte suchten nebenbei manches Kleinod den Händen der Evangelischen zu entziehen. Papst Innocenz X. hatte dem Bischof von Osnabrück eine Art Vorrecht auf die in dem katholischen Norden noch vorhandenen Reliquien und sonstigen Heilthümer verliehen, und der Bischof verstand es, sein Privilegium zu nutzen. Der Vorkämpfer der katholischen Partei, der starke Beschützer der Jesuiten, Kurfürst Maximilian von Baiern, ließ es sich angelegen sein, auch in jener Beziehung die Ansprüche seiner Kirche und die Wünsche des genannten Ordens eifrigst zu vertreten.

Bei jener Ausschau nach den Zeichen ehemaliger Größe und Herrlichkeit fielen die Blicke der Katholischen auch auf die Cathedrale von Bremen und ihre Schätze; gegen Ende der Friedensverhandlungen, die am 24. October 1648 zum Abschluß kamen, war die allgemeine Stimmung den Absichten derselben besonders günstig, und es gelang manchen Schatz zu erwerben, insbesondere aus dem Dome zu Bremen einen seiner werthvollsten Gegenstände, den silbernen Reliquienschrein Johann Hemeling's.

Ein zeitgenössischer Bericht hat sich über diese Erwerbung erhalten, der mit einigen Zusätzen hier Mittheilung verdient.

„Gott wollte, so schien es, für die vielen Uebel, mit denen Baiern in den vorangehenden Jahren gepeinigt worden, segensreiche Arznei senden in den heiligen Reliquien von Cosmas und Damian, die aus der bremischen Kirche im April des Jahres 1649 nach München gebracht wurden mit Zeugniß und Beglaubigung für öffentliche Verehrung, wie sie solche in Bremen seit langen Zeiten genossen hatten“ — unsere lateinische Quelle sagt: „seit Adaldag's Zeiten“, läßt also außer Acht, daß die Gebeine der Heiligen viele Jahrzehnte hindurch verschollen waren. „Kurfürst Maximilian, eifrig in der Sammlung der Ueberreste heiliger Personen, hatte kaum erfahren, daß die Gebeine von St. Cosmas und Damian in der bremischen Basilika keineswegs die gebührende Verehrung genössen wegen der lutherischen Irrlehre, die in dem ganzen Sprengel des Hochstiftes herrsche: als er durch Franz Wilhelm von Wartenberg — seinen Vetter, den Sohn des Ferdinand von Baiern und der Maria Pettenbeckin, — damals Bischof von Osnabrück, Minden und Verden, jetzt von Regensburg, sowie durch andere einflußreiche Persönlichkeiten wegen der Uebertragung der heiligen Reliquien nach München behufs würdigerer Verehrung der Märtyrer mit den betreffenden Behörden verhandeln ließ“, — hier sind wohl die schwedischen Behörden gemeint, die im Erzstifte das Regiment führten und auch dessen Zubehör innerhalb der bremischen Mauern beanspruchten, also besonders den Dom, das Kapitelgut und das Palatium. Der Kurfürst ward dazu ganz besonders bewogen, weil er hoffte, die beiden Häupter der Heiligen, die bereits in seiner dem heiligen Sebastian geweihten Hofkapelle verehrt wurden, mit den Leibern derselben wieder vereinigen zu können; es waren jene Reliquien schon früher von Johann Gottfried, dem Bamberger Bischof, seinem Vater, Herzog Wilhem IV. aus Dankbarkeit wegen der energischen Hülfe, die dieser ihm gegen seine ketzerischen Unterthanen geleistet hatte, zum Geschenk gemacht worden — man hatte also vergessen, daß ehemals in Bamberg nur das Haupt von Damian sich gefunden und auch Bremen den Besitz der beiden Häupter beansprucht hatte.

Jetzt gelang es dem Fürsten, jenen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen, und er ließ es sich, wie es heißt, 2000 Reichsthaler und mehr kosten. „Am 24. October 1648 begaben sich in Bremen Abgeordnete zugleich mit einem kaiserlichen Commissar und anderen Zeugen nach einem außerhalb des Chores der Hauptkirche belegenen Raume, dem mit drei Riegeln verschlossenen Armarium, in welchem die Gebeine der Heiligen sich befinden sollten“, d. h. wohl zur Tresekammer des Doms, der Sacristei. „Als das Armarium hierauf mit den richtigen Schlüsseln geöffnet war, fand sich ein Schrein von gothischer Arbeit, etwa vierzig Pfund im Gewicht, in alterthümlicher Weise mit Silberplatten, mit Gold, mit verschiedenen Heiligenbildnissen und cristallenen Buckeln geschmückt. Nachdem er mit anderen Schüsseln verschlossen war, trugen ihn einige besonders auserwählte Leute zu der benachbarten Kirchenbibliothek“, d. h. wohl zum jetzigen Diakonenzimmer. „Von da ward er zum Stadthause geschafft“, d. h. zum Hause des erzbischöflichen Stadtvogtes. „Bei der hier vorgenommenen Oeffnung zeigten sich im Innern des Schreines zwei Abtheilungen; in der rechts liegenden fand sich ein Beutel mit köstlichem, pulverähnlichem Stoff, in welchem dreizehn Knochen, darunter große und unversehrte, nebst einer Bleitafel mit der Inschrift „Cosmas“ bewahrt waren, während in der anderen links liegenden Abtheilung in ähnlicher Weise achtzehn Knochen nebst einer Bleiplatte mit dem Namen „Damianus“ eingewickelt waren“; dies war also der Rest, der von den vollständigen Leichnamen übrig war, welche man noch gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Bremen zu besitzen meinte; jene Bleitafeln waren wohl die mit Inschriften versehenen Platten, welche ehedem an der Chormauer die Stelle bezeichneten, an der die Gebeine der Heiligen aufgefunden waren.

„Außer den Gebeinen und Platten befand sich in dem Reliquiar ein Streifen rothen Tuches, an dem dreiundsiebenzig silberne Weihgeschenke angeheftet waren, gewidmet wegen wundersamer Heilungen, dargebracht von der Frömmigkeit guter Christen. Nachdem alles dieses mit frommer Scheu eingepackt war, wurde es unter größter Behutsamkeit in eine eichene Kiste gestellt. Im folgenden December überbrachten die dazu erwählten Männer den Schatz, wohl verschlossen und gut bewacht, nach Münster in Westfalen, wo damals noch wegen der Friedensverhandlungen der Congreß versammelt war.“

„Franz Wilhelm von Osnabrück und die beiden Congreßbotschafter von Maximilian, Johann Ernst und Adolf Krebs schafften den Schrein sodann gut bewahrt nach München weiter. Da Maximilian diese heiligen Reliquien nicht eher der öffentlichen Verehrung anheim geben wollte, als bis sie von frommen Männern unter notarieller Autorität geprüft und nachgesehen waren, so geschah dies am 8. Mai 1649, und man fand, daß alles in Bremen Vorhandene vollzählig und unversehrt nach München gekommen sei. Der gottesfürchtige Fürst beabsichtigte nun freilich nicht, die Reliquien der öffentlichen Verehrung der Gläubigen, sowie dem Heil der Seelen und der Leiber länger vorzuenthalten; er hatte auch bald hernach schon festgesetzt, daß sie öffentlich ausgestellt werden sollten: allein er stieß auf Hindernisse, sodaß erst im Herbste (1649) sein Wunsch in Erfüllung ging. Eine gebührend heilige und feierliche Stätte ihnen zu geben, hatte er die Kirche des heiligen Erzengels Michael auserkoren, welche sein durchlauchtigster Vater, Herzog Wilhelm IV. von Baiern, zu München mit wahrhaft königlicher Hochherzigkeit von Grund aus

erbaut und auf das Glänzendste ausgestattet hatte; in ihr sollte der Schatz niedergelegt werden, die Obhut über ihn wollte er dem Münchener Collegium der Väter der Gesellschaft Jesu übertragen; der Schrein sollte zugänglich bleiben für Gelübde und Gebet, die Frömmigkeit oder Noth unter Gottes Schutz zu ihm führen könnten. Von Veit Adam, dem Bischof von Freisingen, hatte der Kurfürst sich daher erbeten, daß nach genauer Untersuchung des Sachverhalts und vorangehender Berathung des Kapitels die öffentliche Verehrung gestattet werde, und diese Erlaubniß war ihm durch Diplom vom 11. Mai geworden.«

»Mit großem Aufzug und unter allgemeiner Theilnahme wurde das Dankfest zu Ehren der heiligen Aerzte begangen. Es begann damit, daß die durchlauchtigste Kurfürstin Maria Anna mit ihren beiden durchlauchtigsten Söhnen und dem vornehmsten Theile des Hofadels in der Nacht vor dem Tage der beiden Heiligen den mit Blumen und Zweigen bekränzten Schrein aus der Hofkapelle nach der Kirche der Kapuziner auf dem Wege zwischen den Mauern und den Wällen der Stadt geleitete; dann hielt die Priesterschaft jener Kirche bei dem Schreine die Nachtwache; Nachmittags am folgenden Tage (27. Sept. 1640) trat die Geistlichkeit in der Frauenkirche zusammen, während die Hauptgenossenschaften und die Soldateska auf dem Markte sich versammelten. Der Zug ging dann durch das Schwabinger Thor zur Kapuzinerkirche; voran zahlreiche Drommetenbläser mit einem Banner aus weißer Damascener Seide, auf dem in rothen Buchstaben die Uebertragung der Heiligen verzeichnet war. Es folgten die Gesellschaften und Gewerke in wohlgeordnetem Zuge, jede in ihrer Tracht mit Crucifixen, die zwischen brennenden Fackeln getragen wurden, und mit den Standarten der einzelnen Genossenschaften; dann kamen die Reihen der Geistlichen und Mönche, abgesondert durch Reliquien von Heiligen, deren Gerüste die Priester in festlichem Aufzuge auf den Schultern trugen.«

»Als der Zug zur Kapuzinerkirche gelangt war, nahm er in feierlichster Ehrfurcht die Körper von Sanct Cosmas und Damianus entgegen. Vorangetragen wurden zwei Banner; auf dem einen zeigte sich das Bild der Heiligen; von dem andern hingen die dreiundsiebenzig silbernen Anatheme herab, die in dem Reliquiare vorgefunden waren. Den Schrein umringten sechs angesehene Jünglinge mit Fackeln in der Hand; zwei weißgekleidete schwangen Weihrauchfässer zu Ehren der Reliquien; dann kam der Propst der Canoniker mit der Mitra auf dem Haupte, und neben ihm gingen die Fürsten, denen die Vornehmen, Rathsherren und Adlige vom Hofe folgten. Der durchlauchtigste Kurfürst harrte indessen in der Fürstenkapelle der Jesuitenkirche St. Michael; der Zug setzte sich dahin in Bewegung, begleitet von unzähliger Menge Volkes. Als er durch das Thor in die Stadt trat, stand an beiden Seiten der Straße die Soldateska im Gewehr, und ihr schlossen sich die Genossenschaften wie die Gewerke an. Durch dies Spalier ging die Procession zu dem Tempel des heiligen Erzengels Michael, dessen Portale, Triumphbögen gleich, auf das Festlichste geschmückt waren. Vor ihnen wurde der Zug der Geistlichen von den Vätern und Genossen der Gesellschaft Jesu empfangen. Paarweise einherschreitend, brennende Wachskerzen in der Hand, geleiteten diese ihn in das Innere des Gotteshauses. Sechs der Väter des Collegiums hoben dann den Schrein der heiligen Märtyrer auf ihre Schultern und setzten ihn nieder mitten vor dem Hauptaltare zwischen die ausgestellten Reliquien der Heiligen Benno und Sebastian. Andere Reliquien wurden im vorderen Theile der Kirche auf rothen, mit verschiedenen Emblemen, Gnomen und Symbolen geschmückten Teppichen zur Schau ausgelegt. Als Alles geordnet war, stimmte man feierlichst die Vespern an, und wohl nie zuvor war die Kirche, in der die kurfürstliche Leibwache den Ehrendienst hatte, von solcher Menschenmenge angefüllt.«

»Vielen entlockte vor übergewaltigem Drang der Frömmigkeit und des Entzückens der Triumph der Heiligen heiße Thränen; Viele erhoben ihren Sinn zu den ewigen Ehren der Himmlischen und riefen in seligster Stimmung: O quanta Sanctorum gloria in coelis, quorum est tanta in terris reverentia! Den Vespern folgte der Gesang des Ambrosianischen Hymnus unter dreifachen Salven der Gewehre, welche die Soldaten auf den Markte und auf den Straßen abfeuerten, und unter dem Donner der Geschütze, die auf den Mauern gelöst wurden.«

Soweit der zeitgenössische Bericht über die Uebertragung der Reliquien der beiden Aegeaten und des Reliquienschreines von Johann Hemeling; wir übergehen die Schilderungen von den Wunderthaten, die Sanct Cosmas und Sanct Damian in der neuen Behausung ihrer Gebeine an einzelnen Kranken, Geistlichen und Weltlichen, Knaben und Mädchen, vollführt haben sollen, sowie die Nachrichten von der heilsamen Wirkung auf den Gesundheitszustand der Stadt München und des ganzen bairischen Landes, die ihrer Anwesenheit in der St. Michaelskirche zugeschrieben wurde.

Der in so schwunghafter Weise begonnene Cultus von Sanct Cosmas und Damian blühte in München, so lange das Collegium der Jesuiten einen ähnlichen Einfluß sich bewahrte, wie es unter der Regierung Maximilian's besaß, und solange die Michaeliskirche die Hofkirche war.

In ihr genoß der bremische Schrein die höchsten Ehren; in ihrer Mitte erhob er sich freistehend, wie ehemals in der Mitte des bremischen Doms; aber es fehlten dort die mit dem Kunstwerke im Einklang stehenden Formen des Baues. In dem mächtigen Renaissance-Gebäude mit seinen gedehnten Verhältnissen und breiten Flächen konnte die zierliche Schönheit der Goldschmiede-Arbeit nicht zu voller Wirkung gelangen; Jedermann mußte erkennen, daß sie ursprünglich für eine andere Stätte bestimmt gewesen und durch besondere Fügungen in die Kirche der Jesuiten gelangt sei.

Nach und nach kam der Schrein in Verfall und mit ihm das Andenken an Cosmas und Damianus; er wurde zuletzt so sehr vernachlässigt, daß er im Jahre 1856 völlig restaurirt werden mußte. Seitdem empfing er seinen Platz auf einem der Seitenaltäre, wo er noch heute steht, von Fremden selten beachtet.

In Bremen, wo der Verlust des Kunstwerkes im Jahre 1648 leicht verschmerzt sein wird, erinnerte man sich bald nur noch dunkel der früher so oft genannten Heiligen. Sanct Cosmas und Damian mögen höchstens noch dann und wann als Patrone der Barbiere gelegentlich bei Zunftsachen erwähnt oder vom Küster des Domes den alterthumliebenden Fremden genannt sein, wenn er die letzten Schätze seiner Kirche zeigte und von ihrer vergangenen Herrlichkeit redete. Aus dem Dome wäre nach jenem Jahre kaum noch eine Nachricht beizubringen, wenn nicht ein wissensdurstiger und schreibseliger Reisender in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Notiz über dieselben aufgezeichnet hätte.

Uffenbach erzählt in seinen »merkwürdigen Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland« von einem Besuche im bremischen Dome, und dabei heißt es: »Neben an dem hohen Chore, in einer Seiten-Kapelle oben bei dem Eingang zeigte uns der Küster ein steinern Bild und eine eiserne Thür in ein klein Gewölbe. In diesem Gewölbe, so in oder unter den hohen Chor gehet, sollen vor Diesem die beyden heiligen Brüder Cosmas und Damianus begraben gelegen haben, welche in ihrem Leben den armen Kranken, sonderlich Krüppeln und Elenden, viel Gutes gethan und die Wunderkraft selbige zu heilen gehabt haben sollen;

wie denn auch beide noch über dem Gewölbe auf zwei Feldern ins Kleine in Stein gehauen sind, da der eine verbindet, der andere Oel aufgeußt. Unten war vor der Oeffnung des Gewölbes ein kleiner Altar, wohin vor Diesem so viel Zulauf und Wunder geschehen sein sollen, daß die alten Steine oder Treppen dabey ganz hinweg gekniеet worden, wie der Küster versichert. Nunmehro hat man eine Treppe hierbei gesetzet und deßwegen den einen von diesen beiden Heiligen hinweg thun müssen, der andere aber stehet noch linker Hand. Die Gebeine aber selbst sollen gleich nach der Reformation vor eine große Summe an einen Bischof von Paderborn (!) verkaufft worden seyn. Gegen diesen über an der Thüre rechter Hand ist ein alt Monument von einen Bertold Ranzow von Anno 1487, welches an einigen Orten nicht gar wohl mehr zu lesen ist.“

So lautet die letzte, ziemlich schwer verständliche Nachricht über Cosmas und Damianus, die auf den Sitz ihrer vormaligen Verehrung an der Weser sich bezieht. Was Uffenbach noch sah, ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vernichtet oder zertrümmert; verschwunden ist die eiserne Thür, ist der Altar mit seinen Stufen, das Bildniß von Stein, das einen der Brüder darstellte; verschwunden ist jede Kunde von dem früheren Ruhm des kleinen Gewölbes neben dem Hochchore des Domes. Nur die Bildhauerarbeit mit den „zwei Feldern“, jenes Steinrelief, das früher Beschreibung gefunden hat, ist vor dem schon drohenden Untergange gerettet. Lange Zeit diente es im Garten eines der Domprediger als Treppenstufe; jetzt ist es eingemauert am nördlichen Ende der Ostseite des Kreuzganges und verdient Beachtung als das letzte hier vorhandene Zeugniß von der Kunstsinnigkeit Johann Hemeling's und dem künstlerischen Schmucke, mit dem vormals in Bremen das Andenken von Sanct Cosmas und Sanct Damian verherrlicht wurde.

* Bilder aus Westfalen.

Von Hermann Hartmann.

Die alte Pastorat.

Während meines Aufenthalts im großälterlichen Hause führten mich meine Gänge am liebsten in die Pastorat, in welcher sich mit mir gleichaltrige Enkel auf kürzere oder längere Zeit zum Besuch aufhielten. Die alte baufällige Pastorat, deren viele Gebrechen ein Weinstock sorgsam mit seinen Zweigen und Blättern bedeckte, lag mitten in einem großen Obst- und Gemüsegarten. In der Pastorat waren uns außer der einfachen, weißgetünchten Studirstube, in welcher „Pastor's Großvater“, ein kleiner freundlicher Greis mit silberweißen Haaren, sich aufhielt, und der großen Wohnstube, hauptsächlich die geräumige Diele als Spiel- und Tummelplatz und der Herd interessant, auf welchem die schmackhaftesten Pfannkuchen gebacken wurden. Die eine Gartenecke wurde durch einen Eichenwald ausgefüllt, in welchem wir uns unter den hohen Bäumen nach Herzenslust umhertummeln konnten. Unser Verkehr mit den alten „Pastorsleuten“ gestaltete sich, da beide in verschiedener Art Kinderfreunde waren, zu einem äußerst angenehmen. Der kleine freundliche Greis hatte seine Taschen gewöhnlich mit den schönsten Birnen, Aepfeln und Zwetschen gefüllt und hielt, indem er sich gelegentlich nach unserm Wissen erkundigte und den Einen mensa decliniren, den Andern amo conjugiren und einen Dritten einen der schönen Liederverse des alten Katechismus hersagen ließ, als aufmunternde Belohnung eine gelbe Birne oder Eierpflaume in der Hand. Der alte Herr war ein grundgelehrter Mann und hatte in früheren Jahren ein Knabenpensionat unterhalten, aus welchem treffliche Scholaren, selbst Studenten hervorgegangen waren, und das bei vielen unserer älteren, angestellten Herren noch in gutem Andenken steht. Da er aber sowohl sehr zerstreut, als auch äußerst gutmüthig war, so würden die muthwilligen Jünglinge dem arglosen Lehrer manchen Streich mehr gespielt haben, wenn sie nicht die Furcht vor den wachsamen Augen und schweren Händen von „Pastor's Großmutter“ davon zurückgehalten hätte. Diese war in jeder Beziehung das Gegentheil ihres Mannes. Eine große, stattliche, ja majestätische Gestalt war sie eine geborene Herrscherin, mit deren energischem Wesen sich eine große Herzensgüte paarte. Ihre Stimme war die eines Commandeurs, und da die plattdeutsche Sprache an Kraftausdrücken so reich ist, so drückte sie sich gern in dieser aus. Ihr Commandowort war: „Halloh, Jungens!“ welches auf uns den gewünschten Eindruck um so weniger verfehlte, als sie von dem Grundsatze ausging, daß der Arbeiter auch seines Lohnes werth sei, und uns nach vollendeter Arbeit mit selbstgebackenem Pfannkuchen regalirte. Ihren Mann nannte sie nicht anders als „Pastor“, und er nannte sie Frau, und dieser Ruf erschallte um so häufiger, als er in keiner Weise ihre Hülfleistungen entbehren konnte. Auf seine vielen Zerstreutheiten erfolgten ihre Zurechtweisungen ebenfalls in plattdeutscher Sprache, und es ereignete sich nicht ganz selten, daß sie, wenn er sich zum Kirchgange anschickte, ihm lachend entgegenrief: „Pastor, du häst je kine Beffkens vör“, oder: „Pastor, du häst je noch dine Tuffeln an.“ Ueberhaupt besaß sie einen guten Theil Humor, womit sie die Ueberschwenglichkeiten und Sentimentalitäten ihrer Mitschwestern trefflich zu geißeln verstand. Obgleich sie eine gebildete Frau war, so hatte ihr Thun und Treiben dennoch vorzugsweise eine praktische Richtung angenommen. Ihre Hände waren nie müssig und ihre Obst- und Gemüsegärten in trefflichem Zustande. Obstschälen und auch Hürden trocknen war in den Herbsttagen ihre Lieblingsbeschäftigung, wozu sie ein kleines Messer beständig in der Tasche trug. Dieses nannte sie ihren „Schiller“ (Schäler), und da sie einstmals in einer Gesellschaft, worin von Literatur gesprochen wurde, den Umstand, daß sie ihren „Schiller“ beständig in der Tasche führe, mit einer stolzen Miene erwähnte, würde sie fast für eine leidenschaftliche Verehrerin des unsterblichen Dichters gegolten haben, wenn sie nicht zuletzt herzlich lachend den Namensvetter desselben vorgezeigt hätte. Der alte freundliche Pastor war in seiner Gemeinde, deren Seelsorger er über fünfzig Jahre gewesen, seiner Gutmüthigkeit und Friedfertigkeit wegen, welche letztere Eigenschaft um so erwünschter, als die Gemeinde eine gemischte und beide Parteien dieselbe Kirche zu ihren gottesdienstlichen Handlungen benutzten *), sehr beliebt.

Er gab, wo Jemand bei ihm anpochte, mit vollen Händen, so daß er, wenn nicht auch hier seine Frau regelnd eingetreten, kein Maß und Ziel gekannt haben würde und oft von Unverschämten ausgebeutet worden wäre. So kehrt er einstmals zum Schrecken seiner Frau von einem Spaziergange ohne Rock wieder zurück. Auf ihre verwunderte Frage nach demselben, erklärt er verschämt, er habe ihn einem Bettler gegeben, der keinen Rock

*) Um hier gleich eine der ergötzlichsten Zerstreutheiten des Herrn Pastor zu erzählen, so las er eines Sonntags nach der Predigt seiner Gemeinde das Fastenmandat vor, welches sein katholischer College auf der Kanzel irrthümlich unter den Publicanden hatte liegen lassen. Ein anderes Mal hatte er einen Brief an seinen in der mehrere Stunden entfernten Stadt wohnenden Schwager dem Boten zur Besorgung bringen wollen. Da dieser schon fort ist, geht der Herr Pastor ihm nach in der Hoffnung, ihn noch einholen zu können. Dieses gelingt ihm aber nicht und so kömmt er, immer weiter gehend, glücklich bis an die Stadt, wo er seinen Brief am Thore abgiebt und sofort wieder umkehrt.

gehabt; er dagegen besitze seines Wissens noch einen. Da seine Gemeinde nur klein und nicht reich war, so konnte auch die Einnahme nicht bedeutend sein. Im höchsten Grade genügsam bedurfte er aber für seine Person sehr wenig und so wies er eine von Seiten der Gemeinde ihm freiwillig angebotene Gehaltszulage zurück. Es hatten nämlich einige Gemeindemitglieder ihn Holz spalten sehen, welches er nicht aus Sparsamkeitsrücksichten, sondern arglos, um sich von seinen geistigen Anstrengungen zu erholen, gethan hatte. Jene, welche das Erstere als Grund des von Seiten ihres Seelsorgers auffallenden Benehmens angenommen und darüber mit den Uebrigen gesprochen hatten, waren mit ihnen dahin einig geworden, ihren Pastor so zu stellen, daß er sein Holz nicht selbst zu spalten brauche. Die Anhänglichkeit der Gemeinde an ihren alten Seelsorger zeigte sich auch in dem Widerstande, welchen sie der Bestimmung der geistlichen Oberbehörde, daß jener durch einen Gehülfen abgelöst werden solle, entgegenstellte. Dem gewiß gerechtfertigten Bedenken, welches das geistliche Ministerium gegen das Verbleiben des durch das Alter in geistiger und körperlicher Beziehung geschwächten Greises im Amte hatte, suchten die Kirchenvorsteher durch die Versicherung entgegenzutreten, daß ihre Gemeinde, eine der friedfertigsten und sittlichsten durch ihn, deshalb keinen besseren Seelsorger haben könnte und daß, wenn seine Predigten auch nachgerade etwas verworren und unverständlich, sie mit ihm schon zufrieden wären, wenn er auch nur ein „Vaterunser“ vorbeten könnte.

Den alten freundlichen Pastor deckt schon lange der grüne Rasen. Auch seine Frau ist nach ihm heimgegangen. Selbst die alte Pastorat steht nicht mehr und hat einem neuen stolzen Hause Platz machen müssen. Das Eichenwäldchen ist ebenfalls aus Nützlichkeitsrücksichten verschwunden und der Boden, auf welchem die prächtigen Bäume standen, zu Lande gemacht. Aber mir wollen diese Veränderungen nicht gefallen; es war die alte Pastorat, wie überhaupt die bescheidenen Pastoratwohnungen der alten Zeit gemüthlicher und angemessener, als die prachtvollen Prälatensitze des geistlichen Hochmuths der Neuzeit.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. v. Thünen. Chrästos. — Blanche. Engelbrecht und seine Daiekerlier. — v. Merckel. Gedichte. Marbach. Dramaturgische Blätter. — Proschko. Ein Hexenproceß. — Möllhausen. Die Mandanenwaise. — Ernst. Vier Novellen. — Rötscher. Dramaturgische Probleme. — Fritsche. John Lakes Ansichten über Erziehung. — Hamm. Das Wesen und die Zeit der Landwirthschaft.

— Von den erschienenen englischen Werken seien folgende erwähnt: „**Ten Years in Saráwak. By Charles Brooke, Tuan-Muda of Saráwak. With an Introduction by H. H. the Rajah Sir James Brooke. 2 Vols. With Illustrations. (London) Tinsley Brothers.**“ Es wird wohl das Hauptwerk über die Insel Borneo sein. Der Verf. ist der Neffe und Erbe des bekannten Radschah von Saráwak.

— Hr. Edward Wilberforce, bekannt durch sein etwas scharfes Buch über München und als Uebersetzer von Sybels Geschichte der französischen Revolution, hat seinen Landsleuten eine gedrängte Bearbeitung von H. Kreißle v. Hellborns biographischem Werk über Franz Schubert gegeben.

— John Daymans englische Terza Rima-Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie, schon vor 23 Jahren begonnen, ist jetzt vollendet. Das Athenäum urtheilt: der Schwierigkeit des dreifachen Reims seien zu große Opfer gebracht.

— Aus der fruchtbaren Feder Anthony Trollope's ein neuer dreibändiger Roman: **The Belton Estate.**

— Die Sammlungen für die Bopp-Stiftung gewinnen den günstigsten Fortgang. In Belgien, Holland, Frankreich, England, Schweden, Rußland, Finnland, Italien, in der Schweiz und in Amerika haben sich eigene Comité's gebildet, und auch von Indien sind Beiträge in Aussicht gestellt. Der in Paris von Beéal, Egger, Mohl, Regnier, Reinaud und Renan unterzeichnete Aufruf beginnt: „**L'Allemagne se prépare à célébrer un anniversaire qu'avec raison elle tient pour très-glorieux.**“ Und im weiteren Verfolge heißt es: „**La branche d'études créée par M. Bopp a porté ses fruits dans toutes les parties du monde.**“ In Deutschland hat sich die Theilnahme an dem Ehrentage eines seiner bedeutendsten und anspruchslosesten Gelehrten auf die erfreulichste Weise gezeigt. Sachsens erlauchter, von begeisterter Liebe für die Wissenschaften erfüllter König war unter den Ersten, welche ihren innigen Antheil an der Ehrensache der deutschen Wissenschaft bekundeten. Berlin, das den edlen Mann zu den Seinen zählte, hat sich auf gebührende Weise betheiligt. Neuerdings haben sich auch in Bonn und Göttingen Comité's gebildet. In Mainz, der Vaterstadt des Gefeierten, steht der Bürgermeister Schott an der Spitze eines darauf gerichteten Bürgervereins.

— Es wird im August dieses Jahrs in Antwerpen ein internationaler archäologischer Congreß stattfinden, welcher am 12. August beginnen und bis zum 21. dauern soll; der Minister des Innern, Herr A. Vandenpeereboom, hat die Ehrenpräsidentschaft des Congresses angenommen. Das ungemein reichhaltige Programm, welches das Comité aufgestellt hat, enthält nicht weniger als fünfunddreißig Fragen, welche zur Discussion gebracht werden sollen, und welche theilweise rein archäologischen, theilweise auch artistischen Interesses sind. Unter anderen berühren sie die Pfahlbauten, die neuerlichen archäologischen Entdeckungen in den skandinavischen Ländern, die Dolmen und sonstigen Steinmale in den gälischen Ländern und was dazu gehört; ferner gallo-römische Alterthümer, Grabfünde u. dgl., dann die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschrift. Eine Menge von Fragen bezieht sich auf die gothische Architektur, der man neuerdings in Belgien eine große Aufmerksamkeit zuwendet; es finden sich darunter auch die Fragen: „ob es moderne Bedürfnisse gebe denen der Spitzbogenstyl nicht genügen könne,“ und „ob die Anwendung von Gyps, Zink und Eisenguß und anderer ähnlichen Materialien bei künstlerischen und monumentalen Bauwerken zulässig sei,“ so wie „welche Principien zu befolgen sind bei der Restauration von alten Bauwerken die in verschiedenen Epochen und in verschiedenen Stilen errichtet wurden.“ Unter den rein geschichtlichen Fragen findet sich die nach dem Geburtsorte von Rubens und nach den wirklichen Erfindern der Buchdruckerkunst, bekanntlich ein in den Niederlanden noch immer gern als unerledigt betrachteter Gegenstand localer ehrgeiziger Controverse. Ferner über den Einfluß des Deutschthums auf das öffentliche Recht in Frankreich, über die Verbreitung des Christenthums, über die Ursachen des Aufblühens der schönen Künste in Flandern im 14. und 15. Jahrhundert, über die Malerschulen von Lüttich und Tournay und vieles andere von mehr localem Interesse. Dem Reglement entnehmen wir noch die besondere Bestimmung wonach alle Discussion über Religion und moderne Politik aufs bestimmteste untersagt ist.

— Goethe's „Clavigo“, ins Griechische übersetzt, ist zu Athen im königl. Theater von Studenten aufgeführt worden.

— Die bekannte Schauspielerin Dejazet, die, obgleich 70 Jahre alt, noch immer jugendliche Rollen spielt, wurde in Rochefort ausgepfiffen. Ein Sapeur war der Urheber; er hielt nämlich die Dejazet für die Theresa, die sich seinen Unmuth durch ihr bekanntes Lied: „**Rien n'est sacré pour un sapeur**“, zugezogen hatte. Die „Theresa“ ist die Sängerin des Café Chantant Alcazar, die trotz ihrer gewöhnlichen Manieren in der letzten Zeit der „Abgott“ von Paris geworden ist, welche die Fürstin Metternich in Compiègne conterfeite und die heute in den höchsten Kreisen, sogar beim Oberst-Stallmeister des Kaisers, dem General Fleury, Zutritt hat.

— In München ist im Actientheater das Volksschauspiel „Der Tatzelwurm oder das Glöckl vom Birkenstein“ von Herman Schmid, Musik von Krempelsetzer, gegeben worden. Man war gespannt ob es dem Dichter gelingen würde das oberbaierische Land- und Gebirgsleben, wie in seinen Romanen, nun auch auf der Bühne wirksam darzustellen, und dieses Ziel ist namentlich in den beiden letzten Acten dieses Volksstücks glücklich erreicht. Das Sujet bietet Anklänge an den Freischütz, ist aber mit einer Findlingsgeschichte durchflochten und durch die komische Figur des „Staatshämorrhoidarius“ gewürzt. Die Musik ist immer angenehm, an einigen Stellen gut charakterisirend, an andern aber allzu glatt und unbedeutend. Die Darstellung war im ganzen eine recht genügende; Hr. Frank war als Staatshämorrhoidarius in der Maske vollkommen dem Ebenbild in den „Fliegenden Blättern“ getreu, seine lebendige Darstellung ließ aber von dem eingefleischten Actenmenschen vielleicht etwas zu wenig durchblicken. Nur die beiden Liebhaber Bilko und Busch waren unbeholfen und langweilig wie immer.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 36.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

№ 9. Bremen, 4. März 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Goethe in Elgersburg.

Von H. Düntzer.

Das eine Stunde gen Ilmenau im Gothaischen gelegene Dörfchen Elgersburg wird seiner Wasserheilanstalt wegen auch aus der Ferne viel besucht. In dem etwa eine Viertelstunde vom Dorfe sich öffnenden Körnbachthal ragen ziemlich steile Felsengruppen hervor; bei einem derselben bemerkt man eine eherne Tafel, worauf in goldenen Buchstaben die Worte prangen:

Goethe
am 28. August 1831.

Wie auffallend auch auf den ersten Anblick diese Inschrift mit der im Dorfe bestehenden Ueberlieferung scheinen mag, daß Goethe hier seinen letzten Geburtstag gefeiert, da der Dichter damals gerade auf dem Uebergange in sein dreiundachtzigstes Lebensjahr stand, so beruht beides doch auf voller Wahrheit.

Am Abend des 26. August 1831 traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und seinem Bedienten bei heiterstem Wetter in Ilmenau ein, das er seit mehr als dreißig Jahren nicht wieder gesehen hatte; denn da das Ilmenauer Bergwerk zu Grunde gegangen war, hatte ihn auch Freund Knebel, der längere Zeit daselbst wohnte, nicht mehr dorthin zu ziehen vermocht. In Begleitung des Berginspectors Mahr fuhr er am 27. nach dem Kickelhahn, um das kleine zweistöckige bretterne Jagdhäuschen auf demselben noch einmal zu sehn, wo er die Nacht vom 1. oder 2. September 1783 zugebracht und links an das südliche Fenster der obern Stube die berühmten Verse mit Bleistift angeschrieben hatte, wie sie noch jetzt in der spätern Erneuerung zu lesen sind:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch!
Die Vögel schweigen im Walde
Warte nur balde
Ruhest du auch.

Am 2*) Sep. 1783 Nachtlied.

Diese genaue Abschrift verdanke ich der Güte des Herrn Stadtrichter Passarge aus Königsberg. Das auch das mit lateinischen Buchstaben geschriebene Wort Nachtlied nicht der späteren Herstellung, sondern der Urschrift angehört, zeigen die Züge deutlich genug; denn die auf die Wiederherstellung bezügliche hinzugefügte Zeile ist fein und leicht geschrieben, während das Wort Nachtlied ganz mit der breiten und kräftigen Handschrift des Gedichtes übereinstimmt. Das Wort Nachtlied nebst der Datirung fehlt auf der Unterschrift einer von Härtel gezeichneten und lithographirten Abbildung des Gickelhahns, gedruckt bei Glitsch in Jena. Mit jugendlicher Munterkeit bestieg Goethe die Treppe. „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt“, bemerkte er gegen Mahr, „und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen.“ Die acht Tage, welche er mit seinen Bedienten hier gewohnt, beruhen auf Mahrs oder auf Goethes eigener falschen Erinnerung. Goethe las die Verse unter strömenden Thränen. Ganz langsam zog er dann ein weißes Taschentuch aus seinem dunkelblauen Tuchrock, trocknete sich die Thränen ab und sprach in sanftem, wehmüthigem Tone: „Ja warte nur, balde ruhest du auch.“ Nachdem er sodann eine halbe Minute geschwiegen, sah er nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald, und sprach zu seinem Begleiter: „Nun wollen wir wieder gehn.“ Jetzt ist die Bleistiftschrift neu aufgefrischt; man liest darunter:

Renov. den Aug. 1831;

der Monatstag ist durch einen niederträchtigen Messerschnitt eines späteren Besuches unlesbar gemacht. Mahr war mit dieser Erneuerung der Inschrift nicht beauftragt **). Wahrscheinlich geschah

*) So oder 1. muß das Datum gelautet haben, welches bei der späteren Wiederherstellung zum 7 verwandelt wurde. Am 6. trat Goethe seine Reise nach dem Harze an.

**) Die „Weimarische Zeitung“ brachte im Jahre 1855 einen auf Mahrs Bericht gegründeten Aufsatz: „Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau.“

diese durch den Oberjägermeister Geheimrath von Fritzsch, der am Nachmittag des 27. nach Ilmenau kam; denn daß dieser eine Abschrift jenes Gedichtes Goethe besorgt hatte, sehen wir aus einer Bemerkung Riemers *). In Goethes Gedichten waren die Verse übrigens schon früher mit der Veränderung von Vögel in Vögelein erschienen. Wahrscheinlich hatte von Fritzsch auf Goethes Wunsch genaue Abschrift vom Gedichte sammt dem Datum genommen, zugleich die Schriftzüge wieder überfahren und die Erneuerung in einer hinzugefügten Zeile angegeben. Das Datum war wohl das des 29., das sich auch wirklich angegeben findet.

Zur Feier seines Geburtstages war Goethe vom Geheimrath von Fritzsch zu einem Festessen eingeladen worden, zu welchem die Beamten des Orts, besonders die Geistlichkeit, zugezogen wurden. Am Nachmittage fuhr Goethe mit von Fritzsche und Mahr nach der herrlichen Felsengruppe des Körnbachthales bei Elgersburg. Genauere Nachrichten über diesen Besuch fehlen. Doch ist das Fremdenbuch der Porzellanwassermühle daselbst erhalten, worein Goethe seinen Namen hinter die der letzten Besucher eingetragen hat. Wir lesen dort:

J. W. v. Goethe von Weimar
den 28. August 1831.

Das v des von hat Goethe in seiner bekannten Weise mit dem G so verschlungen, daß es fast verschwindet, wogegen in dem links davon stehenden B. von Fritzsch das adelige Wörtchen besonders deutlich sich herausstellt; rechts, Fritzsch gegenüber, steht: „C. Mahr aus Ilmenau.“ Der im Jahre 1859 verstorbene Besitzer jener Mühle Arnoldi, ein Verehrer Goethes, heftete an dieser Stelle des Fremdenbuchs nach Goethes Tode ein rothes Blatt ein mit den beiden Strophen, von denen die zweite aus dem „Divan“ ist:

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach!
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: „Stirb und werde!“
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Sonst ist in Elgersburg alle Erinnerung an Goethe geschwunden, ja selbst im nahen Ilmenau, in dessen einziger Leihbibliothek sogar, wie man mir berichtet, Goethes Werke fehlen. Von Ilmenau und seinem Bergleben hat Karl Müller in der Zeitschrift: „die Natur“ (VI. Nr. 37—45) eine anziehende und belehrende Schilderung gegeben, worin aber das über das Jagdhäuschen auf dem Gickelhahn mit Bezug auf Goethe erwähnte (S. 316) mehrere Irrthümer enthält.

---

* Aus Bérangers letzten Gesängen.

Von Adolf Laun.

Lebewohl der Maria Stuart.

Lebt wohl, o Frankreichs Küstensäume,
Umglüht vom Abendroth,
Du Wiege meiner Jugendträume,
Von dir mich trennen ist der Tod. —

*) Mitgetheilt in meiner Ausgabe der drei ältesten Gestalten von Goethes „Iphigenie“ S. 143.

Du Land, aus dem man mich verbannte,
Ihr Lebewohl sagt dir Marie,
Das sie die zweite Heimath nannte.
O theures Frankreich denk' an sie. —
Die Anker werden schon gelichtet,
O Gott, du hast mich nicht erhört,
Damit das Schiff sich heimwärts richtet,
Hast du die Fluthen nicht empört!

Lebt wohl, o Frankreichs Küstensäume rc.

Als meine Stirn die Lilie schmückte,
War's meiner Jugend frischer Glanz,
Was rings des Volkes Aug' entzückte,
Mehr als des Diademes Kranz.
Der Herrschaft Größe reizt mich nimmer
Auf Caledonias düst'rer Flur;
Und lockte mich der Krone Schimmer,
Wars doch im schönen Frankreich nur.

Lebt wohl, o Frankreichs Küstensäume rc.

Wie winkten dort in heitren Tagen
Geist, Liebe und des Ruhmes Schein,
Wo Schottlands starre Felsen ragen,
Wird ach mein Loos ein andres sein.
Denn eine dunkle Schicksalskunde
Erfüllt die Seele mir mit Graun,
Im Traum sah ich zu nächt'ger Stunde
Dort ein Schaffott für mich erbaun.

Lebt wohl, o Frankreichs Küstensäume rc.

Wenn Sorgen mir den Geist beschweren,
Rings Feinde mir entgegenstehn,
Dann wird mein Aug', benetzt von Zähren,
Frankreich, zu dir hinübersehn. —
Doch wie das Schiff im Schaum der Wogen
Stets schnell und schneller vorwärts dringt,
Bis von der Dämmerung umzogen
Des Landes letzter Streif versinkt! —

Lebt wohl, o Frankreichs Küstensäume,
Umglüht vom Abendroth,
Du Wiege meiner Jugendträume
Von dir mich trennen ist der Tod.

Die Schwalben.

Am Strand der Mauern kauert nieder
Ein Krieger unter Kettenlast
Und spricht: Seh' ich euch, Schwalben, wieder,
Die ihr den Winter flieht und haßt?
Die Hoffnung kommt euch nachgezogen
Bis hier an diesen heißen Strand.
Die ihr von Frankreich hergeflogen,
Sagt ihr mir Nichts vom theuren Heimathland?

Drei Jahr schon bitt' ich euch vergebens,
Zu bringen ein Erinnrungspfand
Vom Thale, wo der Lenz des Lebens
In Hoffnungsträumen mir verschwand.
Dort, wo die Fliederbäume stehen
An eines klaren Bächleins Rand,
Habt ihr gewiß mein Haus gesehen,
Sagt ihr mir Nichts vom Thal im Heimathland?

Im Nest dort zwischen Dach und Mauer,
Vielleicht daß ihr geboren seid,
Dann saht ihr meiner Mutter Trauer
Und klagtet um ihr Herzeleid,
Dem Tode nah horcht sie und meinet,
Mein Schritt sei's, der ihr wohl bekannt,
Sie horcht und horcht umsonst und — weinet.
Sagt ihr mir Nichts von Lieb' im Heimathland?

Saht meine Schwester ihr verbunden
Mit dem Geliebten am Altar,
Hat sich zur Hochzeit eingefunden
Bei Sang und Klang die junge Schaar?
Der Kreis der Freunde, treu und bieder,
Der mir im Kampf zur Seite stand,
Sah unversehrt das Dorf ihn wieder?
Sagt ihr von Freundschaft Nichts im Heimathland?

Wo ihre Leichen modern, steigen
Vielleicht die Feind' hinab ins Thal,
Sie machen sich das Haus zu eigen
Und sind der Schwester Angst und Qual.
Für mich ach wird der Mutter Flehen
Nicht mehr zu Gott hinaufgesandt,
Und Ketten muß ich ringsum sehen!
Sagt ihr vom Unglück Nichts im Vaterland?

Der Kranke (1823).

Im Busen fühl' ich heiße Schmerzen wüthen
Die schwache Stimme droht, mir zu vergehn,
Der Lenz erwacht, und um des Weißdorns Blüthen
Hab' ich schon summend Bienen schwärmen sehn,
Gott blickte segnend auf die Erde nieder
Die blau und rein den Himmel strahlen sieht,
O schwache Stimme, kehr' erstarkt mir wieder,
Noch giebt es schöne Tage für dein Lied.

Dem Wein, so will's mein Arzt, soll ich entsagen,
Der Frohsinn schwand, die Stirn ist fahl und bleich,
Doch Liebe kommt zurück in Lenzestagen,
Der Vogel nistet schon im grünen Zweig,
Und Alles sproßt in neuem Lebensdrange,
Dieweil ein warmer Hauch die Flur durchzieht,
Ertön' aufs Neu', o Stimm', in weichem Klange
Noch blühen Lieb' und Freude für dein Lied.

Wie viel beut Frankreich noch, es zu besingen!
Die Tricolore, die vergessen scheint,
Die neuen Namen, die empor sich schwingen,
Der Fall des Adlers, den das Volk beweint,
Die Rednerbühne, von Gefahr umgeben,
Die unsre Kämpfer ins Verderben zieht,
O Stimme, such' erstarkt dich zu erheben,
Noch giebt es Ruhm zu singen für dein Lied.

Die Freiheit, ob verbannt, zeigt sich den Blicken,
Sie kehrt zurück, beug' ihr dich, Tyrannei,
Vergeblich suchest du sie zu ersticken
Und rufest gegen sie den Nord herbei,
Er drohte mit der Knechtschaft rauhem Zwange,
Doch sieh, wie er schon wieder heimwärts flieht.
Ertön', o Stimm', in stolzem, freiem Klange,
Noch giebt es Sieg zu singen für dein Lied.

Beim Hauch des Zephyrs steht die Welt in Blüthe
Und schmückt sich mit des Frühlings reichstem Kleid,
Doch ach kein muth'ger Sinn herrscht im Gemüthe,
Und unruhvoll blickt jeder auf die Zeit.
Hellas stirbt hin, Europas Völker beben,
Nur Frankreich grollt bei Allem, was es sieht.
Zum Trost, o Stimme, mußt du dich erheben,
Noch giebt es manchen Märtrer für dein Lied. —

---

* Neue Hansische Geschichts-, Cultur- und Charakterbilder.

Von Heinrich Asmus.

II. Kaiser Karl IV. in Lübeck.

Im Mittelalter, wo die Fürsten häufig ihre Residenz wechselten, da sie in derselben nicht diejenige Unterhaltung und Abwechselung fanden, wie jetzt, suchten sie sich durch den Besuch anderer Städte schadlos zu machen, und wählten am liebsten dazu die damals so vermögenden Reichsstädte, wo sie denn auch unter seltenen Ausnahmen, immer mit offenen Armen empfangen wurden, wenn auch diese „Ehre“ ungemein viel Geld kostete. Auch Lübeck widerfuhr ein solcher kostspieliger Besuch am 22. October 1375, wo Kaiser Karl IV. nebst seiner Gemahlin Isabella und Gefolge auf zehn Tage in der Hansastadt verweilte. Nie war und nie ist später wieder für die lübischen Patricier ein so glanzendes Phänomen aufgegangen. Zwar würdigte Friedrich Barbarossa schon 1181 Lübeck eines Besuches, aber nicht als Gast, sondern als Sieger; um so eifriger war man dann auch jetzt bemüht, dem als Gast kommenden Kaiser einen prunkvollen Einzug und einen genußreichen Aufenthalt zu verschaffen, zumal das Gerücht umlief, Karl beschäftige sich mit dem großen Entwurfe, Lübeck zu einer welthandelnden Stadt zu machen. Wenigstens behaupten alte Geschichtsbücher, daß der Kaiser den Plan gehabt haben soll, durch eine Wasserverbindung den Handelszug aus dem Süden nach dem Norden über Lübeck zu ziehen. War dies wirklich seine Absicht, so möchte sie mehr im Interesse des von ihm überall bevorzugten Böhmens als Lübecks entstanden sein.

Am Tage der eilftausend Jungfrauen waren alle Vorkehrungen zum Empfange bereits beschafft und am andern Morgen in der Frühe kam das Kaiserpaar vor Lübeck an und begab sich unverzüglich in die vor dem Burgthore gelegene Gertruden-Kapelle, um sich den kaiserlichen Schmuck anzulegen. Dorthin begaben sich die Herren des Rathes, die Patricier, alle Nonnen und Mönche mit dem Bischof und den Domherren an der Spitze. Ein Crucifix wurde ihnen vorgetragen, das Chorknaben mit brennenden Wachskerzen und Rauchfässern umgaben. Als Karl und Isabella in vollem kaiserlichen Ornate aus der Kapelle traten, näherten sich ihnen die Herren des Rathes und die Geistlichkeit und überreichten dem Kaiser die Schlüssel der Stadt und ein — Crucifix; letzteres küßte der hohe Gast, nahm sodann die ersteren, gab sie aber sogleich dem Rathe zurück. Dann ordnete sich der Zug, den der „Marschalk“ mit kaiserlichen Heerpaukern und Trabanten eröffnete. Ihm folgte ein Rathsherr mit den Schlüsseln der Stadt, auf einer silbernen Gabel tragend, als Zeichen der Herrschaft des Reichs über die Stadt. Hieran schlossen sich auf muthigen Rossen der Herzog Albrecht von Lüneburg mit dem Reichsschwerte und der Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Reichsscepter. Hiernächst ritt der Kaiser auf einem herrlich geputzten Pferde, dessen Zaum zwei zu Fuße gehende Bürgermeister hielten, unter einem köstlichen, aus Sammet und Goldstoff bestehendem Baldachin, den vier der angesehensten Patricier trugen. In gehöriger Entfernung folgte Erzbischof Friedrich von Cöln mit dem Reichsapfel. Darauf erschien die Kaiserin auf einem prächtigen Zelter, ebenfalls unter einem prachtvollen Thronhimmel von den schönsten Stoffen, der auch von vier Patriciern getragen wurde, während ihr Pferd zwei

Rathsherrn leiteten. Dann folgten auf muthigen Rossen: Albrecht, Herzog von Mecklenburg, Wilhelm, Markgraf von Meißen, Jost, Herzog von Mähren, Heinrich und Nicolaus, Grafen von Holstein, Günther, Graf von Rupin und viele adelige Herren und Damen, Ritter, Kammerherren, Officiere, Pagen und Diener. Den Zug schlossen die Herren des Raths von Lübeck, die Geistlichkeit, die Patricier, bewaffnete Bürger unter ihren Quartier- und Hauptleuten und kaiserliche Trabanten, alle auf das Herrlichste mit Gold und Pelzwerk geschmückt, oder in glänzenden Waffen.

Die Frauen aus den reichen lübischen „Geschlechtern“ empfingen, mit köstlichen seidenen und fein ausgenähten leinenen Kleidern angethan, und reich geschmückt mit Gold und Edelgestein die kaiserlichen Majestäten am Burgthore, auf einem eigends zu diesem Zwecke erbauten Amphitheater, wofür ihnen gar freundliche Blicke von den hohen Gästen entgegengebracht wurden. Der Zug bewegte sich sodann wieder in die Stadt, durch die mit gelbem Sande und grünen Zweigen bestreute breite Straße nach der Domkirche, wo der Bischof Bertram Cremon das Hochamt hielt und die Geistlichen mit freudigem Zuruf den Kaiser empfingen und Ecce adveni Deus judicium tuum! Ecce advenit dominator Dominus et regnum in manu ejus et imperium! mit dem Versikel: Deus judicium tuum Regi da! [Gott, gieb Verstand dem Könige!] angestimmt haben sollen, wie einige Chronikenschreiber behaupten wollen.

Nach vollbrachtem Gottesdienst bewegte sich der Zug, umwogt von einer zahllosen Volksmenge, durch die Königstraße nach dem Hause des Patriciers Darzouwen, an der Ecke der unteren Johannisstraße gelegen, das jetzt mit Nr. 659 bezeichnet und in dem mehre Jahrhunderte später das „Lübecker Wunderkind“ Christian Heineken geboren wurde; die Kaiserin wohnte ihrem Gemahl gegenüber, in dem Eckhause der obern Johannisstraße, jetzt Nr. 5 bezeichnet. Beide Häuser waren durch eine bedeckte, hölzerne und mit Blumen und Guirlanden geschmückte Gallerie verbunden und zwar so, daß man ungesehen quer über die Königstraße von dem einen Hause in das andere kommen konnte, so oft man wollte. Während das Volk die gereinigten und auf's beste gezierten Straßen jubelnd durchwogte, begab sich der gesammte Rath zur Beglückwünschung zum Kaiser, welcher in gewinnenden Worten für den imposanten Empfang dankte und die Mitglieder des Rathes bei dieser Gelegenheit „Herren“ nannte. Gegen dieses Prädicat wollte der älteste Bürgermeister, Jacob Pleßkow, im Namen seiner Collegen protestiren und suchte dasselbe auf eine bescheidene Art abzulehnen, indem er meinte, daß er und seine Amtsgehülfen auf diesen Titel keine Ansprüche machen dürften, da sie nur des Kaisers gehorsamste Diener wären; allein Karl blieb bei seinem Ausspruch und fügte noch hinzu: „Die Magistratspersonen zu Lübeck sind kaiserliche Räthe und verdienen allerdings den Namen Herren, da die Vorrechte, welche Lübeck von den Kaisern erhalten, nicht geringer sind als diejenigen, welcher Rom, Venedig, Florenz und Pisa sich erfreuen.“

Wer Karl's Character aus den Zeitbüchern nicht kennt, möchte glauben daß die Lübecker auf diese Schmeichelei viel gegeben hätten; aber seine Freundschaft faßte immer seinen eigenen Vortheil in's Auge und war niemals weniger aufrichtig, als wenn sie vollkommen zu sein schien. Als Belege für das Gesagte wollen wir einige Züge aus seinem Leben mittheilen. Karl IV., deutscher Kaiser von 1346 bis 1378, stammte aus dem Hause Luxemburg, wurde 1316 geboren und in Paris erzogen. Schon nach des Kaiser Ludwigs Tode (1347) hoffte Karl, der das Königreich Böhmen geerbt, ohne Hindernisse den Kaiserthron zu besitzen; allein die Reichsfürsten sahen in ihm einen Diener des Papstes und erklärten seine Wahl für nichtig, da aber Eduard III. von England, die Wahl ausschlug, erwählte man den tugendhaften und heldenmüthigen Grafen Günther von Schwarzburg zum Kaiser, dessen Karl, wie einige Schriftsteller, jedoch ohne hinreichenden Beweis, angeben, sich nur durch Gift zu beseitigen wußte. Diejenigen, welche Günther in seinen letzten Augenblicken umgaben, entrissen ihm eine Entsagung, die Karl ihnen theuer bezahlte, der eben so freigebig war, wenn es der Sättigung seines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubsüchtig, wenn er seiner Habsucht genügen konnte. Jetzt strebte Karl mit allen Kräften, seine Feinde zu versöhnen. Er vermählte sich mit der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, belehnte den Herzog Rudolf von Oesterreich mit Tirol und brachte es dahin, daß er einstimmig zum Kaiser erwählt und zu Aachen gesalbt wurde. Im Jahre 1354 begab er sich nach Italien, um sich vom Papste krönen zu lassen. Auch diese Gunst erkaufte er sich durch Bedingungen, die ihn dem Spott und der Verachtung preisgaben, indem er sich anheischig machte, ohne Heeresmacht zu erscheinen. Kaum war er aber gekrönt, so bemächtigte er sich der Reichsinsignien und ließ sie gegen sein ausdrückliches Versprechen nach Böhmen bringen, vernichtete alle Verfügungen seines Großvaters, Heinrich VII., gegen Florenz, und trat Padua, Verona und Vicenza an Venedig ab, entsagte aber in einem Vertrage jeder Oberherrschaft in dem Kirchenstaate, ja er versprach eidlich, nicht ohne des Papstes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. So kehrte er, von den Guelfen verspottet und den Ghibellinen verwünscht, nach Deutschland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ. Zwar erwarb er sich dadurch einige Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit, aber diese Ansprüche wurden gar schnell ausgelöscht durch den allgemeinen Unwillen, den ein mit seiner Bewilligung von dem päpstlichen Nuntius gemachten Antrag erregte, zum Vortheil des Papstes eine Abgabe einzuführen, dessen Betrag dem zehnten Theil der Einkünfte aller geistlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widersetzten sich nachdrücklich und Karl wurde durch seine Aengstlichkeit, die Reichsfürsten zu besänftigen, soweit fortgerissen, daß er ankündigte, er wolle der Versammlung vorschlagen, sich mit einer Reform der deutschen Geistlichkeit zu beschäftigen; als aber der Papst, erzürnt über diese Kühnheit des Kaisers, die Kurfürsten aufforderte, ihn abzusetzen, kehrte Karl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück und gab nicht nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte auch der Geistlichkeit alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen und machte sie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein so schwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Daß unter einem so schwachen Regenten Deutschland in seinem Innern nicht ruhig war, ist leicht begreiflich: Räuberbanden plünderten es allenthalben. Karl zog zwar gegen sie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen. Italiens Zustand war nicht minder traurig: Toscana seufzte unter der Anarchie und die Lombardei ward von Bürgerkriegen zerrissen. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von seinen Feinden und gehaßt von seinen Bundesgenossen, kehrte er nach Deutschland zurück. Nachdem Gregor XI. ihn ermächtigt hatte, seinen Sohn Wenzel zum römischen Könige wählen zu lassen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimmen der Kurfürsten, theilte ihnen überdies Besitzungen am Rhein und mehre Reichsstädte zu und erlangte so seinen Zweck; dem Papste erwies er aber dadurch seine Dankbarkeit, daß er der Geistlichkeit

noch größere Rechte einräumte. Das Reich war seinem Verfalle nahe, als Karl 1378 zu Prag starb.

Wir kehren jetzt zu dem kaiserlichen Besuche in Lübeck zurück. Gleich dem Kaiser behandelten auch die Edlen und Ritter die lübischen Patricier wie ihres Gleichen und das war in damaliger Zeit schon von Bedeutung, da sich die Ritter sonst auf jegliche Weise von den Städtern zu unterscheiden suchten. Wenn auch die Ebenbürtigkeit der Altbürger noch in guter Erinnerung war und durch deren Berechtigung, Lehne zu empfangen, sich auswies, so machte der Ritter doch gerne auf manche unritterliche Beschäftigung der Patricier und darauf, daß sie Genossen einer unritterlichen Gemeinde wären, aufmerksam. Dies war hier nicht der Fall, keine derartige Aeußerung wurde aus dem Gefolge des Kaisers laut, im Gegentheil, bestätigte Karl die Adelsbriefe der lübischen Patricier, wodurch diese noch hochmüthiger wurden und mit Geringschätzung auf den erwerbenden Bürger herabblickten. — Als die Abenddämmerung eingetreten, wurden alle Häuser mit „Leuchten“ oder Laternen behangen, so daß es überall so hell ward, als wenn es lichter Tag wäre, woraus wir ersehen, daß die Freude allgemein war in Lübecks Mauern während der zehn Tage, die das hohe Kaiserpaar dort verweilte. Da wurde bankettirt und getanzt, daß die Pfeiffer und Pauker den ganzen Tag keine Ruhe fanden. Jeden Abend Illumination, täglich neue Vergnügungen. Turniere auf dem Marktplatze, öffentliche Spiele nach der Sitte und dem Geschmack damaliger Zeit, wechselten mit einander ab. Ganz besonders überboten sich bei Gastmälern und Ritterspielen die lübischen Patricier und stachelten dadurch die vor einem Jahr lautgewordene Unzufriedenheit der Bürger von Neuem wieder auf. Aber auch diese bemühten sich, diese in den Annalen der lübischen Geschichte so denkwürdigen Tage auf das Glänzendste auszuzeichnen.

Um auch den Aermeren außer der Freude des Zusehens einen Spaß zu machen, ließ man, wie sonst wohl zur Fastnachtzeit, zwölf geharnischte und mit Keulen bewehrte Blinde auf dem Marktplatz nach einem Schwein schlagen, das an einen Pfahl gebunden war und dem gehören sollte, der es mit der Keule tödtete. Nun schlugen aber die blinden Kämpfer sich selbst mehr auf die Fäuste und Köpfe, als daß sie das Schwein trafen. Und obgleich alles „fein lustig und kurzweilig anzusehen war“, so hielten doch plötzlich die Kämpfer mit dem Schlagen inne, ließen die Keulen ruhen, traten zusammen und beredeten sich mit einander, ob es nicht rathsamer sei, wenn zur Zeit nur Einer nach dem Schweine schlage. Dieser Vorschlag gefiel allen gar sehr. Darauf greift der Redner wieder zur Keule und tappt mit den Füßen so lange umher, bis er an den Strick gekommen; dann tritt er immer näher und näher, und als er merkt, daß er dicht bei dem Schweine ist, schlägt er unter „Halloh!“ des versammelten Volkes mit Freuden drauf los, bis es fällt; dann wirft er die Keule von sich, ergreift sein Messer und schneidet dem Thiere die Gurgel ab.

Nach Verlauf von zehn festlichen und freudevollen Tagen verließ Karl IV. mit gleichem Pompe die Travestadt und zwar durch das Mühlenthor, das damals am Walle lag, wo jetzt die Navigationsschule ist. Das alte Thor ward ihm zu Ehren, sobald der Zug durchpassirt war, vermauert und das neue Thor dorthin verlegt, wo es noch jetzt ist. Die Domherren kamen wohl mit einer Klage dagegen ein, indem sich durch die neue Lage des Thors ihr Zank mit dem Rath wegen der Accise und der Mühlen, minderte, sie mußten sich aber darin doch fügen.

Der kaiserliche Besuch hatte der Stadt ein enormes Geld gekostet, denn Lübeck hatte weit mehr gethan, als es sollte und konnte. Kaum hatte der Kaiser mit seinem zahlreichen Gefolge die Stadt verlassen, so wurden die Klagen auch schon laut. Die Bürger sagten den „Herren“ geradezu „ehrerbietigst“ in's Angesicht, als gleich darauf eine Kopfsteuer von 1 Mark ausgeschrieben wurde: „als der Kaiser und die Grafen in Lübeck gewesen, hätten sie ziemlich stolz auf die Bürger herabgeblickt und sie nicht werth gehalten, ihre Lustbarkeiten zu theilen, jetzt aber da dieselben bezahlt werden sollten, schienen sie ihnen gut genug.“ Jedoch währte die Ruhe noch einige Jahre, bis sie endlich im Jahre 1384 auf eine blutige Weise unterbrochen wurde, wie wir demnächst dem Leser in einem besondern Artikel mittheilen werden

* Griechischer Nationalkalender für 1866.

Das Bremer Sonntagsblatt von 1864 brachte in seiner letzten Nummer einen Artikel über einen für das Jahr 1865 in Paris, und zwar bereits in seinem fünften Jahrgange erschienenen griechischen „Nationalkalender“ (Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον), über dessen Form, Zweck und Inhalt der Artikel sich aussprach. Der „Kalender“ ist nun auch in seinem sechsten Jahrgange auf das Jahr 1866 erschienen, und neben andern Besprechungen und Urtheilen über den vorjährigen „Nationalkalender“ in der französischen, griechischen, englischen und rumänischen Presse, die derselbe mittheilt, findet sich dort auch, zugleich in griechischer Uebersetzung, jener Artikel aus dem Bremer Sonntagsblatt abgedruckt. Um so mehr mag es gerechtfertigt erscheinen, auch des neuesten Jahrgangs hier mit einigen Worten Erwähnung zu thun, zumal auch letzterer wieder nicht nur für griechische Leser, sondern auch für das Ausland und für die der Sprache kundigen fremden Leser manches Anziehende enthält, und für Belehrung und Unterhaltung verschiedene Artikel ihre Aufmerksamkeit verdienen. Auch darf das Unternehmen an und für sich und in seinen allgemeinen Beziehungen zur Literatur Europa's nicht unbeachtet bleiben. Im Aeußeren ist der „Kalender“ unverändert geblieben, und er ist, wie für 1865, so auch im neuesten Jahrgang in einer doppelten Ausgabe zu sechs und zu fünfzehn Franken, je nach Verschiedenheit des Einbands und der äußern Ausstattung, in Paris (rue des Saints-Pères, 19, und rue Miromenil, 8) und in Athen erschienen. Die Illustrationen, ohne die es nun einmal auf diesem, wie auf ähnlichen Gebieten der Literatur nicht mehr geht, sind der verschiedensten Art, wennschon sie ihren Gegenständen nach meist Griechenland betreffen und griechische Darstellungen enthalten. Außer architektonischen, topographischen, landschaftlichen und dergleichen Ansichten aus Griechenland enthält jener Jahrgang eine große Anzahl photographirter Portraits von berühmten und mehr oder weniger bekannten Griechen und Ausländern, Männer der Wissenschaft und der Kirche, des Kriegs und des Staats. Ueber alle diese giebt zugleich eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung biographische und andere Notizen, die, insofern namentlich die einzelnen Artikel Griechen zum Gegenstand haben, von geschichtlich-literarischem Werth sind, und auf welche wir daher die abendländischen Literatoren besonders aufmerksam machen. Auch der sonstige Textinhalt des Kalenders ist von großer Mannichfaltigkeit. Neben statistischen Notizen über einzelne Zweige des Staatslebens in Griechenland, z. B. über die Universität in Athen, so wie den öffentlichen Unterricht im Königreich Griechenland (während des Schuljahrs 1862—1863), über den griechischen Handel mit dem Ausland im Jahre 1862, über

den Post- und Briefverkehr des Landes im Jahre 1864, enthält der neueste Jahrgang des griechischen Nationalkalenders verschiedene Artikel von griechischen und fremden Gelehrten über die alte und neue griechische Sprache, so wie mancherlei ethnographische und culturgeschichtliche Mittheilungen über einzelne Gegenstände des griechischen Volkslebens und des griechischen Landes. Daß die Poesie nicht ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst. Eben so wenig ist es die Tagesgeschichte Griechenlands, und namentlich enthält der vorliegende griechische Nationalkalender auf 1866 einen im Juni 1865 geschriebenen längern Artikel über die politischen Ereignisse in Griechenland vom Juni 1862 bis Juni 1865, der verständig und mit möglichster Unbefangenheit über die Katastrophe des Königs Otto und über die eigentlichen Ursachen der Octoberrevolution von 1862 sich ausspricht und die geschichtlichen Ereignisse in Griechenland seit jener Zeit schildert. Der verständige und patriotische Verfasser des Artikels konnte, als er ihn schrieb, noch ein gewisses Vertrauen in die damalige Lage der Dinge und zu dem Könige selbst, so wie die besten Hoffnungen für die Zukunft des Landes und des Volkes haben oder wenigstens das eine wie die anderen zu haben vorgeben; wir sind jedoch der Ansicht, daß das seitdem in Griechenland ungescheut getriebene, die Gegenwart und die Zukunft des unglücklichen Landes ebenso erschütternde als gefährdende Spiel der politischen Parteien ihm die Augen geöffnet haben müssen und daß es ihm klar geworden sein werde, daß, wenn die Griechen fortfahren, das erbärmliche Schauspiel auch fernerhin aufzuführen, was sie seit ihrer Befreiung von der türkischen Herrschaft mit wenig beneidenswerther Consequenz gespielt haben und die innere Wiedergeburt vernachlässigen, welche einer politischen Erhebung eines Volkes stets vorangehen und ihr zu Grunde liegen muß, dafern die politische Erhebung festen Bestand und eine Zukunft haben soll, sie selbst die politische Zukunft ihres Landes muthwillig und mit vatermörderischer Kaltblütigkeit vernichten. Die Verbindung der politischen Parteien, ihres Egoismus, ihres Hochmuths und ihrer Herrschsucht, mit der eitlen Ueberbildung gewisser Klassen des Volks kann für Griechenland zu einem anderen Ausgange nimmermehr führen. Die Zanksucht und das Uebermaaß seines politischen Unverstands kann das Land nur ins Verderben stürzen, an dessen Rande es in der letzten Zeit seiner politischen Wiedergeburt schon oftmals geschwebt hat, und Griechenland würde demnach sein Geschick erfüllen — vor der Zeit! Die Frage liegt nahe: Was hat Griechenland und das griechische Volk durch die Octoberrevolution 1862 wesentlich gewonnen?

* Herder über den Kaiser Leopold II.

Bald achtzig Jahre sind seit der Reise verflossen, welche Herder 1788/89 im Gefolge der Herzogin-Mutter Amalie von Weimar nach Italien unternahm, ohne daß über dieselbe von ihm des Mehreren bekannt geworden ist, als was seine Frau in den Erinnerungen aus seinem Leben darüber mitgetheilt hat. In Florenz hatte er mit dem damaligen Großherzog von Toscana, späterem Kaiser Leopold II. eine Unterredung, die einen bedeutenden Eindruck zu hinterlassen schien, so daß Herder nach seiner Heimkehr noch oft davon zu erzählen gewußt hat. Solches geschah auch wiederholt gegen Herzog Karl August, welcher ihn zu einer Aufzeichnung darüber veranlaßte, die jetzt in den Preuß. Jahrb. zum ersten Male veröffentlicht wird. Sie lautet:

„Sehr interessante Stunden waren es für mich, da ich nach so vielem Merkwürdigen, das ich in Florenz gesehen hatte, die Ehre und das Glück genoß, den Großherzog selbst zu sprechen, ohne daß ich darum angehalten hatte. Er hatte durch den Grafen Hohenwart von mir gehört, und als er an einem seiner gewöhnlichen Tage in die Stadt kam, um die Klagen oder Bitten seiner Unterthanen anzuhören, war ich um 11 Uhr bestellt, da er denn sogleich mich vor sich ließ und bis fast 2 Uhr sich über eine Menge Dinge mit mir so gedrängt und lebhaft unterhielt, daß während dieser ganzen Zeit kein leerer Augenblick sich zwischen einzuschleichen Raum hatte. Das Gespräch betraf fast mit keinem Worte die Gelehrsamkeit und noch weniger die gemeinen Trivialitäten, von denen man mit Reisenden reden zu müssen glaubt, wenn man nichts besseres weiß, sondern, wenn ich sagen darf, allgemeine Bedürfnisse der Menschheit, Anstalten für dieselbe, den Zustand der und jener Nation, Grundsätze dieser oder jener Regierung, mit so manchem, was davon abhängt oder sich daran bindet. Der Großherzog selbst leitete das Gespräch; er fragte und sagte seine Meinung; das Letzte allemal mit der Energie, die ihn ganz charakterisirt, und die bei jedem Wort zeigte, daß er in diesen Sachen zu Hause ist, daß er sie oft durchdacht hat und darin, wie in einem Geschäft, wie in einer Kunst lebt. Ich glaube nicht, daß er sich von einer bloßen Wort-Theorie nur einen Begriff machen kann, ob er gleich viel und täglich lieset, die besten Schriften der aufgeklärten Nationen Europas kennt und sein System daraus gebildet hat; es ist aber ein praktisches System, sein Geist ist ganz energisch und thätig, wie es auch seine Gestalt und seine tägliche Lebensart zeiget. Ich glaube nicht, Ew. Durchl. von der letzten unterhalten zu dürfen, da sie bekannt ist, und auch den Faden eines so gedrängten lebhaften Gesprächs zu wiederholen, würde mir unmöglich sein, so sehr ichs wünschte. Unvermerkt legt man Poesie in solche Gesprächsscenen, sobald man sie niederschreibt; und immer geben sie doch nur ein täuschendes, unvollkommenes Bild des wahren Gespräches. Aber die Grundsätze, die aus des Großherzogs Seele, sowie aus allen seinen Urtheilen und Aeußerungen hervorleuchteten, haben sich zu kenntlich in mein Gemüth gedrückt, als daß ich von ihnen nicht sicher sprechen und schreiben könnte; seine Regierung selbst ist auch zu ihnen gleichsam die Probe, und ich kann mir nach dieser Unterredung manches in dieser erklären, was ich vorher nicht recht zusammen zu reimen wußte.

Nichts drückte sich so augenscheinlich in seinem Gespräche ab, als daß er den Kriegsgeist wilder Eroberung nicht liebe, und die Regierungskunst in ganz etwas anderes setze, als in eine unruhige oder eigennützige oder eitle Erweiterung der Länder. Natürlich hat ihn seine Situation in Italien, in welche er frühe kam, und in der er so lange fortgewirkt hat, in dieser Denkart befestigt; sie ist aber auf etwas Tieferes und Edleres, als auf diese seine jetzige Lage gegründet, nämlich auf Einsicht in das Wohl eines Landes und den Zweck aller menschlichen Regierung. Er hat seit einer Reihe von Jahren bessere Beschäftigungen eines Regenten kennen lernen. Er sprach vom Eroberungsgeiste als von einem Reste voriger roher und barbarischer Zeiten so bestimmt, hat es auch sowohl durch die Grundsätze, nach denen er regiert und die Stände seines Landes betrachtet, als auch durch die Grundsätze, in denen seine Prinzen erzogen werden, wie mich dünkt, genugsam erwiesen, daß der Geist seiner Regierung nicht militärisch sei. Und eben hiedurch, glaube ich, wird er, falls das Schicksal ihn noch zum Nachfolger seines Bruders bestimmt hätte, den Staaten desselben sehr aufhelfen, indem er in solchem Fall gewiß zeigen würde, was durch Ordnung, Klugheit und feste Verträge der Friede über

den Krieg vermag. Als vom Fürstenbunde die Rede war, sagte er: „wenn der Fürstenbund nichts als die Erhaltung der deutschen Constitution zum Zweck hat, so ist er nicht zu tadeln, und ich sehe nicht, warum nicht der Kaiser selbst ein Mitglied davon sein könnte; die Constitution Deutschlands zu erhalten, ist er ja eben Kaiser.“ Ueberhaupt hat er von dem, was wahre Constitution eines Landes ist, sofern solche auf Gesetzen, auf innerlicher Ordnung und Beobachtung gegenseitiger Pflichten, auf einem Gleichgewicht der verschiedenen Stände gegeneinander beruhet, einen hohen Begriff; wie er denn auch seinem Lande, das vorher im Grunde keine Constitution hatte, zuerst eine solche gegeben. Gegen den Despotismus sprach er mit einer Art Eifer: er redete von ihm als von einer nicht nur ungerechten, sondern unverständigen Sache. Der Despotismus helfe nichts, sondern bringe alles in Verwirrung. Gesetze müßten regieren, nicht Willkür; denn am Ende könne doch die Willkür des Fürsten weder die Dinge, wie sie sind, noch ihre Folgen ändern. Er sprach von einem benachbartem Hofe, der auch in weltlichen und Regierungssachen infallibel sein wollte, mit einer Art von Verwunderung, wie man so sein könnte; und er selbst hat sich nicht geschämt, Gesetze frei zurückzunehmen, sobald sie nicht taugten. Er geht aber auch mit langsamem Schritt zu wirklich neuen Gesetzen; er versucht die Sache, sobald sie ihm zweifelhaft scheint, erst durch particulare Befehle, bis er sich von der Güte derselben überzeugt hat, da ihn denn auch nichts mehr wankend macht oder davon abwendet. Energie scheint mir überhaupt die Basis seines Charakters zu sein; Calcül und Ordnung sind die nothwendigen Erfordernisse seine Wirksamkeit zu bestimmen und einzuschränken. Als ich ihm über die letzte ein Compliment machte, sagte er: „Da loben Sie mich über etwas, was ich wirklich aus Bequemlichkeit thue, und aus Noth thun muß. Nichts erspart so viel Zeit, als Ordnung: nichts giebt so klaren Begriff einer Sache, als der Calcül. Wer beide nicht von selbst lernen will, den muß sie die Noth lehren.“ In beiden hilft ihm aber auch ungemein sein großes Gedächtniß; sowie ich gegenseitig glaube, daß dies sein ungeheures Gedächtniß, von dem man mir sonderbare Proben erzählt hat, sich eben auch durch die Ordnung, die in seinen Geschäften herrscht, durch den immer frischen Anblick, den er sich von Personen und Sachen giebt, durch die Erzählungen, die er sich dabei thun, durch die Nachrichten, die er sich von individuellen Umständen fortgesetzt geben läßt, so sehr geordnet und gestärkt habe. Daß dabei ganz der Geist des zu kleinen Details zu vermeiden sein sollte, läßt sich nicht vermuthen; indessen ist dem Großherzoge dadurch sein kleines Land so übersehbar geworden, daß ers beinah wie ein Hausvater sein Haus oder Landgut kennet. In manchen Dingen, versichert man, um die er sich in den ersten Jahren vielleicht zu sehr bekümmerte, hat er einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit nachgelassen; und es kann nicht fehlen, daß er sie in manchem nicht noch mehr herabstimmen sollte, wo sie nicht zu seiner täglichen Lebensweise gehört. Er ist nahe am Ziel, sein Land völlig umgeschaffen und eingerichtet zu haben; und er hat nach dem Zustande, in welchem er es fand, nach dem Verhältniß, das es insonderheit gegen Rom hat, nach der Proportion desselben zu seiner Familie u. s. f. während seiner langen Regierung und täglichen Bemühung gewiß regieren gelernt.

Vielleicht fragen Ew. Durchl., woher es denn komme, daß bei allen diesen und so lange fortgesetzten Bemühungen für's Wohl seines Landes, den Großherzog nicht eben die allgemeine Liebe seines Volkes belohne? Woher es komme, daß zumal in Florenz die alte Fröhlichkeit und mit ihr ein Theil des Genies dieser geniereichen Nation unterdrückt und auf eine Zeit erstorben scheine? Wie es sein könne, daß ein so einsehender Regent an einigen revoltanten Einrichtungen mit einer Festigkeit hange, die mehrere Begüterte aus dem Lande getrieben? ja vielleicht noch manches andere, das die sogenannte Hofpartei der Jansenisten, die Unzufriedenheit des Adels, das Mißtrauen des Fürsten gegen die Nation, die Muthlosigkeit der Academien, die Schläfrigkeit der Universitäten anbetrifft u. s. f. Allein in allem diesem greifen so mancherlei Dinge ineinander; es scheinet mir dabei so vieles auf die Lage von Florenz und seine vorige Beschaffenheit, auf die Erziehung und Familiendenkart des Großherzogs, auf die Nähe Roms, auf die ganze jetzige Gestalt und den Grad der Cultur Europas anzukommen, daß hierüber zwar Manches zu muthmaßen, zu reden, Weniges aber zu behaupten und zu schreiben sein dürfte. Keinem Sterblichen haben die Götter Alles verliehen: so auch keinem Lande, keiner Zeit Alles.

Der ökonomisch-politische Geist unseres Jahrhunderts drückt ja nicht nur in Florenz, sondern überall auf Alles sein Siegel und gewiß werden nicht allenthalben so große Anstalten für die Nachwelt gemacht, wie in Toskana. Das ganze Instrument wird rein gestimmt und ist scharf bezogen; kann doch einst ein jüngerer Nachfolger hie und da eine Seite nachlassen, wo sie ihm überspannt dünkt. Den Schlüssel zu einer mildern Harmonie muß ihm alsdann der Geist seiner Zeit geben.“

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Briefe von Johann Peter Uz. — Huber. Die latente Association. — Michelet. Naturrecht. — Eckardt-Volmar. Helene. — Bitter. Mozarts Don Juan und Glucks Iphigenia. — Stahl. Reisebilder. — Mengersen. Cheruskee und Römer. — Pécaut. Die reine Gottesidee des Christenthums. — Fröbel. Kleine politische Schriften. — Müller. Der Wildpfarrer.

* Dr. Wilhelm Stricker in Frankfurt a. M. veröffentlicht zwei ungedruckte Briefe Goethe's, die an seinen Großvater Wilhelm Friedrich Hufnagel gerichtet waren, welcher zur Zeit ihrer Abfassung Professor an der Universität Erlangen war. Hufnagel war am 15. Juni 1754 in der Reichsstadt Hall in Schwaben geboren, wo sein Vater ältester Städtmeister (Bürgermeister) war. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1773 in Altdorf und seit 1776 in Erlangen Theologie und Philologie, wurde in Erlangen 1778 Magister, 1779 prof. extraord. philos., 1783 prof. theolog., 1786 Prorector, 1788 Pastor der akademischen Kirche und Vorsteher des fürstlichen Predigerseminars. Er erhielt 1791 einen Ruf als Senior der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit nach Frankfurt a. M. und trat, nachdem er sich am 19. Sept. mit der zweiten Tochter des Hofraths Prof. Breyer verheirathet, am 12. Oct. sein neues Amt an. In Frankfurt erwarb er sich besonders um die Verbesserung des Schulwesens große Verdienste. 1822 wurde er pensionirt und starb am 7. Februar 1830. Näheres über ihn findet man in der von Stricker 1851 im Sauerländer'schen Verlage herausgegebenen Schrift: „Erinnerungsblätter an W. F. Hufnagel.“ Der hier genannte Hr. Vulpius ist Goethe's späterer Schwager, Christian August Vulpius, geb. 1762 zu Weimar, welcher in Jena und Erlangen studirte, und nachdem er in verschiedenen Städten Frankens und in Leipzig privatisirt, in Weimar als Theatersecretär angestellt wurde. Er starb als Aufseher des Münzcabinets, erster Bibliothekar und herzogl. Rath in seiner Vaterstadt am 26. Juni 1827 und ist als Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“ (3 Bde. Leipzig 1799; 6. Aufl. 1843) sowie als Herausgeber der „Romantischen Geschichten der Vorzeit“ (12 Bde. Leipzig 1891—98, und der „Curiositäten“ (10 Bde. Weimar 1811—26) bekannt.

Die Briefe lauten:

I.

Wohlgeborner
Hochgeehrtester Herr Professor,

Bey Ew. Wohlgeb. Aufenthalte in Weimar habe ich das Vergnügen entbehren müssen Ihre Bekanntschaft zu machen, welches mir doppelt unangenehm war da ich mich zugleich einer angenehmen und nützlichen Unterhaltung und der Gelegenheit beraubt sah Ew. Wohlgeb. einen jungen Mann zu empfehlen der sich gegenwärtig in Erlangen aufhält. Er heißt Vulpius und ich nehme mir die Freyheit einen Brief an denselben, mit einigem Gelde beschwert, hier bey zu schließen. Ew. Wohlgeb. werden ihn, wenn Sie ihn einer Unterhaltung und Prüfung würdigen leicht selbst beurtheilen. Er hat Fähigkeiten, ist fleißig gewesen, und nur ein Zusammenfluß von Umständen hat verursacht daß er weder in seinem Vaterlande noch auswärts bisher hat sein Glück finden können. Ew. Wohlgeb. mir bekannte menschenfreundliche Gesinnungen flößen mir das Vertrauen ein Ihnen diesen jungen Menschen zu empfehlen. Er ist bescheiden genug um nicht überlästig zu seyn, könnten Sie aber bey Ihren mannigfaltigen Connexionen irgend etwas für ihn würcken, das ihm auf eine Zeitlang oder gar auf sein ganzes künftiges Leben Vortheil brächte; so würden Sie gewiß keinen Undankbaren verbinden und mich zu angenehmen Gegendiensten dadurch auffordern. Gönnen Sie ihm indessen einigen Zutritt, stehen Sie ihm mit gutem Rath bey und lassen mich von seiner Aufführung einige Nachricht hören. Der ich mit besonderer

Hochachtung unterzeichne

Ew. Wohlgeb.
ergebenster
J. W. v. Goethe.

Weimar
d. 26. Nov. 88.

II.

Ew. Wohlgeb. gefälliges Schreiben mit dem beygefügten Kupfer, habe zu seiner Zeit wohl erhalten. Es thut mir leid daß Ihre gütigen Bemühungen für den jungen Vulpius, sowie die meinigen bißher fruchtloß gewesen sind. Wie er mir schreibt, will er Erlangen verlaßen und sich nach Leipzig wenden. Wolten Sie die Güte haben, da er es wahrscheinl. bedarf, ihm zwey Carolin bey seinem Abschiede reichen, ich werde nicht verfehlen Ew. Wohlgeb. sogleich zu rembourfiren. In der Hoffnung daß Sie mir die neue Beschwerde, welche ich verursache, verzeihen werden, unterzeichne ich mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgeb.
ergebenster Diener
J. W. v. Goethe
t. s. V. p.

Weimar
d. 15. Apr. 1789.

N. S. Ich werde gehindert Hrn. V. selbst zu schreiben und ihm einen Empfehlungsbrief nach Leipzig zu schicken. Wenn er dort anlangt; so soll er sich bey Hrn. Göschen melden dort soll er Briefe finden. —

• Die im Westermann'schen Verlage in Braunschweig erscheinende Zeitschrift „Unsere Tage“, von welcher wir kürzlich berichteten, daß sie in veränderter Gestalt auftrete, bewährt sich neuerdings als sehr umsichtig eingetheilte Revue der Gegenwart und zeichnet sich namentlich durch Vielseitigkeit und Verständlichkeit aus. Alle einzelnen Aufsätze sind populär gehalten und die verschiedenen Richtungen der Fragen unserer Tage, wie Volkswirthschaft, Industrie, Presse, Kunst u. s. w. finden hier genügende Vertretung. Es liegen uns mehrere der letzten Hefte vor, in welchen außer den größeren Abhandlungen über „die Fenians“, „die Pariser Bühne“, „das Maschinenwesen“, „die Krisen“, „die Cholera“, „die Rinderpest“, „die Todesstrafe“ und dergl. wichtigen Fragen der Zeit, die übrigens in möglichst gedrängter Kürze gehalten sind, auch eine Anzahl Biographien von Männern der Gegenwart sich finden. So unter andern Levin Schücking, Elihu Burrit, Julius Rodenberg, Julius Mosen, Karl Vogt, Rogeard, Offenbach, Grillparzer. Als besonders werthvoll dürfte die regelmäßige Fortsetzung der Nekrologe bezeichnet werden, unter denen in den letzten Heften Encke, Wolffsohn, Hauff, Kupffer, Ernst, Wallace, Palmerston, Hutter, Ahn und viele andere sich finden. Auch die kleineren Notizen über Literatur, Theater, Musik, Industrie, Entdeckungen u. dergl. welche am Schlusse jeden Heftes gegeben werden, sind als Rundschau eine angenehme Zugabe.

— Der Leipziger Schriftstellerverein hat folgende Erklärung erlassen: „Eine Ankündigung der sämmtlichen Werke Schillers durch Herrn A. H. Payne in Leipzig und die in ihr enthaltene Aeußerung: das den Erben durch das natürliche Recht zustehende und durch das Gesetz des deutschen Bundes zeitweilig geschützte Eigenthum an Schillers Werken sei eine hemmende Schranke, veranlaßt die am 24. Januar 1866 versammelten Schriftsteller Leipzigs zu folgender Erklärung: Durch das natürliche Recht und das Gesetz ist jedem das von ihm rechtmäßig geschaffene und erworbene Eigenthum als solches gesichert. Jede Beeinträchtigung desselben durch einen zweiten, jede Verletzung aus gewinnsüchtiger Absicht ist strafbar. In dem natürlichen Begriffe des Eigenthums liegt es begründet daß nur dem rechtlichen Besitzer desselben das Recht zusteht darüber zu verfügen. Das literarische (geistige) Eigenthum muß nach demselben Rechtsbegriff wie jedes andere Eigenthum aufgefaßt werden. Der Schöpfer hat ein Recht auf seine Schöpfung. Jedem Menschen muß die Möglichkeit gegeben sein durch seine Arbeit Unterhalt und Eigenthum sich zu erwerben. Eine ausgesprochene Idee, ein Gedanke sind zwar Gemeingut, allein der Gedanke, die Idee allein ist noch kein schriftstellerisches Erzeugniß, kein Kunstwerk. Hierzu werden sie erst gestaltet wenn sie in eine abgeschlossene Form gekleidet sind. Sie werden dadurch ein Erwerbsmittel und Eigenthum dessen der ihnen die Form gegeben hat, und können keinem andern Gesetz als dem allgemeinen Eigenthumsrecht unterliegen. Auch der Staat als solcher hat kein Recht über das Eigenthum anderer ohne dafür geleistete Entschädigung zu verfügen. Jede Beeinträchtigung des literarischen Eigenthums aus gewinnsüchtiger Absicht, jeder Nachdruck eines geistigen Erzeugnisses ohne Zustimmung des rechtlichen Besitzers steht auf gleicher Stufe mit dem Diebstahl. Die Schutzfrist welche durch den deutschen Bundestag dem literarischen Eigenthum gewährt ist, kann nicht dem Rechtsbewußtsein genügen; denn steht dem Bundesstaat oder irgend einem Staat das Recht zu dem literarischen Eigenthum beliebige Zeitschranken zu setzen, so hört es damit von selbst auf Eigenthum zu sein; denn über das Eigenthum kann nur dessen rechtlicher Besitzer bestimmen. Mit demselben Recht könnte der Bundestag das gesammte literarische Eigenthum für Gemeingut erklären. Durch Beschluß des Bundestags ist Schillers Werken bis zum 9. November 1867 nur eine Schutzfrist gewährt. Das Eigenthumsrecht jedoch bleibt für die Rechtserben Schillers auch nach dem Erlöschen derselben, wie es schon vor dem Privilegium bestanden hat. Ihre Erlaubniß einzuholen ist daher jeder ehrenhafte Buchhändler welcher Schillers Werke drucken will, gehalten; wer dieß unterläßt, macht sich einer verwerflichen Handlung schuldig. Daß man aber sogar den unzulässigen Nachdruck Schillers dazu benutzen will schlechten Blättern einen erhöhten Absatz zu verschaffen, dieß wird hoffentlich das ganze deutsche Volk mit Entrüstung von sich weisen. Leipzig, 24. Januar 1866. Im Namen der am 24. Januar versammelten Leipziger Schriftsteller: Der Schriftstellerverein in Leipzig. Dr. Friedrich Friedrich, Vorsitzender.“ Diese Erklärung steht in schreiendem Widerspruch zu allen gesunden wirthschaftlichen Grundsätzen, zu der geltenden Rechtsüberzeugung und zu dem Interesse des deutschen Volkes, welches die endliche Beseitigung des übel gebrauchten Cotta'schen Privilegiums erheischt.

— Die Revue des Deux Mondes brachte in den letzten Monaten eine Reihe von Reiseberichten, die H. Taine aus Italien eingeschickt hatte. Diese Aufsätze sind ungemein frisch und lebhaft geschrieben und konnten nicht verfehlen, Aufsehen zu machen, die Gegner einer so naturalistischen Kunstkritik mit Entsetzen, die Freunde des Neuen, Ungewöhnlichen mit Bewunderung zu erfüllen. Die erste Abtheilung dieser „Voyage en Italie par H. Taine“, welche Neapel und Rom behandelt, ist jetzt (Paris, bei Hachette) als besonderes Werk gedruckt worden; die zweite Abtheilung ist in der Revue des Deux Mondes noch im Erscheinen begriffen; sie wird Florenz und Venedig behandeln. Taine's ästhetische und historische Weltanschauung ist eine derb realistische und wird namentlich in Deutschland und England mancherlei Widerspruch erfahren haben; dessen ungeachtet sind diese Reisebriefe sehr beachtenswerth.

— In der Handschriftensammlung der moskauer Universitäts-Bibliothek hat Prof. Dr. Völkel einen Pergament-Codex aufgefunden, der aus dem 13. Jahrhundert herzurühren scheint und zwölf von den Briefen Cicero's ad familiares enthält.

— Der Guß der beiden Königs-Reiter-Statuen, Friedrich Wilhelm's IV. und König Wilhelm's I., von Drake und Bläser für die kölner Brücke bestimmt, ist vollendet.

— Im Morgenblatt zur Bayer. Ztg. lies't man: Wir erfahren daß der König den Auftrag gegeben habe eine Aufführung der Opern „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ von Richard Wagner an unserer Hofbühne vorzubereiten. Hr. von Bülow soll mit der Leitung der Proben und der Aufführung betraut werden. Die einzelnen Partien der Oper sollen an solche Sänger vertheilt werden welche sich in der Wiedergabe Wagner'scher Musik einen Namen erworben haben, so daß z. B. Hr. Niemann aus Hannover den Lohengrin, Hr. Beck aus Wien, der bekannte Baritonist, den Telramund, Frau Schnorr v. Carolsfeld aus Dresden die Ortrud, und Frln. Deinet aus München, die sich als Brangäne in „Tristan und Isolde“ so wacker gehalten hat, die Elsa singen wird. Die Zeit der Aufführungen ist aber noch keineswegs bestimmt.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 10. Bremen, 11. März 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die Jahre nach den Freiheitskriegen.

Eine Mahnung an die Gegenwart.

Mit vorzüglicher Rücksicht auf Goethe's und Schenkendorf's politische Lieder.

Mit stiller Freude hatte unser Volk die nahende Jubelfeier der großen Tage seiner Befreiung erwartet und als sie kam, da füllten sich die Gassen der Städte, die alten Malstätten der Gemeinden mit fröhlichen Menschen und auch der, welchen die Sorge für das tägliche Brod sonst nicht aufschauen ließ von der rastlosen Mühe um die eigene Existenz, auch der erhob seinen Blick freier zu den allgemeinen Bedürfnissen, den allgemeinen Fragen. Begeisterte Redner führten das Bild der großen Männer und der gewaltigen Erhebung, die auch die Massen beherrschte, zahllosen Hörern vor die Seele und „manches Auge sah ich flammen und schlagen hört ich manches Herz.“ Aber gesprungen ist die Glocke im Dome deutscher Nationalität und auch damals drangen grelle Mißtöne in die Klänge, die das Volk zur Freude riefen. Ich meine nicht nur den widrigen Unkenruf der Wenigen, die in schmachvoller Liebedienerei gegen Frankreich die laute Erinnerung an die große Zeit dämpfen wollten, um das zarte Ohr des gerade in dieser Beziehung so rücksichtslosen Nachbars zu schonen, ich meine den ernsten Mahnruf wahrer Freunde des Volks, daß die Menge in oft gedankenloser Begeisterung die großen Thaten der Väter preise und nicht Hand noch Fuß rege, um die schönste Frucht derselben, die noch vor der Reife uns geraubt ward, wiederzugewinnen. Die großen Worte Vaterland und Freiheit schienen misbraucht zu werden, um das trunkene Zechen leichtsinniger Stunden zu würzen. Und wahrlich, wer in jenen Tagen der Feier sich nur behaglich wärmte an dem helllodernden Feuer, das in dem Zorn und Todesmuth unserer Väter wallte, wer nicht gelobte, mit aller Kraft zu schaffen, daß die großen Todten nicht länger in unfreier, friedlos zerrissener Erde ruhen: der darf solche zürnende Worte nicht abweisen. Auch verbreitete sich diese Stimmung in immer weitere Kreise und an dem Gedenktage der Waterlooschlacht herrschte mancher Orten fast schon eine unheimliche Stille gegenüber der lauten Octoberfreude. Zwar fehlte es nicht an bekränzten Städten, an gedrängten Versammlungen, an begeisterten Rednern; aber zu schwer drückte die traurige politische Lage alle Herzen, als daß nicht mancher Blick auch in der Zeit der Freiheitskriege ängstlich die Spuren der herannahenden Reaction gesucht hätte, statt liebend zu ruhen auf dem frischen Wogen der starken Volksbewegung. Und zu suchen brauchte man ja nicht, mit frecher Stirn traten, noch während die äußere Gefahr noch nicht ganz überwunden ist, die geschäftigen Diener auf, welche die Herstellung der Throne durch das Blut des Volks als der Unterthanen verdammte Pflicht und Schuldigkeit bezeichnen und eifrig sorgen, daß die Versprechungen einer vernünftigen mehr einheitlichen Ordnung des deutschen Staats und wahrer bürgerlicher und politischer Freiheit schnell in Vergessenheit geriethen.

Gervinus schildert uns in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts wie ein Hofrath Janke schon im August 1815 das wilde Freiheitsgeschrei der Arndt und Görres in Berlin verdächtigte und den Fortbestand eines geheimen „teutschen Bundes“ anzeigte, welcher nach Auflösung des Tugendbundes zu dem Zwecke der Erhaltung deutscher Gesinnung gestiftet war und 1813 selbst sein Ende fand. Der Angeber drang bis zum Könige, aber ohne Erfolg. In demselben Jahre verklagte der Geheimerath Schmalz eben diese Bünde, die nur so lange existirt hatten, als der Druck der Fremdherrschaft ein offenes Wirken für das Vaterland verhinderte, daß sie die Eide gegen die Fürsten vergessen machen und Deutschland eine Repraesentativverfassung geben wollten. Die Erhebung von 1813 stellte er dar als eine That des gewöhnlichen Gehorsams, obwohl der König den General York, der sie eigenmächtig begann vor ein Kriegsgericht stellen lassen wollte. Die besten Männer der Zeit erwiederten diese Frechheit, wie sich's ziemte, namentlich Schleiermacher mit vernichtendem Hohne — aber der König befahl den Streit zu beenden und Schmalz blieb in Gunst. Noch herber fast als diese Frechheit und die bald darauf folgende Demagogenriechherei berührt es uns, wenn schon Fichte, der bereits im Januar 1814 starb, also mitten während des heiligen Krieges, böse Zeichen genug erblickte, die ihm die Furcht einflößten, es werde nach dem Frieden „Alles beim Altenbleiben.

Es scheint uns selbstverständlich, daß zahlreiche Stimmen Protest erhoben gegen dies frevelnde Unterfangen, ein ganzes Volk zu betrügen. Zumal von Uhland erwarten wir dies, der sein ganzes Leben hindurch für das Recht gestritten hat und tief sind auch die schmerzbegeisterten Worte in das Herz des Volkes gedrungen, die er auf den 18. October 1816 sang:

Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl noch bis heute nichts gewußt.

Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Nicht recht zu erweisen ist es, wie Goethe zu dieser Bewegung stand. Freilich fehlte ihm nicht das Herz für sein Volk, wie hätte er es auch erlösen mögen von der Jämmerlichkeit der Wertherstimmung und so mancher ähnlichen Krankheit seines Seelenlebens, wenn er nicht mit ihm fühlte, mit ihm kämpfte in seiner Liebe wurzelte? Kürzlich ist in einer tüchtigen, kleinen Abhandlung von O. Gerland sehr schön nachgewiesen, was Vielen überraschend sein mag, daß Goethe auch für die politische Erziehung unserer Nation von nicht geringer Bedeutung ist: aber vergebens sucht er ihn in einigen Liedern zum Mitkämpfer des Uhland, Arndt &c. zu machen gegen diejenigen, welche die verheißene politische Wiedergeburt unsers Volks hemmten. Wir dürfen zwar nicht verkennen, daß Goethe, der nie dichtete wo er nicht fühlte, in des Epimenides Erwachen mit warmen Worten uns Deutsche zur Einigkeit mahnt

„Von der Gefahr des ungeheuren
Errettet uns gesammte Kraft.
Das was ich sage scheint so leicht
Und doch unmöglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen . . .“

aber folgende Zeilen:

Verflucht sei wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse, Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!

Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht,
Ihm geh es, trotz Gewalt und Müh'
Ihm und den Seinen schlecht.

scheinen mir gegen diejenigen gerichtet zu sein, welche die deutsche Volkskraft concentriren und die Souverainität der Einzel-Fürsten beschränken oder einige derselben ganz mediatisiren wollten, und nicht etwa gegen die Diplomaten, welche die verheißene constitutionelle Ordnung der deutschen Lande hintertrieben.

Zu tiefe Mißstimmung bewegte Goethe gegen den allerdings bisweilen unklaren Liberalismus jener Tage, das Verlangen nach constitutionellem Leben erschien ihm als Nachäfferei; leicht mochte er da auch die berechtigten Forderungen des Volkes vergessen. Daß er fern war von dem perfiden Treiben der Demagogenhetzer bedarf keines Erweises — aber das deutsche Volk hat sich gerächt und hat seine politischen Lieder vergessen.

Dagegen ist ein anderer Dichter, von dem wir es kaum erwarten, Max von Schenkendorf, mit seinem Liede richtig in die Schranken getreten gegen die Reaction, welche die Sieger von Leipzig in das alte Joch spannen wollte, welches sie in den gedrückten Tagen des sinkenden 18. Jahrhunderts trugen.

Max von Schenkendorf lebt ganz in den Anschauungen der Romantik von der Herrlichkeit des Mittelalters und der mittelalterlichen Institutionen. Politisches Urtheil geht ihm eigentlich ganz ab, aber er ist ein offenes ehrliches Gemüth, dem in der Zeit der Noth Werth und Bedeutung des Vaterlandes klar geworden war.

Mit herzlicher Innigkeit hängt er an allem was Deutsch ist, vor allem auch an dem tiefen Reichthum deutscher Sprache, seiner „Muttersprache:“

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech ich wie der Mutter Mund!

Als Ideal einer Staatsverfassung schwebt ihm das Regiment eines väterlich sorgenden Fürsten vor, dem der Adel in echter Mannen-Treue ergeben zur Seite steht, während die Bürger innerhalb ihrer Mauern die eigenen Angelegenheiten selbst ordnen und im Fall der Noth innungsweise zum Kampfe ziehen. Er verschloß sich jedoch nicht den gewaltigen Lehren der Geschichte, es kommt ihm wenigstens momentan der Gedanke daß Fürst und Adel verdorrte Stämme seien, er spricht es aus, daß die Hoffnung des Vaterlands auf dem Bürgerstand beruhe. In einem Gedicht klagt er sogar auch diesen an, in seinem Reichthum den rechten Geist verloren zu haben, vom Bauerstand soll neue frische Kraft ausströmen in das fast vertrocknete Gezweig des Lebensbaumes deutscher Nation.

Jedoch für das Detail des staatlichen Lebens fehlt es ihm an rechtem Interesse, zum Verständniß desselben und zum Kampf für dasselbe sind realistischer angelegte Naturen erforderlich. Darum schweigt auch seine Poesie von dem Sehnen des Volks nach den verheißenen Constitutionen: desto unermüdlicher tönt sie dagegen wieder von der einen großen Forderung nach kräftiger Einigung des zersplitterten Reichs, wie er es faßt, nach Erneuerung des deutschen Kaiserthums. Und dies war und ist ja allerdings das A und O unserer Wünsche, die Haupt- und Grundforderung, deren Erfüllung eine gesunde bürgerliche Freiheit sicher aufführen wird. Wie er die tausend Schwierigkeiten, die dieser Einigung sich entgegen stellten, aus dem Wege räumen wollte, ersehen wir zwar nicht, vielleicht hatte er sie selbst nie so scharf ins Auge gefaßt, nie sich selbst klare Rechenschaft von den Mitteln gegeben, mit denen allein das ferne Ziel zu erreichen ist: aber die Rettung des Vaterlandes aus dem Zwist der Zerstückelung war ihm wirklich Herzenssache und der Zorn über das schmachvolle Benehmen der Fürsten während der Zeit, da Napoleon auf Elba gefangen saß, läßt ihn fast revolutionäre Worte singen. In dem „Gebet“ (1815) erkennt man kaum den romantischen Verehrer patriarchalischer Fürstenallmacht wieder.

Gott hat uns von dem Feinde befreit — aber innerer Hader, Neid und Geiz läßt uns das gütige Geschenk nicht genießen.

„Der sprach von Fürstenehre
Und nicht von Fürstenpflicht,
Der nannte seine Heere
Und nicht Sein Recht Gewicht.

In frommer Demuth ist der Krieg begonnen, jetzt ist die Schaar der Fürsten voll Trotz und Uebermuth, vergebens harren die Völker, daß der Kaiser von Wien nach Frankfurt ziehe und mit der Krone des deutschen Reichs sich krönen lasse.

„Sie mögen's nicht ertragen
Daß Einer höher ist,
Der aller Kinder Klagen
Nach gleichem Rechte mißt.

Die treuen tapfern Hände,
Die jeden Thron gebaut,
Des Landes freie Stände —
Wird keine Stimme laut?

Es zehrt am innern Leben
Geheimes feines Gift,
Zu bald wird uns enrschweben
So freies Wort als Schrift.

Der Volksgeist, hoch beschworen
Zum Retter in der Noth,
Vergessen und verloren,
Wo bleibt er? Ist er todt?

Er muß sich wohl verbergen,
Daß ihn kein Auge schaut,
Weil Sündern und weil Zwergen
Vor seinem Anblick graut.

Wie stark mußte die Stimmung sein, wenn Schenkendorf die Räthe der Fürsten, ja diese selbst, Sünder und Zwerge schilt, die den Anblick des echten Volksgeistes nicht ertragen können. Bezeichnend ist es zu dem, daß Schenkendorf, der allen modernen Theorien von Volksfreiheit so fern steht, für eine gewisse Allmacht des Fürsten in politischen Dingen schwärmt und die treue Ergebenheit an seine Person als die eigentliche Bürgertugend preist, dennoch als gebildeter Geist nicht umhin kann gegen den Druck zu protestiren, der die freie Presse und die freie Rede fesseln will.

Die Friedenszeit, die uns Gott geschenkt zur Ordnung unserer Verhältnisse ist aus, schon droht Bürgerkrieg, da erbarmt sich der Herr und läßt Napoleon wieder auftreten, ob diese scharfe Zuchtruthe die Mächtigen schrecke von ihrem bösen Thun abzulassen, ob sein Anblick das deutsche Volk wieder zur Ermannung reiße.

Neue Hoffnung belebt den Sänger, im Kampf gegen den Feind findet Deutschland den innern Frieden wieder

Ach, Alles mag noch werden
Viel besser als es war
Und endlich wohl zur Erden
Kommen das große Jahr.

Und der Dichter thut an seinem Theile, was er von jedem fordern muß, wenn das Werk gelingen soll, er reißt den bittern Groll aus dem Herzen, den die vorigen Zeilen athmen gegen die Diplomaten und die Fürsten, die keine Opfer bringen wollen und lieber das Vaterland zu Grunde gehen lassen. Es ist ja Niemand ganz rein von Schuld, so soll denn auch Niemand mehr einen Stein aufheben gegen die, deren Vergehen gerade offenbar geworden ist.

Ach, alles soll vergessen,
Vergeben alles sein —
Nach rechtem Maaß gemessen
Wer hieße fromm und rein?

Und eben weil kein Reiner
In unsern Reihen steht,
So sei fortan auch keiner
Gelästert und geschmäht.

Ihr lieben deutschen Fürsten
Macht eure Thore weit
Schaut wie die Völker dürsten
Nach eurer Freundlichkeit!

Ihr seid ja rechte Sprossen
Der alten Heldenkraft,
Seid wieder auch Genossen
Der treusten Völkerschaft.

Den Adel mahnt er, daß man nicht die Ahnen und die Thaten zählen dürfe, daß es sich nicht zieme wälsche Tänze zu tanzen, mit Pförtnerschlüsseln zu gehen —

Eichbaum im Wald von Lanzen,
Im Volkssturm sein ist schön!

Doch kommt ihm der Zweifel, ob Fürsten und Adel so handeln werden, wenigstens werden sie zu diesem ungeheuren Werke nicht genügen und er wendet sich an die Bürger und Bauern

Ob jene Stämme brachen —
Die Bürger stehen in Kraft.

Er ruft sie zu den „Morgensprachen" sie sollen Werkstatt, Schulen und Hallen verlassen und um ihr Banner geschaart ihre Thore vertheidigen. Für den Landmann aber ist jetzt die heilige Saatzeit Saamen zu streuen, dem ewiges Gedeihen als goldene Frucht entsprießet.

Es gilt ob ihr noch wohnen
Wollt in dem Vaterland,
Ob hier noch Erndtekronen
Soll winden Mädchenhand;
Ob euren freien Erben
Der Väter Erbtheil frommt —
Zum Kämpfen, auch zum Sterben
Ihr treuen Bauern kommt!

Im Geist der Romantiker betrachtet er auch die Geistlichkeit als besondern Stand, und mahnt sie in einem besondern Verse zur eifrigen Fürbitte.

So ruft er sie alle die Glieder seines Volks, den Streit zu lassen, der sie entzweit und auch nicht denen zu grollen, welche sia verletzten, und zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind zusammenzustehen.

Und was ein jeder spende
Ob Lebensmark ob Brod:
Zu reinigen zu sühnen
Den theuren deutschen Stamm,
Soll jeder sich erkühnen
Und heißen Opferlamm.

Dann, ja dann kann und wird der Sieg nicht ausbleiben.

Herr Gott, wie wird es werden,
Wenn ganz der Feind erliegt,
Und ganz auf deutscher Erden
Dann Licht und Freiheit siegt!

Stimmt ihn die gnädige Fügung Gottes, daß gerade in dem Momente der alte Feind Napoleon wieder erschien, als die Zwietracht zum offenen Bürgerkrieg sich schrecklich zu entfalten drohte, milde und versöhnlich gegen Fürsten deren Eigensucht all' die Noth verschuldet so hat er doch die Lehre nicht vergessen, die bittere Erfahrung der schweren Zeit. Mit wachem Mißtrauen in den guten Willen des Mächtigen warnt er die Deutschen

O sei denn endlich weiser,
Du Heerde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser,
Und zwing' ihn daß er's wird.

Laß Fürst' und Bürger schwören
Dem Herrscher stark und mild
Dann wird er sein in Ehren
Des Reiches Haupt und Schild.

Noch einmal wendet er sich dann mit Bitten an diese Großen, aber nun direct an die führenden Stimmen unter ihnen:

Haus Oestreich und Haus Preußen
Ihr Beiden seid es doch!
Ihr könnt uns schnell entreißen
Dem letzten Schimpf und Joch!

Die andern werden wollen,
Wenn Ihr es redlich wollt;
Ein Dank den Völker zollen
Heißt mehr als Sieg und Gold.

und schließt betend:

Herr Gott der allen Sündern
In Gnaden gern vergiebt
Und an gefallenen Kindern
In Strafen Wohlthat übt. —

Wir alle sinken nieder,
Und beten dankend an
Sind eines Reiches Glieder
Und kämpfen Mann für Mann.

So sang Schenkendorf, der Mann der in der Verehrung mittelalterlicher Herrlichkeit aufgewachsen, jenen Begriff der Mannen-Treue gegen den Fürsten hoch hielt, der dem modernen

Bewußtsein so fremd geworden ist, daß die Gleichstellung der Individuen und ihre Unterordnung unter die Gebote des Gesetzes und die Bedürfnisse des Staates betont. Schenkendorf ruft das Volk auf, den Mann seiner Wahl zu zwingen, daß er den verlassenen Kaiserstuhl besteige, daß Fürst und Volk ihm Treue schwören.

Doch vergebens war sein Mahnruf, vergebens das Mühen und Sorgen seiner edelsten Zeitgenossen. Der Trug der Fürsten und die träge Schlaffheit des Volkes läßt uns noch nach 50 Jahren dieselbe Klage erneuen, dieselbe Forderung erheben, nur mit dem Unterschied, daß die herben Lehrjahre uns dahin geführt haben, nicht bloß allgemeine Wünsche zu hegen sondern die Realisirung eines festen Progamms anzustreben. Auch schaart sich die Mehrheit der Nation um eins dieser Programme, um die mit Schmerzen geschaffene, gewaltsam außer Kraft gesetzte Reichsverfassung. Wie manches auch der Eine und der Andere an ihr geändert zu haben wünscht — wir wissen, daß sich das individuelle Begehren der Mannszucht der Parthei fügen muß, wenn je ein politisches Werk gelingen soll. — Dies alles haben wir gelernt und doch scheinen wir noch so weit von dem gehofften Ziel entfernt, daß Heinrich v. Treitschke Anlaß gefunden hat, uns dringend zu ermuthigen, doch nicht von vornherein die Hoffnung aufzugeben, daß das lebende Geschlecht noch selbst schauen werde die Herrlichkeit eines einigen freien Vaterlandes.

Und warum sind wir noch so weit entfernt? Man schelte nicht den Trug und Lug der Diplomaten und häufe den Jammer Deutschlands auf Metternichs schuldiges Haupt, ohne zugleich zu gestehen, daß Verrath und Gemeinheit nimmer hätten solche Erfolge erringen, ein ganzes Volk in Fesseln schlagen können, wenn unsere Väter ihre Pflicht erfüllten. Aber so mannhaft sie dem Tode ins Auge sahen, so schnell vergassen sie, als äußerlich sich Ruhe lagerte über den verwüsteten Erdkreis, daß die Pflichten gegen das Vaterland die ersten und höchsten Pflichten sind und daß auch der Friede solche ernste männliche Pflichterfüllung fordere.

Dieser Lässigkeit unserer Väter danken wir nicht minder als dem Trug der Hofschranzen die langen Jahre der Knechtschaft, die politische Misere der Gegenwart. Aber sie haben auch ihre Entschuldigung. Der Lorbeer kriegerischen Heldenmuths ziert ihre Schläfe, und in dem furchtbaren Kampfe mit dem übermächtigen Feinde war ihre Kraft so angestrengt, daß der Rest derselben vollauf in Anspruch genommen ward von der schweren Arbeit, die in ihren Grundlagen erschütterten Ordnungen ihres Lebens wieder zu festigen, die Schäden auszuheilen, die den Wohlstand der Familien wie der Gemeinden fast unheilbar getroffen hatten, die Formen zu finden in denen sich die Reste des alten Deutschlands mit demjenigen vergleichen möchten, was in der langen Zeit so stürmisch bewegten Völkerlebens neu geschaffen war. Alte Provinzen mit mittelalterlichen Ordnungen sollten vereinigt werden mit Gegenden in denen der Code Napoleon Gesetz war. Verordnungen die eine Reihe von Jahren bestanden, nach denen sich die Verhältnisse in manchen Beziehungen gestaltet hatten, machten den alten Gebräuchen Platz und manches Gut forderte der frühere Besitzer zurück, daß in der Zeit der Fremdherrschaft an Andere gekommen, von Ihnen mit Fleiß und Kostenaufwand bebaut war. Was Wunder wenn die Sehne nun schlaff herunter hing, da der Bogen zu lange und zu straff gespannt gewesen, wenn der Deutsche sein Auge auf die eigenen persönlichen Verhältnisse wandte und der Pflicht gegen den Staat vergaß, seit die wilde Kriegsdrommete ihm nicht aus der behäbigen Ruhe des Sichselber-Lebens schreckte.

Aber für die Gegenwart giebt es solche Entschuldigung nicht, wenn sie in philiströser Selbstsucht die Opfer für das Vaterland nur als Luxusausgaben betrachtet, denen man sich nicht gut entziehen könne und nicht als die erste und höchste Pflicht. Und doch gilt über Deutschland noch das bittere Wort, daß man ein ehrlicher Mann sein könne, auch ohne die politische Ueberzeugung offen und ehrlich zu vertreten. Ueber den Spruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ ist viel gewitzelt, aber mancher Vater wiederholt dem Sohne die schmähliche Lehre.

Die Erinnerung an die Jahre nach den Freiheitskriegen lehre uns, daß mit Stimmungen, mit Wünschen nichts gethan ist. Wie stark, ich wiederhole es, mußte die Stimmung sein, wenn ein Schenkendorf so singen konnte, und doch ist nichts durch sie erreicht.

Wir dürfen uns also nicht beruhigen bei unserer „liberalen“ Gesinnung und von ihrem Umsichgreifen Wunderdinge erwarten: wir müssen uns mit ernstem Pflichtbewußtsein erfüllen und dem Vaterlande auch wirklich opfern was ihm gebührt: unsere beste Kraft unsern sauersten Schweiß, unser liebstes Gut.

---

* Gedichte.

Von H. Düntzer.

1. Gefühl.

Aufschwillt tobend der Strom, glühend vom Sturm gepeitscht,
Doch bald blicket das Blau freundlich von oben drein,
Senkt Ruh lächelnd herab, lindernden Friedenskuß.
Dort grüßt Blumengewind selig der Wellengott,
Rauscht wie Leiergesang an dem umkränzten Fels,
An Weinhügeln vorbei, trunken von Götterlust.
Abwärts senkt sich Gestein, malmend die Brust entzwei;
Doch er schlägt sich mit Muth, Wunden im Herzen, durch,
Hofft auf besseres Glück, drückt ihn auch arge Noth,
Muthlos schleicht er daher, wenn ihn die Hoffnung trog.
Doch bald blinket sie neu Leben und Kraft ihm zu,
Bis er still sich verläuft, trauernd in sandgem Grund,
Bis er mächtig zum Meer stürzt, wie der Held zur Schlacht.
Herz, treibst wechselnd du nicht so auf Empfindungsglut,
Stürmt nicht wuchtig die Welt so auf dich armes ein,
Schlägt dir Wunden so viel, heilt sie, und schlägt dich neu?
Du scheinst anders dir stets, bist doch dasselbe Herz,
Stets dasselbe Gefühl, Leben und Schaffungsdrang,
Auf stets wogendem Meer höher und tiefer nur.
Heil, daß jedes Geschick tief du empfinden kannst,
Starr nicht schaust in die Welt, wie auf die Flut der Fels.

---

2. Wehmuth.

Eine Saite ist gesprungen
Mir in dem vollen Lebenslaut,
Hat auf ewig ausgeklungen,
Sie, die Liebe stets gesungen,
Mir tönt's nur drinnen Schmerz und Trau'r.

Wer wird diese Saite ziehen
Mir wieder frisch im Herzen auf?
Sie, die früher mir verliehen,
Reine Herzensharmonien,
Sie tönten mit der einen aus.

Und die andern immer klingen,
Wie Klagen im verwaisten Haus;
Seufzer aus der Seele dringen
Um die eine, alle schwingen
Mir jetzt in wehmuthsvollem Grau'n.

Lasset ab einmal von Klagen,
Das Herz stimmt nur zu süßem Laut,
Laßt es mir von neuem sagen,
Was des Lebens Fluren tragen,
Umflüstert lindes Weh sie auch.

Neue Saiten wird das Leben
Mir spannen bald im Innern auf,
Wird mir neue Liebe geben,
Neue Lust und frisches Streben,
Es blüht mir neu des Lebens Baum.

Doch wie Aeolsharfen leise
Umweht mich oft noch Trauerhauch;
Auch in des Lebens froher Weise,
Auch in der Freunde holdem Kreise
Sanft trauernd Wehmuth niederschaut.

3. Die Freunde.

Wir gingen einst so leicht und munter —
Es waren unsrer damals drei —
In lauer Nacht die Straß' herunter
Im ros'gen Lebensblüthenmai.
Wir setzen über dich, o Rhein,
In vollem Mondenschein
Und stiegen hoch zum Felsgestein.

Der Sonne Strahlen neugeboren
Zu schauen zogen wir die Nacht,
Doch böse Wetter sich verschworen,
Zu trüben uns die goldne Pracht.
In Thränen schwimmend hob sie sich,
Ihr Strahl sich scheu verschlich,
Ihr glühend Auge matt verblich.

Wo sind die Freunde hingekommen?
Der eine liegt im Grabe tief,
Des andern Lieb' ist mir genommen,
Des andern Freundschaft ach! entschlief.
Die Thräne mir im Auge bebt;
Wie trüb vorüberschwebt
Des Lebens Sonne unbelebt!

---

4. Verrath.

Sah ich sie gestern doch am Arm
Des reichen Mannes gehn!
Er küßte, herzte sie so warm,
Ich mußte ferne stehn

Es prangten wie im goldnem Kleid
Natur im Abendschein.
Für mich gab's eine schöne Zeit,
Doch jetzt nur tiefe Pein.

Sie war so lieb, so wunderhold,
Ein ew'ges Paradies,
Doch feil ward ach! für schnödes Gold,
Die ich als Heil'ge pries.

Gieb mir zurück, Verrätherin,
Die Liebe, dir geweiht,
Mit dir ist alle Liebe hin,
Ist hin auf Ewigkeit.

Ich Thor, der ich mein ganzes Sein
Auf dich allein gesetzt!
Mein Herz, es war für dich zu rein!
Ein Bettler sterb' ich jetzt.

---

5. Vergangenheit.

Ich schicke zur vergangnen Zeit
Der Boten manche aus;
Sie ist so nah und doch so weit,
Ist mir des Vaters Haus.

Gleich Noahs Tauben kommen sie
Mit frischem Zweig zurück;
Es wird mir dann ich weiß nicht wie,
Ganz bin ich Freud' und Glück.

Ich spiele mit dem schönen Zweig,
Wie's gute Kinder thun,
Ich fühle mich unendlich reich,
Es läßt mich nimmer ruhn.

Und lächelnd schau ich jedes Blatt
Voll reicher, duft'ger Zier,
Und nimmer schaue ich mich satt,
Nur schöner scheint es mir.

Am Stamme grünt der Zweig mir nicht,
Er ist ein Blumenstrauß,
Wo jede Blüthe sinnig spricht,
Entrückt der Winde Grauß.

Und werd' ich auf des Lebens Pfad
Berührt von Sturmes Hand,
Hier find' ich immer Trost und Rath,
Den immer ich hier fand.

---

6. Nacht und Erde.

Liebend senkt sich Nacht auf die weiten Lande,
Liebesflüstern tönt die beglückte Schöpfung;
Freundlich erdwärts blicket der blaue Himmel
  Segen dem Bündniß.

Aber sie, bald trennt die Geliebte neidisch
Schneller Zeit Umschwung, es erstrahlt die Sonne.
Nicht im Hellglanz flicht sich die Liebe Kränze,
  Blühet verborgen.

Nacht enteilt glückreich zu den hohen Thoren,
Wo am Werk nie ruhen des Himmels Kinder;
Emsig schafft sie dort an der Zeiten Wechsel,
  Liebe im Herzen.

Erde blickt froh auf zu der Hingeschwundnen,
Selge Lust umglänzt ihr das trunkne Auge;
Lustig führt aufs neu sie des Tages Reigen,
  Liebe im Herzen.

Wieder senkt sich Nacht auf die weiten Lande,
Neue Lust umfängt die geliebten Herzen.
Träger Lieb' entsprießt nur des Glückes Scheinbild,
  Wahres der Thatkraft.

Wintersturm droht oft der geliebten Erde;
Dann erbebt Nacht oben und stürzt hernieder
Vor der Zeit. Muthvoll der Gefahr entgegen
  Stellt sich die Liebe.

Erde harrt auch oft der Geliebten lange,
Wenn in Vollkraft herrscht an dem Himmel Sonne;
Aber liebvoll harrt sie der Nacht. Es duldet
  Alles die Liebe.

---

* Griechische Mittheilungen.

Ein Grieche der jonischen Inseln, Vilarinos in Zante, hat kürzlich eine kleine Schrift über Dante und Petrarca in griechischer Sprache herausgegeben. Jedenfalls ist, neben der altgriechischen Dichtkunst, die italienische eine besonders frische, gesunde und kräftige Quelle voll des reichsten Nahrungs- und Bildungsstoffs für die neugriechische Literatur, und obige Schrift kommt in verständiger Weise dem Zwecke nach, den Griechen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit eingehender Beschäftigungen mit den großen Dichtern Italiens zur Pflicht zu machen. Die jonischen Inseln können solche Beziehungen des neuen Griechenland zu dem geistesverwandten Italien um so leichter vermitteln, da sie schon früher, so lange jene Inseln zu Venedig gehörten, statt fanden, und gegenwärtig diese Inseln zum griechischen Königreiche gehören.

Vor einigen Jahren wurden in Genf von dem vormaligen Professor der Philosophie an der dortigen Universität Ernst Naville, religiöse Vorträge in französischer Sprache gehalten, die dann auch in andern Städten wiederholt wurden. Sie behandelten folgende einzelne Gegenstände: Das Problem der menschlichen Bestimmung, der Materialismus, die Ideen der Menschheit, das Evangelium an und für sich und gegenüber der Wissenschaft und dem Glauben, das christliche Dogma vom ewigen Leben und die Religion. Später wurden die Vorträge unter dem Titel; La vie éternelle, in mehreren Auflagen gedruckt und ins Italienische, Deutsche, Englische, Russische und Dänische übersetzt (deutsch: „Das ewige Leben, von Friederike Pressel“, Leipzig, 1863). Neuerdings hat sie ein Grieche in Odessa, Kephalas, auch ins Neugriechische übersetzt und herausgegeben. Er ist mit Recht der Ansicht, daß die heutigen trostlosen Zustände des griechischen Volks nur die Folge der Erschlaffung des religiösen Gefühls und Lebens unter den Griechen sind, und er verlangt daher die Belebung und Kräftigung desselben auf jede mögliche

Weise. Ohne eine solche bekennt er offen, „lernen wir niemals recht und sicher gehen“, und wir kommen nicht vorwärts. Er hat damit um so mehr Recht, und eine sittlich-religiöse Wiedergeburt, da die Nationalität des griechischen Volks nur durch das Evangelium und durch die Anhänglichkeit des griechischen Volks an den christlichen Glauben sich erhalten hat. Im Orient sind überhaupt Religion und Politik innig mit einander verwebt, und alle historischen Schöpfungen des Orients sind ebensowohl politisch als religiös. Es ist dem Orientalen unmöglich, die Religion von der Politik abzusondern, und als im Jahre 1821 der griechische Freiheitskampf ausbrach, war seine Devise: Vaterland und Religion. Das religiöse Bekenntniß bedingt, bei den Griechen, wie bei den Orientalen überhaupt, auch die Nationalität. Daraus ist es zu erklären, daß, wenn ein Türke zur orthodoxen morgenländischen Kirche übertritt, er damit aufhört, Türke zu sein, und daß die christlichen Albanesen, die im griechischen Unabhängigkeitskampfe mit den Griechen kämpften, als Griechen angesehen wurden. Daher verschwindet auch gegenwärtig bei den christlichen Albanesen des griechischen Königreichs ihre Nationalität je länger je mehr, und sie werden in gewisser Hinsicht geradezu Griechen. Ebenso wird ein Grieche in der Türkei, der den Islam annimmt, zum Türken. In gleicher Weise ist es zu erklären, daß z. B. auf der griechischen Insel Syra die römisch-katholischen Einwohner, die sich dort von früheren Zeiten her erhalten hatten und welche als solche unter dem besonderen Schutze Frankreichs und des Papstes standen, an dem Aufstande keinen Antheil nahmen, vielmehr ihm entgegen waren. Ein Reisender, der im Jahre 1835 auf der Insel Syra war, konnte bemerken, daß an der Wand der dortigen katholischen Kirche das königlich griechische Wappen neben dem päpstlichen erst kürzlich angebracht worden war, und bis dahin hatte man dort noch das alte bourbonische Wappen mit dem Fleurs-de-lys gesehen.

In Paris ist im Jahre eine kleine Schrift: De l'usage pratique de la langue grecque, erschienen, die von allgemeinem Interesse ist, auch wenn der Vorschlag, der darin gemacht wird, etwas Auffallendes hat. Die Schrift enthält zunächst die Abhandlung eines deutschen Hellenisten in Paris, v. Eichthal, in französischer und griechischer Sprache, die sich mit dem angegebenen Gegenstande beschäftigt, und worin die griechische Sprache zur allgemeinen Weltsprache vorgeschlagen wird. Das ist der „praktische Gebrauch der griechischen Sprache“, den der Verfasser meint, indem er jenen Vorschlag macht. Namentlich die historischen Gründe, die er dafür anführt, möchten sich wohl hören lassen, und könnten den Vorschlag rechtfertigen, dafern überhaupt die Einführung einer allgemeinen Weltsprache als nothwendig, zweckmäßig und möglich anzusehen wäre; dagegen muß man den Vorschlag aus pädagogischen Gesichts- und Standpunkte wohl unbedingt zurückweisen. Uebrigens hat der Verfasser bei seinem Vorschlage nicht die altgriechische, sondern die neugriechische Sprache im Sinn, aber er verlangt, daß letztere nicht bleiben dürfe, was und wie sie gegenwärtig ist, daß sie vielmehr auf der Grundlage der altgriechischen Sprache verbessert werden müsse. Aber was er verlangt, ist das, daß zum Zwecke der Einführung der griechischen Sprache als Weltsprache das Neugriechische in allen Schulen „als die erste Stufe zur Erlernung der alten Sprache“ eingeführt werde. Der Verfasser verhehlt sich gewisse Einwendungen nicht, die gegen seinen Vorschlag gemacht werden können, und er ist auf die Verurtheilung des Vorschlags, auf die Bedenken und die Gleichgültigkeit, denen er begegnen werde, im Voraus gefaßt. Aber er ist der Ansicht, daß dem Versuche, den er vorschlägt, eine Rechtfertigung zur Seite stehe, die ihm nicht bestritten werden könne, und das sei „das Zeitgemäße“ des Versuchs. Denn — sagt er — „in den Augen eines jeden jetzt Lebenden, der unsere Zeit begreift und ihre nächsten Aufgaben versteht, ist es einleuchtend, daß die Frage einer allgemeinen Weltsprache, eben so wie die einer allgemeinen Weltstadt, nicht lange mehr in der Weise unbeachtet bleiben können, wie bisher.“ Man sieht, wie der unter den Franzosen in Paris lebende Verfasser bei seinem Gegenstand von gewissen allgemeinen Ideen und Interessen, die unsere Zeit beleben und beschäftigen, sich hat leiten lassen, und wie er sich dabei unter dem Einfluß dieser Ideen und Interessen über die nächsten Ziele und Zwecke hinaus zu unpraktischen Vorschlägen hat verirren können. Außer der erwähnten Abhandlung des deutschen Gelehrten enthält die gedachte Schrift noch eine andere eines Griechen, M. Renieres, in französischer-griechischer Sprache, „über die Zukunft des griechischen Volks und der griechischen Sprache“, worin der Verfasser über diese beiden Gegenstände ähnliche Ansichten und Grundsätze ausspricht, wie der deutsche Gelehrte. Beide Aufsätze ergänzen und erklären sich gegenseitig; in beiden ist über die Gegenstände, die sie behandeln, viel Wahres enthalten, was Beachtung und Anerkennung verdient, aber eben so wenig, wie der obgedachte Vorschlag des Deutschen aus äußeren und inneren Gründen als gerechtfertigt angesehen werden kann, mögen wir den Bemerkungen des Griechen über die Zukunft seiner Nation und deren Sprache eine unbedingte Geltung zugestehen. Kann und muß man dem Hellenismus für die Wiedergeburt des Orients einen gewissen Einfluß möglicherweise zugestehen, und darf man darin die Bestimmung der griechischen Nation suchen und finden, so reicht doch jedenfalls dieser Einfluß nicht über den Orient hinaus. Eine Wiederholung dessen, was vor und nach 1453 dem Hellenismus zu Gunsten der Cultur des Abendlands im Gange der Welt- und Völkergeschichte beschieden war, ist bei den seitdem so gewaltig veränderten Verhältnissen der europäischen Cultur nicht zu erwarten, und überhaupt wird der Hellenismus auch im Orient die ihm möglicherweise beschiedene Rolle nur dann mit Erfolg durchführen können, wenn er es daheim zu bestimmtem Stand und Wesen gebracht haben wird.

Der griechische Buchhandel, die griechische Literatur und die griechische Bildung. So viel auch in Griechenland und von Griechen gelesen wird, und so sehr auch in diesem Sinne namentlich das Zeitungswesen unter den Griechen — wahrem Unkraute gleich — in widerlicher Blüthe steht und unnützer Weise in Schwange geht, so giebt es doch eigentlich und an und für sich keinen griechischen Buchhandel, es giebt keinen Buchhandel in Griechenland. Er ist noch gänzlich unentwickelt, noch in der Kindheit. Unter den Buchhändlern und Bücherverkäufern besteht keine, am allerwenigsten eine regelmäßige Verbindung; Literaturzeitungen, literarische Zeitschriften, die den besondern Zweck haben, neuerschienene Bücher zu verzeichnen und zu beurtheilen, und das Publikum darauf aufmerksam zu machen, erscheinen nicht. Unter diesen Umständen ist der Verkauf von Büchern schwierig und selten, und er hat beim Mangel öffentlicher Bekanntmachungen und Anzeigen neuerschienener Bücher etwas unbequemes und ungewisses. Eben so erklärt sich daraus der Mangel an Buchhändlern, die von freien Stücken und zu ihrem Vortheil, im Interesse des Gegenstandes und der Literatur die Herausgabe von Büchern übernehmen, dem Verfasser das

Manuscript abkaufen und also den Druck des Buchs auf ihre Kosten besorgen. Wie die Sachen zur Zeit beschaffen sind, muß — mit geringen Ausnahmen — der Schriftsteller selbst die Kosten des Drucks seines Buchs übernehmen, sobald er sich zuvor deßhalb durch Subscription möglichst gesichert hat, und in den meisten Fällen sieht er dann, wie das Buch, nachdem die Subscription ihre Exemplare erhalten haben, im Uebrigen auf dem Lager des Buchhändlers liegen bleibt und in ewiger Nacht vergraben ist, da dieser nicht die Art und das Geschick hat, das Buch zu verbreiten, wie dies z. B. die Buchhändler in Deutschland thun. Daß dies, außer naheliegenden Nachtheilen für das einzelne Buch und dessen Verfasser, auch auf die Entwickelung der Literatur im Allgemeinen den nachtheiligsten Einfluß hat und äußern muß, ist einleuchtend, und man kann, von Seite des Buchhandels und des öffentlichen Bücherverkehrs die Sache betrachtet fast sagen, daß es noch keine eigentliche griechische Literatur, am wenigsten eine wissenschaftliche giebt. Sehr bezeichnend ist das, was der Bonner F. G. Welcker in seinem „Tagebuch einer griechischen Reise", 1865, Bd. 2. S. 10, freilich aus dem Jahre 1842, sagte, daß in Griechenland „literarische Thätigkeit nicht aufkommt, selbst medicinische Journale finden keine Abnehmer." Denn die Bücher, die nur in geringer Anzahl den Weg in die Oeffentlichkeit finden und zu denen dann der Weg selbst um so leichter verschlossen ist, je weniger die Kenntniß von dem Buche in die Oeffentlichkeit gelangt ist und je weniger man im Einzelnen das Buch zu finden und zu erlangen weiß, nützen der Literatur nichts, und fördern eben so wenig die Bildung des Volks, wie sie auch dem Auslande keinen Nutzen gewähren. Die Griechen selbst sehen dies ein, und namentlich diejenigen erkennen es an, die die wahre Bildung und Erziehung des Volks mittelst einer guten und gesunden Presse für eine Nothwendigkeit erklären. Uebersetzungen schlechter französischer Romane, an denen es leider auch dort nicht fehlt, sind ein Hemmniß für die allein wahre Entwicklung des griechischen Volksgeists. Sie sind für ihn keine gesunde Nahrung, sie sind vielmehr für ihn gefährlich und ein verderbliches Gift. Dies gilt von der schlechten griechischen Presse und von ihren nachtheiligen Wirkungen in Bezug auf sittlich-religiöse, wissenschaftliche und politische Bildung. Verständige Griechen sind namentlich in ihren Klagen über die geringe politische Bildung des Volks, weil es ihn an der wahren sittlich-religiösen Grundlage fehlt, nichts weniger als zurückhaltend. „Das Uebel" — lasen wir neulich in einer, vorzugsweise sehr verständig redigirten griechischen Zeitung — „von 1827 bis auf diesen Tag und die Ursache aller unserer fortwährenden Unzufriedenheit mit unserm Schicksal liegt nicht in einer bestimmten einzelnen Person, die wir so gern als den Sündenbock für alle Schuld an unserm Unglück hinstellen, sondern an und in uns selbst. Sie liegt an dem unersättlichen Eigennutz und Ehrgeiz einiger von uns, — einem Ehrgeiz, der nicht die Liebe wahren Ruhms, sondern verächtliche Eitelkeit offenbart und in Herrschsucht und Rangsucht sich kundgiebt, die uns treibt, Alles zu tadeln und Alles ändern zu wollen, wovon wir selbst nicht der Mittelpunkt sind. Sind wir allmächtig, so ist das Vaterland glücklich. Sind wir es nicht, so ist das Vaterland verloren oder wir selbst stürzen es."

Literatur und Kunst.

* Denkmale bremischer Geschichte und Kunst. In dem jüngsten Hefte der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" (XI. Jahrg. Wien, 1866) findet sich unter dem Titel „das Rathhaus zu Bremen" eine anerkennende Besprechung der ersten Abtheilung unseres genannten Prachtwerkes. Diese erhält durch einen Holzschnitt, der die ehemalige Ostseite des Rathhauses darstellt, ganz besonderen Reiz. Eine Reconstruction des mittelalterlichen Baues ist in den „Denkmalen" nicht versucht, indem diese sich mit einer Nachbildung der Dilich'schen Skizze begnügten; hier erscheint jetzt eine wirkliche Reconstruction als sehr gelungene Arbeit des bremischen Architekten Simon Loschen. „Die Abbildung, so heißt es in der Besprechung, führt uns das Verhältniß der Dreitheilung der Geschosse klar vor. Zunächst die noch jetzt vorhandenen Lichtöffnungen des Kellergeschosses; denn der umliegende Boden hat seit dem mittelalterlichen Bau keine wesentliche Erhöhung oder Erniedrigung erfahren. Unten im Erdgeschoß das aufgetreppte Spitzbogenportal, flankirt von zwei breiten, dreitheiligen Fenstern, die nicht, wie bei Dilich's Chronik, einen graden Sturz hatten, sondern gleich den zehn Fenstern des Obergeschosses an der südlichen Langseite, im Stichbogen geschlossen waren. Oben im Hauptgeschoß hatte und hat noch jetzt jede der beiden Schmalseiten drei hohe Spitzbogenfenster, von denen das mittlere, höher aufsteigende und Dreitheilige das auf unserem Holzschnitte dargestellte Maßwerk hatte, zierlicher und reicher, als es bei Dilich angegeben ist. Ebenso hatten die seitlichen zweitheilige Maßwerke, deren Hauptbestandtheil fünf Dreipäße bildeten. Die Einfassung der Fenster bestand schon damals aus gebrannten Formsteinen, während die starken Pfosten und das Maßwerk Haustein waren. Unter den drei Fenstern wird die abgeschrägte Sohle derselben durch ein vortretendes Gesims verbunden. Ueber dieselben zieht sich in kreisförmigen Vertiefungen eine Reihe von sieben Wappenschildern hin, ganz so, wie sie auch neben dem Spitzbogen des Portals in Zwickeln angebracht waren. Die Bekrönung der Mauer bildeten hier, wie rings um das ganze Gebäude, Zinnen, die dem Bau ein burgähnliches Aussehen gaben. Die an den Ecken des oberen Geschosses mit sechs Seiten vorspringenden Eckthürme zeigen von dem bei Dilich angegebenen südlichen derselben keinen bedeutenden Unterschied; dagegen fällt es in die Augen, daß wir auf unserem Holzschnitte die richtige emporsteigende Form des Daches mit seinen wirklichen mittelalterlichen Hohlziegeln und seinen drei kleinen Erkern vor uns haben." Schon aus dieser Mittheilung geht der Werth der Loschen'schen Reconstruction hervor; sie hat uns ein genaues, ächt historisches Bild unsers ehemaligen glänzenden Rathhauses gegeben, welches im Süden als ein würdiger Vertreter des einfachen und doch wirksamen norddeutschen Backsteinbaues der gothischen Zeit gelten wird.

* Der Allgemeine Deutsche Frauen-Verein, der auf der vielbesprochenen ersten deutschen Frauen-Conferenz in Leipzig gegründet ward, entwickelt seit Neujahr eine erhöhte Thätigkeit. Muß sich dieselbe für den Augenblick auch erst hauptsächlich darauf richten die Mitgliederzahl und dadurch seine Einnahmen zu vermehren, so steht doch auch bereits in mehreren Städten die Gründung von weiblichen Sonntagsschulen (nach dem Muster der Leipziger) und anderer, dem weiblichen Geschlecht gewidmeter Institute in Aussicht. Wer hieran, wie überhaupt an dem ganzen Verein und an Allem was die Berechtigung wie Verpflichtung der Frauen zur Arbeit betrifft, wie sie in dem Programm des Frauen-Vereins ausgesprochen ist Antheil nimmt, sowie Allen, welche über diese zeitgemäße Bewegung noch im Unklaren sind empfehlen wir die im Verlag von M. Schäfer in Leipzig erscheinende neue Zeitschrift: „Neue Bahnen", Organ des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins, welche die beiden auf der Frauen-Conferenz dazu ernannten Schriftstellerinnen Louise Otto (in Leipzig) und Jenny (Hirsch) Heynrichs (in Berlin) herausgeben. Die Erstere ist bekanntlich seit Jahrzehnten eine der eifrigsten Vertreterinnen höherer weiblicher Interessen und Letztere war jahrelang die geschickte Redactrice des „Bazar." Die Verantwortlichkeit der Redaction hat der bekannte Schriftsteller Rößler-Mühlfeld in Leipzig übernommen. Schon die Zusammenstellung dieser Namen wird dem Blatte Theilnehmer sichern, an dem sich außerdem auch die Vereinsmitglieder: Louise Büchner, Anna Löhn, Betty Lucas, Agnes Grans, Adeline Volckhausen, Auguste Schmidt, Marie Harrer, Rosalie Schönwasser, Josef Heynrichs, Karl Ruß &c. betheiligen werden.

— Der Moniteur bringt folgende für Deutschland sehr bedauerliche und beschämende Mittheilung: „Hr. Prof. Ed. Buschmann, k. Bibliothekar und Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Berlin, neulich zum Officier der Ehrenlegion ernannt, hat dem Kaiser, der sie anzunehmen geruhte, die Widmung des Originalmanuscripts des Kosmos, des Riesenwerks von Alex. v. Humboldt, angeboten. Dieses Manuscript hat einen

bedeutenden autographischen Werth. Es bildet fünf große Bände in Quart, und enthält die Reinschrift dieses berühmten Werks, nach welcher der Druck in Stuttgart durch die Buchhandlung des gelehrten Freiherrn Georg v. Cotta ausgeführt werden ist. Dasselbe ist von der Hand des Hrn. Buschmann geschrieben und von ihm nach dem Concept des Verfassers redigirt, das in oft unförmlichen, mit schwer zu lesenden und bisweilen schwer zu verstehenden Bemerkungen bedeckten Blättern besteht. Humboldt sah dieses Manuscript durch, verbesserte und vermehrte dasselbe, das auf solche Weise die bedeutendsten Aenderungen erfuhr und durch zahllose Zusätze vergrößert wurde, so daß die Hand des berühmten Verfassers sich auf jedem Blatt findet, sei es auf dem Rand oder zwischen den Zeilen, und die Handschrift, eine zarte und enge Handschrift, ist bisweilen so überschrieben und für die Setzer so schwer verständlich, daß Hr. Buschmann sie übersetzen mußte. Letzterer, dessen Mitarbeiterschaft am Kosmos durch Humboldt selbst bezeugt ist, machte es sich zur Pflicht mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt jene kostbaren Blätter, auf die ihm der Verfasser das Eigenthumsrecht verlieh, zu sammeln und aufzubewahren. Man weiß daß Alexander v. Humboldt einen großen Theil seines Lebens in Paris in der unerreichten Thätigkeit fortwährender Arbeit und im unausgesetzten Verkehr mit den Spitzen der Wissenschaft, der Künste, der Literatur und der politischen Welt zugebracht hat. „Die Seele des wunderbaren Gelehrten gehörte immer Frankreich (?).“ sagt Hr. Buschmann in den Bemerkungen die dem Manuscript beigefügt sind, und aus diesem Beweggrund kam der Besitzer dieses Schatzes auf den Gedanken denselben Napoleon III. anzubieten — „für den Kaiser und für Frankreich.“ (Lassen wir den Punkt welchem Lande die Seele Alexanders v. Humboldt angehörte für den Augenblick dahingestellt sein, so bleibt der andere übrig: daß diese Erklärung des Hrn. Prof. Buschmann leider sehr deutsch ist!) Der Kaiser dachte daß ein autographisches Manuscript von solchem Werth in den Staatssammlungen niedergelegt werden müsse. Dem zufolge hat Se. Majestät der kaiserlichen Bibliothek das Manuscript des Kosmos zum Geschenk gemacht. Die Sammlungen dieser großartigen an Manuscripten und Autographen der Vertreter des menschlichen Geistes schon so reichen Anstalt werden also einen neuen Glanz durch diese Gnade des Kaisers erhalten.“

— Als Beweis dafür daß die Tschechen nicht im Stande sind eine eigene Literatur emporzubringen, daß Uebersetzungen ins Tschechische sich nicht bezahlt machen, und daß böhmische Schriftsteller welche einen größern Leserkreis zu finden wünschen, gut thun werden deutsch zu schreiben, führen wir einen buchhändlerischen Beweis vor, welcher nicht trügen wird. Herr J. L. Kober nämlich, der Verleger nationaler Bücher in Prag, begleitet eine Pränumerationseinladung auf ein französisch-tschechisches Wörterbuch von Dr. Gabriel, das erste dieser Art, mit einem Klagelied, das zu den angeblichen Bedürfnissen und hochgeschraubten Ansprüchen auf geistigem Gebiet, von denen die tschechischen Wortführer in Rede und Schrift bei jeder Gelegenheit überströmen, einen sehr beredten Commentar abgibt. Seit drei Jahren, sagt Hr. Kober, habe er Dr. Gabriels Wörterbuch angekauft, und zögere bis heute mit der etwa 4000 fl. in Anspruch nehmenden Herausgabe des Werks, gewitzigt durch die namhaften Verluste die er bei kostspieligen von Autoritäten der Literatur aufs eifrigste angeregten tschechischen Verlagsunternehmungen bisher erlitten. So haben sich zu einer Prachtausgabe des classischen „Don Quixote“ mit 150 Original-Illustrationen von Manes und Purkyne 350 Abnehmer anstatt der nothwendigen nicht allzu großen Anzahl von 900 gefunden, welche die Verlagskosten gedeckt hätten; Wojaczeks lateinisch-deutsch-tschechisches Lexikon, um dessen Herausgabe der Verleger von allen Seiten bestürmt wurde solange es nicht da war, hat binnen zwei Jahren seit dem Erscheinen des ersten Heftes 150 Abnehmer gewonnen; die Erzählungen der Karoline Swetla, einer der gerühmtesten tschechischen Novellistinnen, haben zu erscheinen aufgehört, weil sie nicht einmal ein Drittheil der nöthigen Theilnehmer fanden u. s. w.

— Das Erscheinen des ersten Bandes von Renans „Leben der Apostel“ wird als nahe bevorstehend angekündigt. Es scheint daß dessen Verleger, M. Lévy, in seiner Eigenschaft als Franzose milder behandelt zu werden hofft als der Belgier Lacroix, Herausgeber des Proudhon'schen Buches.

— Die Londoner Literaturblätter widmen unserm Rückert Nekrologe; doch ist derselbe, was sich aus dem inhaltlichen und formalen Character seiner Dichtung erklärt, den Engländern im allgemeinen mehr nur eine literarhistorische Größe als ein durch Nachdichtung vertrauter Sängername wie Uhland, oder sogar Heine, und wir erinnern uns kaum ein anderes Rückert'sches Gedicht in englischer Uebersetzung gesehen zu haben als „die sterbende Blume.“ Das Athenäum berührt in kurzer Lebensskizze das schöne, halb Freundes- halb Sohnsverhältniß des jungen Rückert zu jenem „wunderbaren Greis“, dem Ritter Truchseß von Wetzhausen, welchem er das „Rosenlied“ sowie seiner Bettenburg (bei Hofheim in Franken) ein bekanntes Sonett gewidmet hat. Ebenso hebt das Blatt gut hervor: wie in Rückerts Geist und Herzen das traulich Nächste und das Weltweite beisammen liegen und sich verschmelzen. Nur wenn das Athenäum seinen Todesbericht mit den Worten anhebt: „Abwärts rinnen die Ström' ins Meer“, das waren die Worte schwermüthiger Resignation welche Friedrich Rückert vor einiger Zeit, im Gefühl der Abendneige seines Lebens, einem unserer Freunde, der ihn in Neuses besuchte, ins Album schrieb“ — so vermuthen wir daß dieser eine allbekannte physikalische Wahrheit (truism) aussprechende Satz entweder in dem Album des Engländers doch ein wenig anders lautet, oder daß ihm erst durch das verschwiegene nachfolgende ein prägnanter und Rückerts würdiger Sinn gegeben ist, wie das der Fall in dem schönen Lied aus Rom: „Die Erde war ein bunter blumengeschmückter Dom u. s. w.“, wo derselbe axiomatische Wahrsatz eine Strophe beginnt. Uebrigens scheint Rückert mit englischer Literatur sich auffallend wenig beschäftigt zu haben; Shakspeare wird in seinen Gedichten kaum ein- oder zweimal flüchtig erwähnt, und die neuere englische Poesie (gegen welche die „Seeschule“ in England selbst reagirte) erschien ihm forcirt:

Moore und Byron und Consorten,
Zwangnatur im höchsten Ton,
Nichts als Kolben und Retorten,
Nichts als Destillation!
Nicht des Frühlings Rosenduft,
Rosenöl ist jede Zeile,
Trunken ist davon die Luft,
Und wird's bleiben — eine Weile.

— Der literarische Nachlaß Rückert's ist testamentarisch seinem Sohne Heinrich, Professor der deutschen Sprache an der breslauer Universität, mit der Bestimmung vermacht worden, denselben zu ordnen, zu bearbeiten und herauszugeben. Erzeugnisse der Poesie sollen sich in dem Nachlasse nur wenig vorfinden. Sehr bedeutend und umfangreich sollen aber die wissenschaftlichen Werke sein, welche schon seit langer Zeit den verstorbenen Dichter beschäftigt und in den letzten Jahren vollständig in Anspruch genommen hatten. Die meisten dieser Werke haben sprachgeschichtliche Untersuchungen zum Gegenstande.

— Die Allg. Ztg. schreibt: Es ist herkömmlich, daß, wenn ein Dichter stirbt, ihm seine Zunftgenossen, oder die sich dafür halten, seine eigenen Gaben, d. h. Verse, wohl oder übel, als Todtenopfer darzubringen sich beeilen, und so klagte bei dem Tode Gellert's (der freilich selbst ein gar bescheidener Poete war) Goethe:

Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte.

Aehnliches hat sich dann bei Schiller, Goethe (ganze Nänien-Sammlungen bezeugen es!), Uhland und neuestens bei Rückert wiederholt. Mit Bezug auf diese poetische Thränenfluth erhalten wir folgendes scherzhafte Straf-Sonett eingesandt:

Nun ja, auch Er ist jetzt hinabgestiegen,
Der Letzte von dem alten Heeresbann,
Der langen Reihe hoher Flügelmann,
Der Veteran aus jenen heil'gen Kriegen.

Doch statt in weicher Wehmuth euch zu wiegen,
Zeigt jetzt euch selbst — ein Jeder, was er kann,
Ihr sollt, was jene Heldenschaar begann,
Vollenden jetzt bis zu den letzten Siegen.

Zuvörderst aber laßt Ihm seine Ruhe.
Ein Jammer, wie sich unter die Propheten
Mit seinem Liedchen herdrängt jeder Saul!

Ja, nur noch einmal heb' aus deiner Truhe
Das Lockenhaupt, und rufe den Poeten,
Den unberuf'nen: Haltet euer Maul!

— Das Minutoli'sche Institut für Kunst und Gewerbe wird um Mitte April d. J. wie im Jahre 1857 in den Räumen des Königlichen Schlosses zu Liegnitz eine große Ausstellung seiner sämmtlichen Muster-Sammlungen veranstalten.

— Bei der Grundsteinlegung des Bahnhofs-Gebäudes am Fuße des hohen Siberges bei Hagen hat man tief im Boden einen merkwürdig bearbeiteten Stein gefunden, ob römischen oder altdeutschen Ursprunges, ist noch unentschieden.

— Goethe's „Claudine von Villa Bella“ ist von einem Herrn M. Karte „für die deutsche Bühne bearbeitet“, von einem Herrn J. H. Franz in Musik gesetzt und so am 24. Februar in Breslau zum ersten Male aufgeführt worden. Den breslauer Blättern zufolge ist der pseudonyme Componist der Graf von Hochberg-Fürstenstein, Bruder des Fürsten von Pleß.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 11. Bremen, 18. März 1866. 14. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Schicksale eines gefallenen Königs.

Von Karl August Mayer.

Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
(Goethe's Hermann und Dorothea.)

In unserer Zeit, wo so viele Herrscher, durch verdientes oder unverdientes Mißgeschick niedergeworfen, ihrer Throne verlustig gegangen sind und, mit Krone und Scepter im Koffer, umherschweifen, darf wohl eines Königs gedacht werden, der — freilich vor sehr langer Zeit — ganz ungerechter Weise seine hohe Würde an einen Fremdling hat abtreten müssen und seitdem einer Mißachtung verfallen ist, die mit seinen gediegenen Verdiensten und stillen Tugenden in hartem Widerspruche steht. Es ist der Zweck dieser Zeilen, diesen Fürsten in der öffentlichen Achtung so weit als möglich wiederherzustellen und so eine moralische Restauration zu seinen Gunsten zu bewirken, da eine andere versagt ist.

Der gefallene König, von dem hier gehandelt wird, ist freilich kein zweibeiniger, sondern ein vierbeiniger Monarch, vierbeinig wenigstens nach dem gemeinen Menschenverstande, wenn auch die Jäger seine Vorderbeine Arme nennen; wie sie ihm auch kein Fell, sondern eine Haut zusprechen, obschon er haarig genug ist. Auch kann es nicht geläugnet werden, daß er den Wandel eines Menschen hat; denn er tritt, wie dieser, mit der ganzen Fußsohle auf. Kurz, es ist hier von dem Bären die Rede, welcher, nach noch vorhandenen Schriftwerken und nach Grimm's und der competentesten Forscher unbestrittenem Urtheil, ursprünglich, statt des später eintretenden Löwen, König der germanischen Thierwelt war, wie weiter unten auseinander gesetzt werden soll.

Und in der That war er werth, den goldenen Reif um die Stirn zu tragen, der ihm noch auf so vielen Wappenbildern geblieben. Schon der Name „Bär“ ist ein tiefgründendes Wort. In dem Althochdeutschen heißt es pero, in dem Mittelhochdeutschen për. Luther schreibt noch Beer; denn der Umlaut ä in dem Worte ist sehr neuen Ursprungs. So erklärt es sich, daß eine Menge Zusammensetzungen das e festgehalten haben. Wenn das mittelhochdeutsche për, fast gleichlautend mit dem französischen père, uns an Vater erinnert, so gerathen wir damit auf keine falsche Fährte. Das althochdeutsche Wort bëran, gebären, scheint wirklich mit unserem „Bär“, wie mit dem lateinischen parere, in Zusammenhang zu stehen. Dann hieße „Bär“ so viel als Erzeuger, parens oder pariens, Vater und Mutter. Wenn Johannes Stumpf in seiner Schweizerchronik (1548) von bärhaften Weibern spricht, so versteht er nicht etwa bärenhafte, sondern fruchtbare Frauen darunter. In dem Angelsächsischen ist ferner das althochdeutsche përo in beorn (börn) übergegangen, das aber nicht mehr Bär, sondern tapfrer Mann bedeutet. In dem Altnordischen tritt das Wort biörn in der doppelten Bedeutung Bär und Mann auf, und die schwedische Geschichte des neunten und zehnten Jahrhunderts zählt vier Könige auf, welche den Namen björn, Bär, führen.

Ich will es den Männern der Naturwissenschaften überlassen, unter geeigneter Benutzung der Darwin'schen Theorie, zu untersuchen, ob nicht der Bär das Urgeschöpf ist, von dem die Thier- und die Menschenwelt in steigender und sinkender Entwicklung entsprungen sind, und begnüge mich nur zu constatiren, wie wunderbar das Menschliche und Bärenhafte durcheinander spielen.

Ich meine dies nicht bloß in sprachlicher Beziehung; denn dies Gefühl der Verwandtschaft zwischen Bär und Mensch schwindet keineswegs, wenn wir die Natur, ich möchte sagen die Persönlichkeit des Bären genauer ins Auge fassen. Während der tückische, schiefblickende, nußfarbige Wolf uns Grauen erregt, flößt uns der gutmüthige Petz, der so ehrlich aus seinen kleinen braunen Augen schaut, Vertrauen ein. Wohlgenährt, wie Einer, der sein gutes Auskommen hat, stattlich in einen vortrefflichen Pelz gehüllt und auf weichen Socken einherschreitend, macht er den Eindruck eines gegen Unwetter und harte Zeiten wohlgeschützten, behaglichen Biedermanns. Wie ein richtiger Germane, bei dem nach Tacitus gute Sitten mehr vermochten, als anderwärts Gesetze, ist er ohne Tücke und Falsch; von den hinterlistigen Anschlägen des Fuchses, der nach seinem Charakter eher zu dem Romanen stimmt, versteht er wenig. Er schreitet, wenn ihm der Feind einzeln entgegentritt, seiner Tapferkeit und Stärke vertrauend, mit gerade aufgerichtetem Körper, Auge in Auge,

Mann gegen Mann, auf denselben zu, und faßt und erdrückt ihn in eiserner Umarmung; ja, es ist vorgekommen — wie uns Tschudi in seinem Thierleben in der Alpenwelt erzählt — daß er einen Weidman aus Solothurn, dem er erst die Flinte aus der Hand geschlagen hatte, packte und, ohne ihn loszulassen, den Berg mit ihm hinabrollte. Solche Auftritte sind nicht selten. Bären in den Karpathen haben die Jäger, von denen sie angeschossen waren, Tage und Nächte lang von Wald zu Wald, von Fels zu Fels und über breite Bäche hinweg verfolgt, bis es endlich gelang sie zu erlegen.

Ein merkwürdiger Zug des Bären, der sich bei keinem andern Thiere findet, besteht darin, daß er den niedergeworfenen Feind hin- und herwendet und behorcht, um zu erforschen, ob noch Leben in ihm ist.

Obgleich Herr Petz etwas Plumpes in seinem Gang und überhaupt in seiner Erscheinung hat, so fehlt es ihm durchaus nicht an Gewandtheit, und sein Lauf ist, wie schon Mancher zu seinem Schaden erfahren, schneller, als man glauben sollte.

Die Bärenjagden, die in Rußland veranstaltet werden, finden meist im Winter Statt, wo das starke Thier von Schlaf betäubt ist. Sein Lager wird dann im Kreis umstellt, und die Treiber suchen ihn mit großem Lärm den Schützen entgegen zu jagen. Aber vorsichtig entzieht er sich nicht selten den Jägern; nach der Seite blickend, ändert er plötzlich seinen Lauf und bricht ungefährdet mitten durch die Treiber durch.

So grimmig der angegriffene, gereizte Bär auch sein mag, so sanft, gutmüthig und zutraulich zeigt er sich, wenn ihm der gute Humor nicht gestört wird. Die Worte des Räubers Moor bei Schiller: „Das Erbarmen ist zu den Bären geflohen!" gründen nicht auf Wahrheit. Der genannte Tschudi berichtet von einem Bären, der vor dem Geschrei eines Kindes Kehrt machte, als ob er das arme Ding nicht habe ängstigen wollen, und von einem anderen, der auf ein kleines Mädchen, daß im Gebirge Erdbeeren suchte, zulief, die Erdbeeren aus dem Körbchen naschte und dann ruhig seines Weges ging.

Eine etwas rauhe Sitte des männlichen Bären, die er übrigens mit dem Gotte Kronos theilt, besteht darin, daß er nach den eigenen Jungen, so lange sie klein sind, Appetit verspürt. Aber die Frau Bärin weiß ihre Säuglinge aufs Tapferste zu schützen; hoch aufgerichtet schreitet sie ihrem Herrn Gemahl entgegen, brüllt ihn furchtbar an und theilt ihm rechts und links Backenstreiche aus, bis er sich eines Besseren besinnt und zurückgeht. Diese Entartung eines Ehemanns und Vaters ist übrigens nicht bei den freien Bären, sondern im Zwinger zu Bern beobachtet worden. Man vermuthet, daß in der Wildniß der Gatte sich von seiner Frau für die Zeit der Wochen fern hält.

Bekanntlich nährt sich der Bär, gerade wie der Mensch, sowohl von Pflanzen als von Fleisch. Der Schlecker ist nicht wenig auf Beeren, Obst und Honig erpicht, erklettert manchen Baum, um Früchte zu brechen, und macht stundenweite nächtliche Wanderungen aus den wilden Felsenschluchten, wo er einsiedlerisch haust, in die warmen Thäler hinab, um Trauben zu naschen; aber vorsichtig kehrt er vor Tagesanbruch immer wieder zurück. Daneben ist ihm ein guter Braten willkommen; er bricht auf der Alp in die Ziegenställe ein, er trägt Schafe, ja Rinder und Pferde von der Weide fort. Fastenkost verschmäht er auch nicht und geht als geschickter Fischer in die Bäche und Flüsse hinein. Dagegen liefert er dem Menschen in seinen Schenkeln und Tatzen ein leckeres Gericht; Gastronomen schätzen ferner seinen Kopf und seine Zunge, und was das übrige Fleisch angeht, so wird es, wohlgewässert, von den Bergbewohnern mit Appetit verzehrt. Es soll dem Schweinefleisch ähnlich schmecken und ist jedenfalls trichinenfrei. Eine große Wohlthat gewährt der Bär der frierenden Menschheit kühler und kalter Zonen mit seinem weichen, warmen Fell, sei es, daß es als Kleidung oder als Decke dient.

Uebrigens ist die Benutzung des Bärenpelzes sehr verschiedener Art. Aus Simrock's deutscher Mythologie erfahren wir, daß verschiedene Völker, auf demselben knieend, zu schwören pflegten, wahrscheinlich, weil ihm eine besondere Weihe zugeschrieben wurde, in Bezug auf welchen Punkt ich auf unten verweise. Wenn bei Hans Sachs zwei böse Weiber, die der Teufel als Neujahrgeschenk erhalten soll, mit Rauten verziert, in eine Bärenhaut gesteckt werden: so geschieht das wohl, um dem Bösen die bittre Pille zu versüßen. In Polen ließ man ehedem die kleinen Edelleute, wenn sie gestohlen hatten, auf einem Bärenfell auspeitschen — eine Auszeichnung, auf welche die gemeinen Diebe keinen Anspruch hatten. Besondere Erwähnung verdient die Benutzung des Bärenpelzes zur Kopfbedeckung der Soldaten, und wenn auch die rothrockigen, bärenmützigen Gardesoldaten der neapolitanischen Bourbonenkönige wenig Blut, aber desto mehr Schweiß vergossen; wenn auch die Franzosen von Roßbach in diesem Kostüm, schimpfliches Fersengeld gegeben haben, so daß Vater Gleim hinter der Maske des „preußischen Grenadiers" singen durfte:

> Aus sieben Schanzen jagten wir
> Die Mützen von dem Bär:

so ist doch der Ruhm der Grenadiere Napoleons unbestritten; sie waren wirklich im Besitze der Tapferkeit jenes Thiers, mit dessen Fließ ihre trotzige Stirn umkleidet war.

Ja, du gefallener, aber im Falle noch immer würdiger König der nordischen Thierwelt, dein Ruhm ist wahrlich nicht klein, wenn man dessen zerstreute Strahlen in einem Brennspiegel zusammenfaßt. Mögen andere diademgeschmückte Geschlechter alt sein, mögen die vor Jahrtausenden niedergeschriebenen Namen der Pharaonen noch heute von uns in Tempeln und Gräbern zu lesen stehn, mag selbst die deutsche Fürstentrophäe berühmten Angedenkens: die Welfenhose von Eimbeck, mit Andacht betrachtet werden: was ist dies Alles gegen die Denksteine, die du dem Alter deines Geschlechtes gesetzt hast, gegen die präadamitischen, antidiluvianischen Gebeine des ursus spelaeus, die sich an verschiedenen Orten massenhaft in den Kalksteinschlünden der Tertiärformation finden — die Runenschrift einer neuen Schöpfungsgeschichte?

Aber wo steht dein Name nicht verzeichnet, du edler Bär? Durchblättern wir das alte Testament. Was lesen wir da im zweiten Buch der Könige am Schlusse des zweiten Kapitels von dem Propheten Elisa?

> „Und er ging hinauf nach Bethel. Und als er auf dem Wege hinanging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus und spotteten ihn und sprachen zu ihm: „„Kahlkopf, komm herauf! Kahlkopf, komm herauf!"" Und er wandte sich um und, da er sie sahe, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zween Bären aus dem Walde und zerrissen der Kinder zwei und vierzig."

Hier tritt also der Bär als rächender Diener der Gottheit, als althebräische Nemesis auf.

Bei den Griechen sehen wir den Bären von der Jagdgöttin Artemis, die leichten Fußes die Gebirge Arkadiens durchstreift, mit besonderer Ehre bedacht. Die Hirten und Jäger dieses rauhen Landes huldigten der Artemis als der schönsten der schönen Gottheiten mit dem Beinamen *Καλλίστη*; das Symbol dieser arkadischen Diana ist aber die Bärin (ἡ ἄρκτος). Die Bären-Artemis oder Kalliste gebiert dem Zeus den Arkas, nach welchem sich die Bewohner des Landes Arkadier, das Bärenvolk nennen. Eine spätere Mythe aus der Zeit, wo die Keuschheit der Jagd-

göttin mehr betont wurde, stellt Lykaon's Tochter Kallisto in einen Gegensatz zu Diana. In anmuthigen Versen erzählt uns Ovid, wie die Unglückliche um ihres Fehltritts willen der Göttin Gunst und Gesellschaft einbüßt, wie sie dann von der eifersüchtigen Juno beim Haar ergriffen, zu Boden geworfen und in eine Bärin verwandelt wird. Zuvor hat sie Arkas geboren. Dieser ist nach fünfzehn Jahren zum stattlichen Jüngling herangewachsen und durchstreift das Waldgebirge mit dem Jagdspeer: da begegnet er eines Tages seiner in Thiergestalt verhüllten Mutter! Schon will er das Todesgeschoß auf sie absenden, als Zeus sich endlich der Geliebten erbarmt: er versetzt sie mit ihrem Sohn als Sternbilder an den Himmel. Aber noch ist Junos Zorn nicht gestillt; sie erlangt von Okeanos, daß er ihnen versagt, in die kühle Meerflut unterzutauchen und Erquickung in der Glut des Sommers zu finden: die Bärensterne können nicht untergehen.

Spuren eines Kultus der Bären-Artemis finden sich auch in Attika in dem Flecken Brauron, wo der Göttin ein Tempel errichtet war. Im Frühjahr, wann die Schifffahrt wieder eröffnet wurde, feierte man dort die Brauronica: das Erwachen des Bären aus dem Winterschlafe, wobei Mädchen in Safrangewändern erschienen, welche ἄρκτοι, Bären, hießen. Diese Artemis Brauronica ist als Licht-, nicht als Jagdgöttin zu fassen.

Ob bei den nüchtern-practischen Römern ein Bärenkultus Statt fand, steht zu bezweifeln. Sie gebrauchten abgerichtete Bären, wie Hunde, bei ihren Jagden, und hatten eigene Hüter für dieselben, welche Ursarii hießen. Auch mußte dies Thier als Kämpfer im Circus erscheinen. Man erinnert sich hierbei jener Epistel des Horaz, wo das römische Volk, vom Schauspiel gelangweilt, Bären und Boxer verlangt; „his nam plebecula gaudet."

Eine würdige Stelle nimmt der mythische Bär bei den Völkern des Nordens ein. Thor, der Sohn Odins, bei den Deutschen Donar genannt, der zweite unter den Göttern, von der Edda sogar als âsabrâgr, d. h. Götterfürst, bezeichnet, welche Stellung ihm als dem Donnergotte wohl gebührt, von den Norwegern als landâs, d. h. Hauptgott, verehrt — dieser herrliche Gott heißt, gleich jenen Schwedenkönigen, biörn, der Bär. Um die Stärke Thors zu bezeichnen, sagt die Edda: er habe zehn Bärenhäute zugleich aufgehoben. Das Zauberband, womit der Fenriswolf von den Asen gefesselt wird, ist aus dem Schalle des Katzentritts, dem Barte der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Stimmen der Fische, dem Speichel der Vögel und den Sehnen des Bären, die wohl das Beste dabei gethan, zusammengefügt; es ist ebenso stark, als geschmeidig, und fesselt das Ungeheuer bis zur Zeit der Götterdämmerung, wo der Wolf sich losmachen, die Sonne verschlingen und mit dem bösen Loki, seinem Vater, den Untergang der Götter- und Menschenwelt bewirken wird.

Alte Sagen erzählen von einer Wanderung der Skanzen (Skandinavier) nach dem Alpenlande. Ihr Führer Biörn trägt den Namen und das Schildzeichen des Bären, wie auch Dietrich von Bern, der Gothe. Nach ihrem Vorgange soll dann Berthold V. von Zähringen, als er 1191 Bern in der Schweiz gründete, jener Stadt den Bärennamen und das Bärenwappen verliehen haben.

Neben diesen Mythen und Sagen stellen wir die lustige Bärenjagd in den Nibelungen, deren Ausgang gleichwohl zunächst für Sigfried und später für alle Helden des Gedichts so verhängnißvoll wurde. Arglos überläßt sich Sigfried der vollen Lust des Weidwerks im schönen Odinswalde. Nur von einem alten Jäger und einer Brake begleitet, stürmt er „durch den Tann," indeß die Könige von Worms mit Mannen und Hunden in hellem Haufen eine andere Richtung einschlagen. Nachdem er mit Pfeil, Speer und Schwert eine Menge Hirsche, Eber, Büffel, Auerochsen und anderes Gethier erlegt hat, rufen Hörner zur Mahlzeit bei der Waldherberge. Schon hat sich Sigfried zur Rückkehr gewendet, als er einen großen Bären gewahr wird, der durch die Signale aufgeschreckt worden ist. Dieser will nach einer Felsenschlucht entrinnen; aber der Held vom Niederland, der sich schnell vom Roß geschwungen hat, stürzt dem Bären im schnellsten Laufe nach. Jetzt hat er ihn erfaßt und bindet ihm die Füße zusammen. Darauf kommt der Herrliche mit dem am Sattel aufgehängten, noch unverwundeten Thier in das Waldlager geritten. Als die dort zusammengekoppelte Meute den Bären sieht, der nun von Sigfried losgebunden wird, erhebt sie ein furchtbares Gebell, und der verblüffte Waldbewohner fährt mitten in die Küche hinein, wo die Hirsch- und Eberbraten an den Spießen schmoren.

Der bere von dem schalle
hey was er kuchenknehte
vil kezzele wart gerüeret,
durch die kuche geriet:
von dem viwer schiet;
zerfüeret manic brant;
hey was man guoter spise
in der aschen ligen vant.

Man löst die Hunde los, die nun in dichtgedrängter Menge über den nach dem Dickicht fliehenden Bären herstürzen. Die Jäger sind hinter ihm her; aber Niemand will ein Geschoß nach ihm senden, da er wie bedeckt mit Hunden ist; Niemand ist auch im Stande, dem dahinbrausenden Strom der rasenden Thiere schnell genug zu folgen. Nur Sigfried, ein πόδας ὠκύς, wie Achilles, sein Vetter in der Heldensage, ereilt sie und fällt den gewaltigen Bären mit Balmung, seinem berühmten Schwerte.

Daß das Waidwerk der alten Germanen ganz besonders Herrn Petz zum Gegenstande hatte, ist bekannt; tief ins Mittelalter hinein erstreckten sich die Bärenjagden, bis dann die wäldervertilgende Kultur dies Wild aus unserem Gesichtskreis rückte. An welchem Thier konnten auch unsere Väter ihre Kraft besser üben, als an dem riesenstarken Bären? Sehr oft wurde er mit dem bloßen Speer von dem einzelnen Jäger angegangen. Zerbrach diese Waffe, oder wurde sie dem Weidmann von dem aufrechtstehenden Bären aus der Hand gewunden: so kam es zu einem Zweikampf auf Leben und Tod. Fürsten, wie Karl der Große, König Heinrich I. von Deutschland, Kaiser Heinrich III., kannten kein besseres Vergnügen, als die Jagd auf den Bären und anderes großes Wild. Von Heinrich I. wird berichtet, er habe nach seiner eifrigen Art nicht eher von einer Jagd abgelassen, als bis 30 oder 40 Bären, Hirsche und Eber von seiner Hand gefallen waren. Und das war kein gehegtes Wild, wie es heut zu Tage in dichter Masse vor das Feuerrohr der fürstlichen Herrn, wie zur Schlachtbank, getrieben wird.

Von dem einundsechzigjährigen Kaiser Ludwig dem Baier ist es bekannt, daß er, nach einer heitern Mahlzeit im Schlosse zu München, plötzlich von Unwohlsein befallen, zu Rosse stieg und nach dem nahen Fürstenfeld auf die Bärenhetz ritt, um seine Unpäßlichkeit los zu werden; plötzlich aber sank er in dem Augenblicke, wo sich ein Bär erhob, vom Rosse und starb, von jähem Schlag getroffen. Jedenfalls war dies ein historischer Bär, denn er machte der langen Spaltung des Reichs und der Kirche ganz unerwartet ein Ende.

Auch Karl XII., der bekannte zwischen Held und Abenteurer schwankende König der Schweden, war zur Zeit, wo er noch nicht mit den drei Nachbarkönigen im Streite lag, ein eifriger Bärenjäger. Man betrieb damals am Stockholmer diese Jagd auf eine sehr gefährliche Weise, indem keine andere Waffe, als eine große hölzerne Gabel gebraucht wurde, mit der man hinter

einem zwischen den Bäumen aufgespannten Netze stand, gegen das der Bär anrannte, und das er möglicher Weise durchbrechen konnte. Ein Thier von außerordentlicher Größe und Stärke kam einst auf den König, der kaum 18 Jahre alt war, zu, und es gelang Karl nur nach langem, heißem Kampfe, das Unthier zu fällen. — Daß der junge Fürst, nachdem er so den Thierkönig bemeistert hatte, auch Herr über die Menschenkönige zu werden verstand, sollte er bald genug beweisen.

Stand der Bär in Wald und Wildniß dem Menschen als Feind gegenüber, so war er in jenen Zeiten auf der andern Seite in gezähmtem Zustande sein Hausgenoß und Hausfreund. Besonders war es eine Liebhaberei der Mönche, dies Thier, das allerdings in seinem Pelze zu den Kuttenträgern nicht übel stimmt, zu halten und zu pflegen, was auch schon aus dem Umstande hervorgeht, daß Karl der Große in seinen Capitularien diesem Brauche wiederholt entgegen tritt. Die besondere Liebe der Klosterleute zu dem Bären spricht sich auch in zahlreichen Legenden aus. Dem heiligen Columban schleppt er das Reisebündel über die Alpen, dem heiligen Gallus trägt er das Holz im Hause, und ebenso spielt er bei der Gründung des Chorherrnstifts Beromünster im Kanton Luzern, wie schon dieser Name verräth, eine Rolle.

Von René II., Herzog von Lothringen, ist es bekannt, daß er einen gezähmten Bären mit sich führte, als er 1476 die Schweizer um Hülfe gegen Karl den Kühnen anging. Von ihm begleitet, suchte der bedrängte Fürst die Patrizier und Rathsherrn von Bern auf, wo ja der Bär seit uralten Zeiten in Geltung steht, und der Braune mußte, um das Herz dieser Männer zu rühren, statt des Herzogs an ihre Thür pochen. Konnte da ein richtiger Berner widerstehen?

Wie bei den Griechen, so scheint auch bei den alten Germanen die Frühlingsfeier mit dem Bären in Verbindung gesetzt worden zu sein, wovon sich noch mancherlei Spuren finden. So wurde auf Sonnabend nach Lätare an mehreren Orten in Niederdeutschland, z. B. in Hildesheim und Halberstadt, ehedem einem auf dem Marktplatz aufgestellten Klotz der Kopf abgeworfen, wodurch zunächst das Niederwerfen des Heidenthums symbolisch dargestellt werden sollte; dabei führte man einen Bären in Prozession auf. Auch soll der tumprobest, erzählt der Mönch Tilianus um 1450, in offentlicher procession einen barz (d. i. Bären) bei ihm lassen fuhren; so nicht, wirt ihm sein gewohnliche presenz ezu reichen geweigirt. Dieser Brauch ist wahrscheinlich der Rest eines alten Donar-Kultus.

Vielleicht hängt auch jener Umzug in der ehemaligen Grafschaft Ziegenhain in Kurhessen, den Grimm in seiner Mythologie mittheilt, mit einer altheidnischen Frühlingsfeier zusammen. Dort wird nämlich ebenfalls um die Zeit, wo der Winter scheidet, ein in Laub gehüllter Knabe von seinen Kameraden an einem Seil umhergeführt und muß tanzen. Mädchen, welche einen mit Blumen und Bändern geschmückten Bügel tragen, begleiten die lustige Schaar, und es wird bei dieser Bärenfahrt eine Gabe eingesammelt.

Die alten schwedischen und dänischen Chroniken erzählen, wie Grimm ebenfalls berichtet, von Maispielen, die einen städtischen Charakter an sich trugen und einen turnierartigen Glanz entfalteten. Blumenbekränzt zog der Maigraf mit herrlichem Geleit durch die Straßen; ihm entgegen trat mit ähnlichem Gefolge der in Pelze gehüllte Winter. Bei dem Kampfe, den sie begannen, trug natürlich der Mai den Sieg davon; Mahlzeiten und Tänze folgten. In Dänemark kam neben dem Maigrafen auch eine Maigräfin vor, die er durch Kranzwerfen aus den in Ring aufgestellten Jungfrauen erkor. Dieser Maigraf hieß auch Gadebasse, der Gassenbär, und das Mädchen Gadelam, das Gassenlamm, so daß auch hier der Bär als Bringer des Frühlings erscheint.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Mährchen von dem Bärenhäuter, worunter hier ein Mensch verstanden wird, der eine Bärenhaut als Gewand trägt. So erklärt Simplicissimus in dem bekannten Roman dieses Namens die Geschichte eines Landsknechts, der sich nach einer Schlacht im Walde verirrt hat, und daselbst einem Zauberer sieben Jahre lang dienen muß. Die Buße, welche dieser ihm auferlegt, besteht darin, daß er während der Zeit sich nicht waschen, nicht Nägel oder Haare schneiden und die Haut eines Bären, der von ihm erlegt worden, nicht ausziehen darf. Nach überstandener Prüfung wäscht ihn der Geist im Rhein; worauf der Landsknecht, an der Seite einer schönen Gattin, in Reichthum und Glück lebt. Einem ganz ähnlichen Mährchen begegnen wir bei Grimm und in verschiedenen Sammlungen des Auslands; auch des Teufels rußiger Bruder bei Grimm wird als Symbol des Winter- und Sommerlebens gedeutet.

Der Bär war auch bei den nicht germanischen Völkern des europäischen Nordens, bei den Slaven, Finnen und Lappen, hochgeehrt; man sah sogar ein höheres Wesen in ihm, dem, wie den Göttern und Heroen der Griechen, die Stärke von zwölf Männern beiwohnte. Noch jetzt gibt man ihm dort allerlei Schmeichelnamen, wie der Alte, der Große, der alte Großvater, auch Waldkönig und Schwarzzahn, und, indem man ihn mit seiner Liebhaberei für den Honig neckt, heißt man ihn Goldfuß, Pußfuß, Honighand und Honigtatze. In Deutschland führt er bekanntlich neben seinem alten Namen Braun, unter dem er im Thierepos auftritt, die weiteren Namen Petz, Freund Petz, Meister Petz und Mutz. Petz, früher Betz oder Bätz, ist eine Koseform zu Bär, wie Spatz zu Sperling, Fritz zu Friedrich, Götz zu Gottfried, Heinz zu Heinrich, Kunz oder Kurd zu Konrad, Uz zu Ulrich. So ist z. B. in Fischart's Gargantua „von dem Betzen im Loch zu Bern" die Rede. In demselben Werke wird Herkules „der große Betz" genannt. Was das Wort Mutz angeht, so bezeichnet es den Bären als Stumpfschwanz, wie ja auch Mütze nichts Anderes bedeutet, als abgestumpfter Hut. Besonders in der Bärenstadt Bern wird der Name Mutz, alter Mutz oder Mutzle viel gehört.

(Fortsetzung folgt.)

* Gedichte.

Von Ernst Batz.

1. Im Volkstone.

Auch ohne goldnes Ringelein!

Der Goldschmied, ach, der Goldschmied hat
Manch wunderfeines Ringelein,
Ein Goldschmied, ja, ein Goldschmied kann
Wohl allezeit ein Mädchen frein.

Mein Liebster hat nicht Geld noch Gut,
Doch hell wie Gold sind seine Haar',
Wie Schnee so weiß sind seine Händ',
Daran kein Ringlein ist, noch war.

Und gäb man tausend Ring' auch mir,
Möcht doch nicht drum Frau Goldschmied sein,
Denn dir gehört mein Herze ja,
Auch ohne goldnes Ringelein!

Getäuscht!

Hintern Zaun
Muß ich schaun
Nach dem Herzensdieb!
Wie so oft
Unverhofft
Fand ich dort mein Lieb!

Andre Zwei,
S'ist ja Mai,
Sitzen auf dem Platz;
Sommer geht
Und Herbst verweht,
Dann erst kommt mein Schatz!

Auge, du,
Schließ dich zu —
Herz, wie wallt dein Blut —
Küssen sehn
Und einsam stehn,
Ach, wie weh das thut!!

Letzte Liebe.

Gelbe Blätter im Wald,
Falbe Binsen im Teich',
Wind, der wehet so kalt,
Nebel wallen so bleich!
Gestern kaum erwacht
Starbst du über Nacht,
Herbstzeitlose, schon.

Meine Locken wie grau,
Meine Wangen wie fahl,
In dem Auge nur Thau
Blitzt kein glühender Strahl!
Gestern kaum erwacht
Starbst du über Nacht
Letzte Liebe, schon!

---

2. Lieder.

Geständniß hinterm Busche.

Sei still, sei still, mein Vögelein,
Du siehst, ich bin ja nicht allein —
Was mußt du es Allen denn zeigen:
„Hier kichern Zwei hinter den Zweigen!

Sei still, sei still, mein Vögelein,
Du lockst den Förster sonst herein!
O weh uns, wenn jetzt schon er's wüßte,
Wie warm mich sein Mägdlein hier küßte!

Flieg weit, flieg weit, lieb Vögelein!
Fein sein verschwiegen mußt du sein,
Ich bitte dich, woll es vergessen,
Wer hinter dem Busche gesessen!

Du fliehst? — Nun will ich's nur gestehn,
Ich werd schon heut ins Forsthaus geh'n
Und freien die Herzallerbeste,
Eh Junge noch ruhn dir im Neste!

Flieg weit, flieg weit, lieb Vögelein,
Ja bald wird unsre Hochzeit sein!

Kleines Lied.

Aus dem goldnen Laube lacht
Epischbeeren rother Schein,
Morgensonn' ist kaum erwacht
Zwitschert dort Waldvögelein
Froh bis in die dunkle Nacht.

Aus den goldnen Locken lacht
Mir Feinsliebchen rother Mund,
Morgensonn' ist kaum erwacht
Geb ich dort mein Lieben kund
Froh bis in die dunkle Nacht.

Heimkehr.

Mein Rößlein, spute dich, spute dich fein,
Es harrt die Herzallerliebste mein
Auf uns schon manche Stund!
Dein wartet goldenen Hafers Korn
Und Wassers sprudelnder Silberborn,
Mein wartet Aug' und Mund!

Greif aus, schon funkelt ja Stern an Stern,
Schon winkt gar lustig ihr Tuch von fern
Dem Liebsten immer zu! —
Sie stürmt herunter vom Burgaltan,
Mein Rößlein, halte, nun halte an,
Nun lacht uns süße Ruh!

Gems of German Verse by William H. Furness. Philadelphia 1860.

Von J. Ruperti.

Von befreundeter Hand ward uns die oben angezeigte Sammlung mitgetheilt, und sie verdient wohl, daß man Kenner und Freunde der deutschen und englischen Literatur mit einigen Zeilen auf sie aufmerksam mache. Der Herausgeber, so viel wir wissen, ein sehr geachteter unitarischer Prediger in Philadelphia, ist vielleicht einigen Lesern des Sonntagsblattes im Gedächtniß geblieben durch eine Uebersetzung von Heines Grenadieren, die mit zwei anderen in einem früheren Jahrgange abgedruckt waren. Er ward, außer einigen Stücken, die er schon gedruckten Werken oder englischen Zeitschriften entnahm, bei seiner Sammlung durch mehrere amerikanische Freunde unterstützt; er selbst aber und ein gewisser Hedge sind am thätigsten und glücklichsten im Uebertragen gewesen. Die Auswahl kann im Allgemeinen als eine zweckmäßige und gute bezeichnet werden, wenn wir vielleicht auch dieses oder jenes aufgenommene Stück gern durch ein anderes ersetzt sähen. Viele unserer besten und bekanntesten Namen, Klopstock, Goethe, Schiller, Uhland, Chamisso, Rückert, Heine, Grün, Mosen, Körner, Geibel und andere, sind vertreten; selbst Luthers Hymne, wie „eine feste Burg“ hier nicht unpassend genannt wird, fehlt nicht; am meisten von allen aber hat Uhland beigesteuert, der auch bei den Engländern ein beliebter und oft übersetzter Dichter ist. Auch zwei größere Sachen, Schillers Glocke und Chamissos schöner, tief empfundener Liedercyclus, Frauen-Liebe- und Leben, beide vom Herausgeber übertragen, sind aufgenommen. Solche Mißverständnisse, wie sie sonst nicht selten bei der Uebertragung aus dem Deutschen von Seiten der Fremden, namentlich der Franzosen, vorkommen, sind hier fern geblieben; daß die eine Stelle in der Glocke, „der Pfosten ragende Bäume,“ dem Herausgeber so viele Schwierigkeiten machte, begreifen wir kaum; uns dünkt, er hätte bei jedem gebildeten Deutschen in Philadelphia sich Raths darüber erholen können. Nur eine verkehrte, komische Uebertragung ist uns aufgefallen; in Goethes Vanitas sind die Worte „Neige Weins“ durch „mouldy lees,“ „kahnige Hefe.“ wiedergegeben. Es thut uns wirklich leid um den alten Herrn, daß er solches Zeug hat trinken müssen, aber schwerlich konnte es ihn in eine Stimmung versetzen, wie sie in dem Gedichte herrscht, oder es müßte denn der Humor der Verzweiflung gewesen sein.

Die englischen Uebertrager aus dem Deutschen haben es übrigens leichter als wir umgekehrt; die Kürze ihrer Sprache kommt ihnen dabei zu statten. Freilich ist dafür auch der Uebelstand da, daß die weiblichen Reime oft schwer zu finden sind, und es kann nicht geläugnet werden, daß viele dieser Stücke im Vergleich mit dem Original verlieren, weil eben jene Gleichklänge nicht festgehalten wurden. Eigenthümlich, das wird jeder fühlen, der Sinn dafür hat, berühren uns oft diese Poesieen, mit denen

wir von Jugend auf vertraut gewesen sind, wenn sie in dem fremden Idiom uns entgegen treten; es ist sogar bisweilen, als ob die Schönheit einzelner Stücke, die wir bis dahin vernachlässigt oder nicht tief genug empfunden haben, uns zu besserm Verständnisse gebracht würde. Als eine Art von Gradmesser des Werthes möchte man die Uebersetzungen bezeichnen, wie denn beispielsweise einmal die volle Schönheit von Goethes römischen Elegien und seiner Euphrosyne in einer einfachen prosaischen Uebertragung ins Französische wieder so recht klar zu unserer Anschauung gelangte.

Wir können auf das Einzelne nicht näher eingehen und wollen nur schließlich noch bemerken, daß von allen uns bekannt gewordenen Uebertragungen der Glocke, so weit sie in unserer Erinnerung geblieben sind, die hier gegebene von Furneß uns als die beste erscheint, namentlich auch in der Weise, wie sie den Wechsel der Rhythmen und Reime sowie die ganze Musik der Sprache beizubehalten bestrebt gewesen ist, und daß auch unter den sonstigen Uebertragungen sich sehr viele finden, die man mit wahrer Freude lesen kann; außerdem ist das Buch sehr hübsch ausgestattet und hat Nachbildungen der bekannten Umrisse von Retzsch zur Glocke als Zugabe erhalten. Wir fügen nur noch zwei Proben hinzu, die hoffentlich unser allgemeines Urtheil bestätigen werden; die eine, Uhlands Schloß am Meere von Hedge, beseitigt freilich die weiblichen Reime, und die andere, Heines Lorelei von Furneß, läßt einige Male den Doppelreim aus, aber beide können doch trotzdem als wohlgelungen bezeichnet werden.

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide,
Die Jungfrau sah ich nicht."

The castle by the sea.

Saw'st thou a castle fair,
Yon castle by the sea?
Golden and rosy there
The clouds float gorgeously

And fain it would descend
Into the wave below,
And fain it would soar and blend
With the evening's crimson glow.

Yon castle J have viewed,
Yon castle by the sea;
The moon above it stood,
And the mists hung heavily.

The wind and the heaving sea
Sounded they fresh and strong?
From the Hall came notes of glee,
Harping and festive song?

The winds and the waters all
Rested in slumber deep,
And J heard from the groaning Hall
Music, that made me weep.

Saw'st thou the king and his spouse
Walking there side by side,
The diadem on their brows,
And their mantles waving wide?

Led they their cherished one
With joy, a daughter fair,
Resplendent as the sun
In the light of her golden hair?

Well saw J the royal pair,
But without the crown J wot;
Dark mourning weeds they ware,
The maiden saw J not.

Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Lorelei.

J do not know, what it fortelleth,
J am so sad at heart,
My mind on a legend dwelleth,
That comes and will not depart.

The air is cool in the twilight,
And the Rhine flows smoothly on,
The peaks of the mountains sparkle
In the glow of the evening sun.

High on yon rock reclineth
A maiden strangely fair;
Her golden apparel shineth,
She combs her golden hair.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singet ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

With a golden comb she combs it,
A song the while sings she,
All weird and wondrous is it
And mighty the melody.

The boatman, as it comes o'er him,
It seizes with fierce delight,
He sees not the rocks before him,
His gaze is fixed on the height.

J believe in the end, that the billows
O'er boatman and boat roll high;
And this with her fearful singing
Was done by the Lorelei.

---

* Sechs Lieder, von Platen, Mörike u. Delius.

Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung componirt von M. v. Heise-Rotenburg. Leipzig. Breitkopf und Härtel.

In den sechs Liedern von Herrn von Heise-Rotenburg zeigt sich eine glückliche Vereinigung von poetischer Empfindung und musikalischer Darstellungsgabe. Die Anspruchslosigkeit, mit der diese Lieder auftreten, das einfach schlichte Wesen welches sich nicht in Einzelnheiten der Dichtungen nach Art eines Progamms verliert, sondern einen wahren Begriff von der musikalischen Gesammtstimmung zu geben versucht, in welche die Poesie den Componisten versetzt hat, muß uns daran sehr erfreuen. Und um so mehr, als dieses heutzutage selten geleistet wird, und man leider dem momentanen Geschmacke mehr unterthan wird, der sich wunderlicher Weise den größten Gegensätzen in der Musik zuwendet. In dem Erfassen der Gesammtstimmung möchten wir das letzte der Lieder (von Delius, Lebensüberdruß) für das gelungenste erklären. Es hat auch dabei den Vorzug eines melodischen Flusses, der, wenn auch nicht stets originell, doch so sehr Eigenthum des Componisten geworden zu sein scheint, daß wir ihm dazu Glück wünschen können. Nächstdem halten wir (Nr. 4 Verborgenheit von Mörike) für ein tief empfundenes Stück von ernstem würdigen Character. In dieser Gattung ist des Componisten Vorbild Schumann, in dessen Weise auch die Begleitung gehalten ist; es wird auch ihr der gebührende Theil an der Idee des Ganzen: so ist z. B. das Motiv der Einleitung wohl von mehr Bedeutung als der eines Ritornells. Weßhalb wird dasselbe aber zuletzt bei den Worten „seine Pein“ aufgegeben; weßhalb genügt nicht f g es? noch müßte wohl im 14. Tacte und der entsprechenden Stelle der Wiederholung „seine“ auf das dritte Viertel zu singen sein und dem Worte „Wonne“ zwei Viertel gegeben werden. Von gefälligerem entsprechenderen Wesen sind das erste und fünfte Lied (letzteres Ständchen von Delius, ersteres Reiselied von Platen). In der Begleitung des Ständchens ist der Componist einem sehr bekannten Vorbilde gefolgt und kann man sagen mit Glück; der Melodie hätten wir mehr gesangsmäßigen Character gewünscht obgleich sie harmonisch sehr hübsch und originell erfunden ist. Das kräftigste Lied der Sammlung ist „der Jäger“ von gedrungnen Rythmen in Gesang und Begleitung. Der Gesang hätte aber noch hier weniger instrumental gehalten sein müssen. Ohne Noth scheint uns die zweite viertactige Periode in eine fünftactige verwandelt zu sein. „Mir aber nagts ꝛc.“ ist schwer singbar sowohl wegen der großen Ausdehnung als wegen des instrumentalen Characters: weßhalb ist der Gegensatz „mir aber“ „ich höre“ nicht hervorgehoben?

Mehr Sangbarkeit hätten wir auch dem Liede aus Platens „Beranger“ gewünscht „schönes ach“ hat uns nicht behagen wollen. Aber auch hierin zeigen sich die oben erwähnten Vorzüge in der Einfachheit und Natürlichkeit der musikalischen Ausdrucksweise. Wenn wir schließlich den Wunsch aussprechen mit dem Componisten weitere Bekanntschaft zu machen, so dürfen wir wohl hoffen er werde uns mit gleich freundlichen und liebenswürdigen Gesängen bereichern.

Literatur und Kunst.

* **Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Alterthümer.** Am 13. d. M. fand eine Versammlung statt, in welcher außer verschiedenen geschäftlichen Mittheilungen einige Gegenstände von allgemeinem Interesse zur Sprache kamen. Ein Schreiben des historischen Vereins für Niedersachsen betraf den Marsseler Fund, über den in einer der letzten Sitzungen H. Allmers gesprochen, sowie die Ausgrabungen des Pastor Merkel bei Uchte, die ebenfalls vor Kurzem in der „Abtheilung“ zur Sprache gekommen sind; die Theilnahme des hannoverschen Vereines beweis't die Bedeutung, welche jenen beiden Gegenständen beizumessen ist. Höchst interessante Abbildungen älterer bremischer Bauwerke sowohl gothischen Stils, wie aus der Renaissancezeit, von den Architecten S. Loschen, Wetzel und H. Müller hergestellt, hat die „Abtheilung“ erworben; ein Theil derselben war ausgestellt, während die übrigen Blätter bereits für den nächsten Band der „Denkmale bremischer Geschichte und Kunst“ Verwendung gefunden haben. Unter jenen Bildern verdienen die vom Krameramthause, vom St. Catharinenkloster, vom ehemaligen Pundsack'schen Hause, besondere Hervorhebung. Die Besprechung der vom Dr. Mannhardt in Berlin erlassenen Aufforderung zu Mittheilungen über bäuerliche Erndte- und Aussaat-Gebräuchen, ländliche Feste, Redensarten und Aberglauben, berechtigt zu der Hoffnung, daß von hier aus dem eifrigen Sammler der Reste deutscher Mythologie und Sage einiges Material zugestellt werden kann. Dr. H. v. Eelking legte dann mehrere Fundsachen vor, insbesondere einen bei Burhave gefundenen Krug, der Asche enthalten haben soll und an einer jetzt zum Weserbett gewordenen Stelle nebst anderen Geräthen ans Licht gekommen ist, sowie Steinwaffen, Bronzesachen und eiserne Geräthe aus einem Schleswig'schen Hünengrabe. Auf die dem folgenden Mittheilungen von Dr. H. A. Schumacher, betreffend das goldene Psalterium der k. k. Hofbibliothek zu Wien und den ehemals in Bremen vorhandenen Psalter, der auf Karl des Großen Gemahlin Hildegard zurückgeführt wird, werden wir in nächster Nummer zurückkommen. Unter den neuen Erwerbungen der historischen Gesellschaft sind besonders die Protokolle des ehemaligen literarischen Vereins in Bremen (1797—1811), nennenswerth, ein Geschenk des Herrn Senator Dr. Lampe.

* **Gedichte von Karl Wilhelm Batz.** Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Wigand. 1865. Ein frisches, angenehmes Talent, dem namentlich das leichtfüßige, heitere Lied gelingt; doch auch unter dem Erzählenden des ersten Theiles findet sich einzeln Schönes. Nach so manchem Matten, Seichten, Verwaschenen haben diese Gedichte uns recht angemuthet und erquickt, denn wo der Verfasser ernste Töne anschlägt, verräth er eine Tiefe des Gefühles, die bei schwungvoller Diction beweis't, daß er eine ächte Dichternatur ist.

— Gedichte von Marie Harrer. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1866. Wenn auf dem Titel der weibliche Vorname nicht stünde und der Leser nicht der Verfasserin im Bazar oder anderswo schon begegnet wäre, so würde derselbe doch aus dem Tone, der durch diese Gedichte zieht, das weibliche Gemüth herausgehört haben. Es sind ganz hübsche lyrische und didactische Gaben, die uns hier geboten werden, doch ohne Energie und markige Diction. Gestaltungskraft scheint der Verfasserin abzugehen. Die vielen Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen sind sehr fließend und nicht der schlechteste Theil des Buches.

— Gedichte von Peter Krauß. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1866. Zuerst bietet Herr Peter Krauß „Lyrische Gedichte“ auf 160 Seiten — und wir müssen gestehen, daß von diesen allen nur das letzte uns angesprochen hat, das „Rheinlied;“ dies ist unsers Erachtens das einzige werthvolle und schwunghafte Den „Lyeischen“ folgen „Naive Gedichte.“ Wir haben's naiv von Herrn Peter Krauß gefunden, solche naive Gedichte zu schreiben, und naiver noch sie drucken zu lassen. Diesen folgen 38 „Mädchenlieder“, d. h. gewöhnliche Liebeslieder, so daß der Titel keinesweges paßt, denn unter Mädchenliedern veesteht doch jeder Andere als Herr Krauß, Lieder, die einem Mädchen in den Mund gelegt werden, bei denen der Dichter sich in die Stimmungen und Empfindungen eines Mädchens hineinzuversetzen sucht und ihnen Ausdruck leiht. Den Schluß bilden Frühlings- und Herbstlieder. Wenn der Herr Veefasser sich S. 81 und 83 einige der schönsten Lieder Heines zu verbessern erlaubt, so verzeihe er uns, daß wir unwillkürlich dabei an Johann Ballhorn seligen Angedenkens erinnert wurden. Alles in Allem scheint das Talent des Herrn Krauß ein sehr geringfügiges zu sein, selbst seine Verskunst steht auf einer niedrigen Stufe.

— Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. Ein Beitrag zur sinnigen Betrachtung der Natur von M. G. W. Brandt. Frankfurt a. M., Christian Winter. 1866. Eine ganz vortreffliche, umfangreiche Sammlung von Gedichten und Sentenzen, die das Naturleben malen. Wir begnügen uns die Abschnitte anzugeben, da schon hieraus hervorgeht, mit welchem Bienenfleiß der Herausgeber gesammelt hat: Bedeutung der Natur; von den Farben; Leben der Pflanze; Jahreszeiten; Frühling; das junge Grün; erste Frühlingsblume; Frühlingsstimmen; Veilchen u. s. w. Ostern; Bäume im Frühlinge, Pflanzen, Fällen, Veredeln, Triebkraft der Bäume; Weinstock, Waldmeisterlein; Obstbaumblüthen; blühende Sträucher; Frühlingsblumen: Aurikeln u. s. w. Pfingsten; Bieke, Linde, Alpenblumen; Fremdlinge: Thee, Hortensia u. s. w. Sommer, Wiese und Heuernte; Waldbeere, Erdbeere, Glockenblume u. s. w. Rose (40 Nummern), Passionsblume u. s. w. Wald, Pappel, Eiche, Therebinthe, Mistel, Ahorn, Tanne, Föhre u. s. w. Blumen in Flur und Hain, wilde Rose. An und im Wasser, das Feld, der Fruchtacker, Herbst u. s. w. u. s. w. Das Inhaltsverzeichniß ist 22 enggedruckte Seiten groß. Aus der obigen kurzen Angabe läßt sich schon ersehen, wie übersichtlich der Sammler das Ganze angeordnet hat. Sehe zu loben ist, daß er aus Zeitschriften und von verschollenen Dichtern so manche Perle auflas, die dem größeren Publicum unbekannt blieb. Die Ausstattung ist sehr lobenswerth.

— Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie in Beeslau. Fünfte Sammlung. Leipzig. Brockhaus. 1866. Lauter obscure Namen. Aufgefallen ist nns Friedrich Klose, welcher der Gedankenstriche mehr als der Gedanken hat, wenigstens wußte er in 5 Gedichten 120 solcher Zeichen anzubringen. Barchewitz ist nicht ohne lyrisches Talent; Clara Bestd und Dorothea Erstling scheinen ihee besten poetischen Eestlinge beigesteuert zu haben, was immer noch nicht viel bedeuten will; Eumenes besingt in Alexandrinern den Kallistratos und die französischen Flüsse Saone und Rhone in Hexametern. Herrn Theobald Röthig wäre es nöthig die Sprache etwas mehr zu studieren, damit er z. B. wenn und wann zu unterscheiden lernte.

— Gedichte von P. P. Rieder. Leipzig, Verlag von Prider. 1866. Ben Akiba sagt: „Alles schon dagewesen“, hätte der gute Mann aber die „Gedichte von P. P. Rieder“ gelesen, würde er sich sicherlich eines Andern besonnen haben, denn so etwas möchte schwerlich dagewesen sein. Hohleeee Bombast, confusere Begriffsverwirrung ist uns noch nicht vorgekommen, und das will gewiß viel sagen, denn es wird in Versen heut' zu Tage viel, sehr viel gesündigt. Papier und Deuck wie schön! Schade darum. Die Versformen sind dabei durchgängig tadellos, nur selten stört ein uneeiner Reim; allein fast auf jeder Seite Unklarheit des Ausdrucks, Floskeln ohne den geringsten Gehalt, so daß man erstaunt sich frägt, wie es möglich ist, daß so etwas einem Publicum geboten werden kann, das nicht jeglichen Denkvermögens bar ist. Was die Sprache des Verf. betrifft, so wollen wir Einzelnes hervorheben, wie (S. 22): „Kaum wird im Wald der Maien wach;“ (S. 64) „Es pilgert in das Thal herein von Veilchen eine Duftkolonne;“ (S. 32) „Dein funkelt nie ein Goldgewind;“ komisch im höchsten Grade wird es, wenn in dem Romanzencyklus „Kunz und Wenzel“ (Nr. 7) von einem dieser Recken erzählt wird, daß er seinem „Gespann (!)“ statt Gespons den Treueid brach. Mit der Logik des Verfassers steht es aber noch unendlich schlechter. Eine ganze Reihe von Liedern hat anapästische Versanfänge, denen in jambischem Versmaß Schlüsse mit Nutzanwendungen folgen. Komischeres läßt sich nicht denken. Von diesen Gedichten: „Walzer,“ „Schlittschuhlauf,“ „Herbstlied“, „Sein Grab“, „Forellendieb“, „Arionfalter“, „Der Arme“, „Die Thräne“, „Wasserfahrt“, „Zoroaster“ u. s. w. möchten wir gern irgend eines ganz abdrucken, doch scheuen wir uns den Raum dafür in Anspruch zu nehmen. Eine kleine Probe nur:

Sein Grab.

Die Glocke so helle,
Die Pforte gar klein
Lädt in die Kapelle
Zum Beten Dich ein.

Die Altäre sind verschieden,
Wo der Mensch den Kummer fühlt,
Wo er nahe sich dem Frieden
Und dem Himmel näher fühlt.

Erlösender Wunde
Liegt Christus im Grab,
Drauf gießt die Rotunde
Die Sonnen herab.

Glaube fest, so zünden hundert
Freudenfeuer rings sich an!
Liebe wahrhaft, und bewundert
Fährst Du durch den Ocean! u. s. w.

Im Gedicht „An einen Volksvertreter“ wird p. p. Rieder politisch, sowie in vier Sonetten gegen Bismark; im „Hornlied“ S. 83 singt er:

Wir trinken todt, die Manneswort
Mit Intrigantenspiel verkümmern.

S. 103 spricht der Verf. vom „aufwärts strömenden Zelte.“ Zum Schluß möge der Anfang der Romanze „Walpurgisnacht“ aus dem obenerwähnten Cyklus „Kunz und Wenzel“ hier noch angeführt werden.

Burg Degenheum ist ohne Stütze,
Ist ihrer Göttergunst beeaubt,
Es hat, ein lahmer Bogenschütze
Und seiner Ruhmespracht entlaubt,
Ihr Wächter in die Sorgenmütze
Die faltenreiche Stirn geschraubt,
Und denkt und forscht der einen Kunde,
Ob sein Gemahl stets treu im Bunde.

— Freudvoll und Leidvoll. Gedichte von Otto Heinr. Gotthold Caspari. Zweite Auflage. Berlin. 1866. W. Adolf & Co. (A. Cohn.) Ein paar Pröbchen werden hineeichen diesen Poeten zu charakterisiren. S. 43 heißt es:

Noch ist's still im Dorf, es treiben
Kinder hie und da das Vieh hinaus,
Leise poch' ich an des Liebchens Fensterscheiben,
Poche lauter, weil sie schwer erwacht.
— — — — — —
Und es dauert schier ein ganzes Zeitchen,
Und in Sorge wird mir angst und bang
Siehe, plötzlich kommt sie angelacht im Morgenkleidchen,
Und ich biete neckisch scherzend ihr den Arm.
Und wir küssen uns auf offner Gasse,
Eh' wir schreiten noch vor's Thor,
Kaffee hatten wir getrunken keine Tasse,
Wir zogen Liebe dünnem Kaffee vor.
Draußen ruhten wir auf allen Banken u. s. w.

Im Gedichte S. 38 heißt es:

Da sah ich am Bache die Füßchen sie baden,
Die waren so zart,
Und so weiß, wie die Milch von der Kuh.

Vieles ist der Art, daß es sich gar nicht wiedergeben läßt. Aus mehreren dieser „Gedichte“ (!) Caspari's geht bis zur Evidenz hervor, daß Heine diesen Unglücklichen auf seinem Gewissen hat. Hier ist ein Marsyas, an dem Apoll seine Rache zu vollziehen hinreichenden Grund hätte.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 26.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 12. Bremen, 25. März 1866. 14. Jahrg.

Mit dieser Nummer hört das Sonntagsblatt zu erscheinen auf.

Inhalts-Anzeige.

* Schicksale eines gefallenen Königs.

Von Karl August Mayer.

(Schluß.)

Eine eigenthümliche Sitte des Mittelalters, die namentlich von Mainz und Straßburg berichtet wird, bestand darin, daß der „Waltbote“, wenn er Brotschau hielt, einen Bären mit sich führte, wofür ihm die Bäcker ein Brot, das sogenannte Bärenbrot, entrichten mußten.

Bis in das vorige Jahrhundert hinein spielten die Bären in den höchsten Gesellschaftskreisen des Nordens eine Rolle und waren gewissermaßen hoffähig. Als Peter der Große den buckeligen Sotow, seinen ehemaligen Lehrer, den er, siebenzig Jahre alt, zu seinem Hofnarren, dann zum Patriarchen und zum Papst in partibus infidelium ernannt hatte, schließlich im vierundachtzigsten Jahre mit einer muntern Wittwe verheirathete: nahm der Hof an dem Hochzeitsfest und Trinkgelage vollen Antheil. Bevor die Trauung durch einen fast blinden und tauben hundertjährigen Popen vor sich ging, fand ein Maskenzug Statt, eröffnet von König David, der, statt der Harfe, einen mit Bärenfell umwickelten Leierkasten erklingen ließ, in einem von vier Bären gezogenen Schlitten. Durch beständiges Stacheln und Necken wurde diesen Thieren ein wenig melodisches Gebrumm abgezwungen, und die ganze Gesellschaft brummte mit und machte allerlei Katzenmusik. Seine Majestät der Kaiser aller Reussen aber war als friesischer Bauer verkleidet mit im Zuge und rührte nebst drei Generälen die Trommel.

Nicht viel feiner waren die Späße, die Friedrich Wilhelm I., der Vater des großen Friederich, in seinem Tabackscollegium zum Besten gab. Freiherr von Gundling, Professor an der Ritterakademie, Zeitungsreferent und Historiograph des Königs, 1731 in Potsdam verstorben und zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben, spielte ungefähr dieselbe Rolle am preußischen Hofe, wie Sotow am russischen. Einst, als er seiner Gewohnheit nach berauscht aus dem Tabackscollegium nach Hause kam und im Dunkeln sein Bett bestieg, fand er daselbst einen jungen Bären vor, der durchaus nicht gesonnen war, das weiche, warme Lager mit dem Professor zu theilen, und ihn jämmerlich zerkratzte. Es war dies ein kleiner Scherz, den das Collegium dem Freunde bereitet hatte.

Von solchen Bärenspäßen wird aus Wien, der deutschen Kaiserstadt, freilich nichts berichtet; desto besser gedeiht aber dort eine andere Art von Bären, die von dem Zauberstabe Rothschild's regiert werden.

In einem seiner Gedichte führt Freiligrath einen Mohrenfürsten auf, der, seiner Heimat entrissen und nach Europa geschleppt, mit Kunstreitern von Messe zu Messe zieht und zu ihren Luftsprüngen die große Trommel schlagen muß. Diesem, im Stande der größten Erniedrigung befindlichen König, dürfen wir wohl unsern guten Bären, den Exrex, vergleichen, zur Zeit, da er noch, etwa von ein paar Affen oder einem Kameele begleitet und vielleicht gar einen Ring in der Nase, um bequemer und sicherer geführt zu werden, durch Stadt und Dorf die Runde machte, um, einen Stock in den Tatzen, zu tanzen, mitunter auch das Tamburin zu schlagen. Wenn seit einer Reihe von Jahren die Polizei diesem traurigem Schauspiel Einhalt gethan hat, so geschah dies wohl weniger, weil man das Unwürdige einer solchen Behandlung gefühlt, als weil man an den Sitten der Bärentreiber Anstoß genommen hat. Soll es ja doch mitunter vorgekommen sein, daß diese Barbaren, wenn es ihnen an Futter für ihre Bären fehlte, in einsamer Gegend einen Handwerksburschen ergriffen und ihn Herrn Petz als Gericht vorsetzten.

Ein besseres Verständniß der Bärenwürde zeigt dagegen die altehrwürdige Stadt Bern, die nicht nur Namen und Wappen für Stadt und Kanton dem „Mutzle“, ihrem Liebling, entliehen hat, sondern die auch seit undenklichen Zeiten eine Bärenfamilie mit wahrhaft mütterlicher Liebe nährt und pflegt, so daß es wohl ein würdiger Gegenstand für einen plastischen Künstler wäre, Frau Bern mit der Mauerkrone darzustellen, wie sie, behaglich sitzend oder liegend, ihre lieben Bären an der Brust hat. Der Ursprung der Berner Bärenhaltung, der so alt ist, wie die Stadt

selber, hüllt sich in Sagen. Neben der oben angeführten giebt es eine volksthümlichere, die aber auch nur auf Vermuthungen zu ruhen scheint. Darnach soll die Stadt nach einem Bären, der sich bei der Ausrodung des Waldes vorfand, benannt worden sein und seitdem, zum Andenken an diesen Urbewohner, einen Bärengraben unterhalten. Der Aarauer Professor Rocholz stellt die Möglichkeit auf, daß die Berner Bären ein Rest der heiligen Thiere seien, die der Germane zu Ehren seiner Götter gehalten habe. Wie dem auch sei, Freund Petz befindet sich ganz wohl in seinem gut ausgemauerten Hause zu Bern; er ist Rentier, da er in Folge eines Vermächtnisses ein Vermögen von 20,000 Fr. besitzt. Als vor einigen Jahren ein berauschter junger Engländer Nachts in den Bärengraben fiel und mit dessen Insassen in einen langen Kampf gerieth, der ihm schließlich das Leben kostete, soll — so wird erzählt — die Wache nicht geschossen und, darüber zur Rede gestellt, sich mit den Worten entschuldigt haben: „Da hätt' ich ja den alten Mutz treffen können."

Auf dem Bärenbrunnen in Bern erscheint Herr Petz im Panzer mit Helm und Schild, das Schwert an der Seite, das Banner in der Faust, jeder Zoll ein mannlicher Kämpe. Nicht mit Unrecht nennen dies die Berner das sprechende Wappen. Der Bär schmückt auch das Giebelfeld des ansehnlichen Kornhauses, und auf dem Muctener Thor spreizen sich zwei Mutze in Granit als Hellebardiere. An dem s. g. Zeitglockenthurm, mitten in der Stadt, bewegt sich, kurz vor dem Schlusse jeder Stunde, ein ganzer Trupp von Bären um den sitzenden Saturn; ein Hahn kräht, worauf dann die jedesmalige Stundenzahl durch das Heben und Senken des Zepters in der Hand des Gottes, durch die Hammerschläge eines Mannes auf die Glocke und durch das Kopfneigen eines zur Seite stehenden Bären ausgedrückt wird.

Findet sich meines Wissens dieser Bärenkultus in keiner zweiten Stadt wieder, so trifft man gegenwärtig doch an vielen Orten Bärenzwinger, wo Freund Petz in seiner Häuslichkeit beobachtet und, wenn er, dem oben stehenden Beschauer entgegen, den Baum heraufsteigt, nicht nur als guter Turner erkannt, sondern auch, aus fast erreichbarer Nähe, gespeist werden kann. Jedermann wird sich bei dieser Gelegenheit überzeugen, wie unendlich populär dieser Gentleman im langhaarigen Flausrock oder Sackpaletot ist. Selbst kleinere Städte, wie Karlsruhe, klimmen die Kulturstufe der Bärenzwinger-Städte empor und veranstalten Sammlungen und Concerte, um die nöthigen Mittel zu beschaffen. Die genannte Stadt wird noch dieses Jahr (1866) ihr Ziel erreichen. — Einen Bärenzwinger in übertragener Bedeutung, nämlich eine Gesellschaft dieses Namens, besitzt sie seit Jahren, bestehend aus einigen hundert Mitgliedern, Bären genannt, die hauptsächlich dem höheren Beamtenstande — zwei Minister mit eingeschlossen — angehören.

Stand der Bär vor Alters in besonderem Ansehen, so war es natürlich, daß man sich gern mit seinen Namen schmückte, wie dies ja bereits von dem Gotte Thor und jenen schwedischen Königen berichtet worden ist. Albrecht Graf von Ballenstädt hieß seiner stattlichen Erscheinung wegen der Schöne; lieber war ihm aber noch der Beiname Bär, und die Geschichte hat ihn unter dieser Bezeichnung neben Heinrich dem Löwen, seinem Zeitgenossen, in die Reihe ihrer Helden eingetragen. Er war vom Stamme der Anhaltiner oder Askanier, der Sprößlinge jener sagenhaften Beringer oder Bärenritter, durch welche der Bär das Symbol der drei Häuser Anhalt geworden ist. Albrecht der Bär ist bekanntlich der Stifter der Markgrafschaft Brandenburg und der Gründer Berlins, indem er in der Mitte des zwölften Jahrhunderts die zwei wendischen nur durch die Spree getrennten Fischerdörfer Berlin und Köln mit deutschen Ansiedlern bevölkerte und, von Mauern umzogen, zu Städten erhob, die dann 150 Jahre später ihr Gemeinwesen vereinigten. So erblühte eine der größten und schönsten Städte Europas auf den Wink eines Bären und unter dem Zeichen des Bären; denn wer Anderes, als dies edle Thier, steht im Wappen Berlins?

Zu besonderer Ehre gereicht es dem Bären, daß er auch einem christlichen Heiligen seinen Namen geliehen hat. St. Ursus, der Patron des sehr ansehnlichen und kostbaren Münsters in Solothurn, war Soldat in jener thebaischen Legion, die zu Anfang des vierten Jahrhunderts unter dem römischen Kaiser Maximinian bei St. Maurice im Rhonethal den Märtyrertod erlitt. Uebrigens hat sie der Kirche auch noch andere Heilige, ja sogar eine Heilige: Sancta Regula, geliefert; ihre Zahl ist ja im eigentlichsten Sinne des Wortes Legion.

So ist Ursus, der Bär, ein Heiliger geworden. Aber auch seine Kleinen sind es; denn heißt nicht Ursula eine kleine Bärin, ein Bärentöchterlein? Stellt die tebaische Legion mit ihren 6000 Häuptern einen schönen Vorrath von Heiligen dar, so ist auch die heilige Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen ein reichfließender Quell der Gnade; wobei der Orden der Ursulinerinnen, die im siebenzehnten Jahrhundert auf 20,000 Häupter angeschlagen wurde, nicht mit in Rechnung gebracht wird. Jene von der britischen Königstochter Ursula geführten 11,000 Jungfrauen wurde auf einer Pilgerfahrt in Köln von den Hunnen erschlagen; ihre Gebeine ruhen in der alten Ursulakirche und sind, mit Gold, Silber und Sammt reich verziert, noch heute in der heiligen Stadt zu sehen. Es ist freilich die Behauptung aufgestellt worden, daß die Inschrift XIM. V. nicht undecim millia virginum, sondern undecim martyres virgines bedeute, und daß die Gebeine beliebige Knochen eines Beinhauses seien; allein Reliquien dürfen ja nicht mit dem elenden Lämpchen der Verstandeskritik beleuchtet werden.

Das Wort „kleiner Bär" oder „Bärchen" tritt im Italienischen mit dem Namen Orsini, im Spanischen mit dem Namen Ossuña — beides berühmte Geschlechter — auf. Zu den Orsinis gehört Papst Nicolaus III., der Zeitgenosse des ersten Habsburgers. Da er sich durch Nepotismus befleckte, finden wir ihn in der dritten Abtheilung der Dante'schen Hölle, wo die, welche sich des Aemterhandels schuldig gemacht haben, wie Pfähle in Löcher, den Kopf nach unten, eingerammt stehen, indeß Flammen um ihre zuckenden Füße spielen. Der Dichter nennt die Abtheilungen seiner Hölle bolge, d. h. Taschen. So erklärt sich das Wort, das der Papst inmitten seiner Qual an Dante richtet:

Sappi ch'io fui vestito del gran manto:
E veramente fui figliuol dell'orsa,
Cupido sì per avanzar gli orsatti,
Che su l'avere, e qui me misi in borsa *).

Auch der Graf Felix Orsini, der Bombenwerfer vom vierzehnten Januar 1858, der vielleicht den Anstoß zur Befreiung Italiens gab, gehört jener alten Familie an. Endlich dürfen wir auch der Gräfin Orsina in Lessing's Emilia Galotti nicht vergessen. Ist sie gleich nur ein Geschöpf der dichterischen Phantasie, so schlägt ihr doch das Herz voller, als tausend Lebendigen, und sehr mit Recht führt sie ihren Namen, da sie ihre Ansprüche mit dem Muth und der Hartnäckigkeit einer rechten Bärin vertheidigt.

Jeder Adreßkalender zeigt, daß der Name Bär, mit ä, äh, ee oder eh geschrieben, in Deutschland bei Jude und Christ sehr häufig getroffen wird. Ein Zarachias Beer, genannt Ursinus,

*) Wisse, daß ich mit dem großen Mantel bekleidet war: und wirklich war ich, der Bärensohn, so begierig, die Bärchen vorwärts zu bringen, daß ich oben das Geld und hier mich in die Tasche steckte.

ein Schüler und Freund Melanchthon's, zählt zu den deutschen und insbesondere zu den pfälzer Reformatoren. Ein Oberhofprediger Benjamin von Bär, ebenfalls Ursinus geheißen, salbte am 18. Januar 1701 den Kurfürsten Friedrich III. in Königsberg zum ersten König von Preußen, nachdem dieser Bär kurz zuvor zum Bischof und Edelmann ernannt worden war. Einige Monate später zog dann die vom Bär gesalbte Majestät in die Bärenstadt Berlin, die der Bär gegründet, ein.

Hier sind auch die drei Söhne des Berliner Banquier Beer zu nennen: Michael, der Dichter der Tragödie Struensee, Wilhelm, der Geschäftsnachfolger des Vaters und Astronom, der mit Mädler die Mondkarten herausgegeben, und Jakob Meyer, der Componist, bekannt unter den Namen Meyerbeer. Ob der Vater dieser drei begabten Söhne ein Mann von geringer Bildung war, ist mir unbekannt; doch erzählt man in Berlin, er habe, als eines Abends ein Lehrer seinen Knaben am Fenster seiner Sommerwohnung im Thiergarten die Sternbilder gezeigt, dessen Wort: „Dies ist der große Bär", auf sich bezogen und, dem Lehrer gnädig auf die Schulter schlagend, gesagt: „Machen Sie meine Söhne nicht eitel."

Zahlreiche andere Familiennamen, denen die Wörter Bär, bear, björn, ursus, ours, orso u. s. w. einfach oder in Umbildungen zu Grunde liegen, muß ich unerwähnt lassen; nur des Namens Bernauer will ich im Vorübergehen gedenken, weil ihn Agnes, jene schöne Baderstochter von Augsburg trug, die heimliche Gattin Herzog Albrechts von Baiern, die auf des harten Vaters Befehl zu Straubing von Henkershand den Tod in der Donau erlitt.

Als Vorname ist das Wort Bär in Bernhard, d. i. stark und tapfer wie ein Bär, in Bernward, d. i. Bärenpfleger, und in Bernhold: der den Bären hold ist, enthalten. Während die Namen Bernward, vertreten durch St. Bernward, den gelehrten Bischof von Hildesheim aus der Zeit der Ottonen, und Bernhold erloschen scheinen: hat sich „Bernhard", dem der heilige Bernhard und Herzog Bernhard, der Held von Weimar, einen besonderen Glanz verleihen, behauptet. Festgegründet ist dieser Name jedenfalls durch die hermelintragenden heiligen Fürsten in der Alpenwelt: den großen und kleinen St. Bernhard, die zwei Nachbarn des Montblanc, und durch den St. Bernhardin in Graubündten, welcher der herrlichen, in kühnen Windungen nach Bellinzona hinabsteigenden Straße ehrwürdig zur Seite steht.

Aber der Bär leiht nicht nur unzähligen Menschen, sondern auch ebensoviel Städten und Ortschaften, Bergen, Inseln und Flüssen in den verschiedensten Sprachen seinen Namen. Manche, wie Bernau, Bernstadt, Berstadt, Bärwalde, Bärenstein, Berneck, sind zwei-, drei-, ja sechsfach vorhanden; besonders im sächsischen Erzgebirge sind die Bärenorte häufig zu finden; der Reisende kommt dort gar nicht aus der Bärenstimmung heraus. Eine große historische Erinnerung knüpft sich an Bernau in der Mark Brandenburg: hier wurden nämlich 1432 die Hussiten von Friedrich, dem ersten Kurfürsten aus dem Hause der Hohenzollern, besiegt und für immer zurückgeworfen. Die Stadt Bernburg führt auch den poetischen Namen Ursopolis. Die antike Bezeichnung für Ajaccio auf Corsica ist Adjacium oder Ursinum. Napoleon (von νάπη oder νάπος, Waldthal, und λέων, Löwe) ist also — gerade wie der König unserer Thiersage — ein dem Bärenthum entstiegener Löwe.

Da so viele Geschlechter und Orte dem Bären ihren Namen verdanken, so muß er nothwendig auch ein heraldisches Thier sein. Natürlich erscheint er auf dem Wappen bald als Haupt-, bald als Nebenfigur; nicht selten legt er auch bloß sein Haupt oder seine Tatzen in das Wappenbild. So hat der bekannte Graf von Pfeil zwei Bären und zwei Tatzen in seinem Wappen, während die Clüver und die Schleppengrell sich auf zwei Tatzen beschränken. Die Familie Pez von Lichtenhof thut es nicht unter drei Bärenköpfen; die Senft-Pilsach haben zwei gekrönte halbe Bären, die Egloffstein einen halben Bären, die Bernuth zwei, die Kaunitz-Rittberg drei ganze Bären. Bei dem Fürsten Prosorowsky marschirt ein Bär mit der Hellebarde auf; bei den Freiherrn von Spleny spaziert er, aufmerksam in einem Buche lesend, auf den Hinterbeinen und streckt die Zunge heraus; bei den Dembinsky trägt er eine gekrönte Frau, und so mit Grazie in infinitum. Bald ist der heraldische Bär mit einer Krone ausstaffirt und folglich als König aufgefaßt; bald trägt er Halsband und Ring, die Zeichen der Sclaverei. Natürlich führen die Häuser Anhalt Bären im Wappen; aber Anhalt-Bernburg hat allein zwei Bären als Schildhalter; unter den Bärenwappen ist dieses also das insigne ursinissimum. Von den Schweizerkantonen führen Appenzell, Bern und Graubünden den Bären im Wappen: Bern der an Menschen, Graubünden der an Bären reichste und außerdem der größte Kanton. Der schwarze Berner Bär läuft ein goldenes Feld nach links — also in umgekehrter Richtung, wie der Berliner Bär — empor; die Ecken des Wappenschilds sind roth, so daß Schwarz-Roth-Gold, die schönen deutschen Farben, zu Stande kommen. Der Appenzeller und der Graubündner Bär stehen wie aufwartende Hunde da; aber der Graubündner Bär hat noch zwei graue Männlein zur Seite und trägt eine Krone, während der Appenzeller Bär baarhaupt ist und züngelt. Man achte wohl auf diese Unterschiede; es ist den Schweizern großer Ernst damit. In einem in St. Gallen erscheinenden Kalender war der Appenzeller Löwe nicht mit vorgestreckter Zunge dargestellt, und es erhob sich ein hitziger Streit darüber. Die Zunge muß er heraus thun: sonst ist es kein Appenzeller.

Wie dem auch sei, ich ziehe den Hut vor den Bärenbannern der Schweizer; sie haben in glorreichen Schlachten geweht und auf heroische Thaten niedergeschaut — und sie werden es wieder thun, wenn es das Vaterland gilt.

Noch muß ich der Bärenorden und des Bärengeldes erwähnen. Kaiser Friedrich II. stiftete für den Abt von St. Gallen einen Orden, der einen schwarzen Bären mit eichenlaubdurchflochtener Kette auf einem Hügel zeigt. Wir müssen uns dabei erinnern, daß auch das Kloster von St. Gallen den heiligen Ursus zum Patron hatte. Ferner besteht ein seit 1836 erneuter Anhalt'scher Hausorden Albrechts des Bären mit einem goldenen Bären und der Umschrift: Fürchte Gott und befolge seine Befehle.

Daß die Staaten, die das Bärenwappen führen, auch Geld mit dem Bilde des Bären geschlagen haben, liegt nahe. So gab es ehedem Bärenpfennige, Bärengroschen, Bärengulden und Bärenthaler in den Anhaltschen Ländern und in der Schweiz. Die Stadt Solothurn schlug Ursusthaler, die Stadt Köln Ursula-Thaler mit den betreffenden Bildnissen der Heiligen, was hier um des Namens willen angeführt wird. Die Berner Scheidemünze, vier Kreuzer an Werth hieß Betzen oder Batzen, weil ein Bär darauf geprägt war. Von hier aus hat sich das Wort Batzen über die Schweiz und Süddeutschland verbreitet, und wenn es auch keine Batzen gab, sondern nur Drei- oder Sechsbätzner österreichischer Herkunft (Zehn- und Zwanzigkreuzerstücke österreichischer Währung): so rechnete man doch nach Batzen und rechnet noch heute darnach — wahrscheinlich in unbewußter Verehrung des Meisters Petz.

Als eine volksbeliebte Erscheinung dient der Bär vielen Wirthshäusern zum Schilde. Mögen die großen Gasthöfe sich

nach Städten und Ländern oder nach ihren stolzen Besitzern nennen: einfachere Gastgeber werden hoffentlich noch recht lange bei den gemüthlichen Firmen: Wirthshaus zum Roß, zum Engel, zum rothen Ochsen, zum schwarzen oder weißen Bären bleiben. In Mannheim giebt es auch ein Wirthshaus zum weisen Bären; ich fürchte aber sehr, daß Mangel an orthographischer Weisheit mit im Spiel ist. Ob auch das bekannte Heidelberger Bierhaus zum faulen Pelz dem Bären auf die Rechnung zu setzen ist, mag unentschieden bleiben.

Bekannt ist, daß nach dem Bären auch mancherlei Thiere und Pflanzen, mancherlei Geräthe und Backwerk benannt werden; man vergleiche darüber die zoologischen, botanischen und technologischen Werke, die zahlreichen Autoren der Conditorei, die noch zahlreicheren Autorinnen der edlen Kochkunst — den „Geist der Kochkunst" des Freiherrn von Rumohr mit eingeschlossen. In den Spielen der Kinder, bei den Zähl- und Spruchreimen tritt ebenfalls der Bär auf, wie man aus Rocholz lernen kann. Schließlich fragen wir nicht mehr: Wo ist der Bär? sondern: Wo ist er nicht?

In der Thiersage führt der Bär, wie jeder Knabe aus dem Reineke Fuchs weiß, den Namen Braun, der übrigens in dieser Form auch bei den Menschen als Zuname und in der Form Bruno als Vorname gebräuchlich ist. Ob damit ursprünglich an den Bären erinnert, oder immer nur schlechthin an unsere Haut- und Haarfarbe erinnert werden soll, will ich dahin gestellt sein lassen. Braun der Bär ist in der Thiersage vom Königsthron herabgestiegen und ein Großer des Hofs geworden. Statt dessen hat die falsche gelbe Katze, Löwe genannt, der fremde Fürst mit dem fremden aristokratischen Namen Nobel das Zepter im Thierreich sich angemaßt. Die ältesten Thiergeschichten handeln lediglich von dem Bären, den Wolf und dem Fuchs. Der Bär ist als das ansehnlichste deutsche Waldthier unbestritten im Besitze der Herrschergewalt. In dieser Würde erscheint er noch gegen Ende des zehnten Jahrhunderts bei Fromund (Froumunt) von Tegernsee. Die Thiergeschichten, denen wir in dieser alten Zeit begegnen, sind naiv, wie die Menschen, die sie erdachten. Das Leben mit der Natur, wie es der Hirt und der Jäger führen, wird in gemüthlicher Weise vor uns ausgebreitet; es weht uns, wie Grimm bezeichnend sagt, ein alter Waldgeruch aus ihnen an. Die besondere und direkte Beziehung auf die menschlichen Verhältnisse, die Verspottung der Höfe und des Pfaffenthums kamen erst später hinein, als Nobel seine indolente Regierung angetreten hatte, und steigerten sich mit der didaktisch-satyrischen Richtung der Literatur überhaupt gegen die Zeit der Reformation. Lieblingsaufenthalt unserer urdeutschen Thiersage waren die alten Sitze des Frankenstamms; von hier ging sie mit der Völkerwanderung nach Gallien. Um einen kleinen Kern von Thiergeschichten krystallisirt sich ein Thierepos, gesungen in lateinischer, französischer und niederländischer Zunge, und, wie bei der kerlingischen Heldensage und dem höfischen Epos überhaupt, arbeiten schließlich die deutschen Dichter nach fremden Mustern. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, also mit dem Beginn der Hohenstaufenzeit und der ritterlichen Romantik, schreibt der Elsaßer Heinrich von Glichesäre, d. i. Gleißner, in kurzen Reimpaaren, seinen Reinhard Fuchs nach einem französischen Original, das uns verloren gegangen. Es ist dies das erste deutsche Gedicht, worin ein Löwe, der hier Brevel, nicht Nobel, heißt, als König auftritt. Aber sein Thron steht noch nicht fest; die Ameisen wollen ihre Republik nicht aufgeben, und als der Löwe ihren Bau mit gewaltigem Fußtritt zerstört, kriecht ihm eine derselben ins Hirn und er fällt in schwere Krankheit. Aber er ist noch im Stande, Anklagen gegen den Fuchs zu vernehmen, die denen in dem weit jüngeren Reineke Vos sehr ähnlich sind. Wie dort, wird zuerst der Bär und dann der Kater zum Fuchs geschickt; beide sehen sich aber schmählich von ihm betrogen. Als dann der Fuchs doch bei Hof erscheint, rettet er sich dadurch, daß er den Löwen wiederherstellt. Dies geschieht durch die Haut des Wolfs und den Balg der Katze, wovon jene als Mantel, dieser als Mütze für die kranke Majestät verwendet werden. Das Hirn Brevels wird nun so heiß, daß es die Ameise nicht mehr aushalten kann und hinwegkriecht.

Vortrefflich ist der altflämische Reinaert aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, den Willems, der verdiente Eiferer für flämische Sprache, 1836 herausgegeben hat. Diesen Reinaert hat der plattdeutsche Verfasser des Reineke Vos (Lübeck 1498) zu Grunde gelegt, ohne sich jedoch den freien Dichtergeist in Fesseln schlagen zu lassen. Seitdem sind eine Menge Bearbeitungen dieses wahrhaft klassischen Werks in hochdeutscher Sprache, so z. B. Reineke Fuchs in Hexametern, erschienen. Die Handlung, soweit sie sich auf Braun den Bären bezieht, ist in Reinaert und Reineke dieselbe. Braun verliert Mütze und Handschuhe in dem gespaltenen Baum auf dem Bauerhofe, und muß noch Prügel und die Spottreden des Fuchses mit in Kauf nehmen. Als später Reineke erklärt, er wolle Buße thun und auf die Pilgerschaft gehen, wird aus des guten Braun Fell ein Ränzlein für den frommen Wanderer geschnitten. Die Lügen von dem großen Schatze, den sein Vater besessen, sucht Reineke damit zu stützen, daß er berichtet, sein Vater sei durch Reichthum übermüthig geworden und habe, von andern Großen des Reichs unterstützt, Braun auf den Thron erheben wollen. Dieses usurpirte Königthum, das in dem Goethe-Kaulbach'schen Reineke durch eine meisterhafte Illustration verherrlicht ist, haben wir vielleicht als einen Nachklang des wirklichen Bärenkönigthums zu betrachten.

Durchblättern wir die Thierfabeln verschiedener Zeiten, so finden wir den Bären in unvortheilhafter Stellung. Der Ton, den Aesop und Phädrus bei den Alten in Bezug auf ihn angeschlagen haben, klingt wieder bei Boner, Buckard Waldis, La Fontaine, Lichtwer, Lessing und wie sie sonst noch heißen mögen. In der Regel erscheint unser Freund als ein täppischer Gesell; im besten Fall entwickelt er Kraft und Tapferkeit, wie dies z. B. in Rollenhagen's Froschmäusler der Fall ist, im zehnten Kapitel dessen Inhaltsangabe so lautet: **Reinick bringet Petz den beeren mit dem manthier** (dem Menschen zukampff. In der ehedem beliebten Fabel Gellert's kehrt Petz als wohlgeschulter Tänzer zu seinen ungeschlachten Waldbrüdern zurück, fällt aber mit seiner Kunst gänzlich bei ihnen durch.

Die Brüder, die ihn tanzen sah'n,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wie er zu geh'n,
So konnten sie kaum aufrecht steh'n,
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.
Und desto mehr ließ sich der Tänzer seh'n;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger sein, als wir?"
Man zwang den Petz, davonzulaufen.

Welche betrübte Rolle der Bär in den von dem Dichter Bürger herausgegebenen wunderbaren Abenteuern und Reisen des Herrn von Münchhausen spielt, wo er eine mit Honig bestrichene Wagendeichsel in sich hinein und durch sich durch leckt, mag hier nur berührt werden; jedenfalls muß aber, wer von dem Auftreten Petzens in unserer Literatur handelt, Goethe und Heine näher ins Auge fassen.

In Lili's Park führt Goethe die Frankfurter Herrchen aus der Umgebung der von ihm angebeteten Banquierstochter Elisa-

beth Schönemann als allerlei Gevögel, Fische und anderes sanftes Gethier, sich selbst aber als einen wilden Bären auf:

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht
Und mit den andern zahm gemacht —
Bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich.
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr sagtet ich! Wie? wer?“
Gut denn, ihr Herr'n; grad' aus: Ich bin der Bär:
In einem Filetschnurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zu and'rer Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Denn ha! steh' ich so an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geschnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke
Und seh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke
Und kehr' doch endlich wieder um.

Im Atta Troll, dem Tendenzbären aus den Pyrenäen, verspottet Heine die damaligen Zustände Deutschlands, besonders aber die politische Lyrik. Die Deutschen heißen „die Vettern des Bären aus der Urzeit.“ In „Caput XIV“ erwiedert unser deutscher Aristophanes auf die Frage der Kinder in dem Pyrenäendorfe, durch das er auf seinem Jagdzuge kommt:

Lieben Freunde, sprach ich, Deutschland
Heißt das Land, wo ich geboren;
Bären gibt es dort in Menge,
Und ich wurde Bärenjäger.

Manchem zog ich dort das Fell
Ueber seine Bärenohren.
Wohl mitunter ward ich selber
Stark gezaust von Bärentatzen.

Noch muß ich schließlich des Bären gedenken, insofern er Gegenstand des Sprichworts und sprichwörtlicher Redensarten geworden ist. Ein allbekanntes Sprichwort, daß sich wohl bei allen Völkern, die von dem Bären etwas wissen, findet, heißt: Man soll nicht die Haut verkaufen, bevor der Bär gestochen ist, oder auch einfacher: Er verkauft die Haut des Bären, oder: Er hat den Bären noch nicht im Sack. Als Illustration dieses Sprichworts dienen zahlreiche Fabeln, z. B. jene Hageborn's von den beiden Gascognern, die dem Wirthe die Zeche mit der Haut des noch nicht erlegten Thiers bezahlen wollen.

Bären an- und losbinden heißt, wie Jedermann geläufig ist, Schulden machen und abbezahlen. Dies Sprichwort wird aus einem Vorgang erklärt, wornach ein Bärenführer, der seinen Wirth nicht bezahlen konnte, diesem den Mutz an die Thür band und sich selbst aus dem Staube machte. Fast scheint mir aber diese Geschichte eigens erfunden, um das Sprichwort zu erklären. Jedenfalls ist hier mit ins Auge zu fassen, daß in früheren Zeiten eine außerordentliche Geldauflage Bär hieß; daher auch die Ausdrücke Bärner für den Erheber dieser Steuer und Bärenkammer für die betreffende Behörde.

Einem einen Bären an- oder aufbinden heißt Einen zum Besten haben, Einen mit Lügen traktiren. So heißt es z. B. bei Sealsfield, dem kürzlich verstorbenen Verfasser der transatlantischen Reiseskizzen: „Er hat mir einen Bären auf die Nase gebunden.“

Bären loslassen heißt Tollheiten begehen. Diese Redensart hat übrigens in Wien noch eine andere Bedeutung, da man dort „Bär“ in dem Sinne von Witzwort, Calembourg gebraucht.

Bären treiben, eine jetzt veraltete Redensart, die sich z. B. bei Hans Sachs findet, bedeutet; den Kuppler machen, so wie auch Bärenführen in dem Sinne von Kuppler vorkommt. Daß diese Leute nebenher auch Kuppelei zu treiben pflegten, scheint mir ein wenig genügende Erklärung.

Den Bären fangen, stechen, binden wurde ehedem in dem Sinne: von kühne Thaten verrichten, gebraucht.

Du suchst den Bären und stehst vor ihm heißt: den du suchst, der steht vor dir.

Die dreizehnte Bärenhaut verkaufen, eine Redensart von dunklem Ursprung, die noch bei Luther vorkommt, heißt: reiche Einnahmen haben.

An der Nase herumführen oder, wie Mephistopheles im Faust sagt: nasführen erklärt sich leicht aus der Gewohnheit, den Bären an einem Nasenring zu führen.

Auf der Bärenhaut liegen gilt, wie gar Mancher aus eigener Praxis weiß, für eine Bezeichnung der Trägheit. Aber diese Redensart, gleich wie das Hauptwort Bärenhäuter, das neben Faulenzer auch Tölpel, Schlingel, Kerl bedeutet, hat gewiß erst mit der Zeit diesen übeln Beigeschmack bekommen. Wenn der Germane, von Jagd oder Kampf müde, sich Abends auf seine Bärenhaupt streckte, so war er wohl ein Bärenhäuter mit Ehren. Die Laune der Sprache verharrte aber bei dem Gedanken der Ruhe, und ließ die vorausgegangenen Thaten in Schatten sinken.

Daß „Bärenhäuter“ im Mährchen auch einen Menschen bedeutet, der eine Bärenhaut als Kleid trägt, ist oben besprochen worden. In diesem Sinne könnte man wohl auch die zwei als Bären vermummten Franzosen, welche in dem Vaudeville Bär und Cassa eine so ergötzliche Rolle spielen, als Bärenhäuter bezeichnen.

Entschieden mißgünstig ist natürlich der Ausdruck Faulpelz.

Der gute Bär muß sich ferner dazu hergeben, den rauhen Ehemann zu bezeichnen. Daher der Ausdruck Brummbär, wofür Jean Paul auch Ehe-Petz gebraucht. Schon das bloße „Bär“ bedeutet in verschiedenen Sprachen das Rauhe. „So geh, du deutscher Bär!“ sagt Daja zum Tempelherrn, und sie würde sich in anderen abendländischen Sprachen ganz ebenso haben ausdrücken können. Auch die Bezeichnung ungeleckter Bär für einen Menschen, dem es an Erziehung, an geselligen Formen fehlt, geht durch viele Sprachen. Sie hängt mit einer alten Fabel zusammen, welche in dem „Thierbuch Alberti Magni, verteutscht durch Walterum Ryff“ (Frankfurt 1545) so zu lesen steht: „Der Bär bringt (d. h. gebiert) ein ungeformt Stück Fleisch, welches er mit vielem Beschlecken formirt.“ Heine nennt daher in seinen Reisebildern Paris, im Hinblick auf die Deutschen, die bärenleckende Lutetia. Der französische Ausdruck ours mal léché bedeutet übrigens nicht bloß einen ungeleckten, sondern auch einen ungestalten Menschen. Der Engländer sagt von einem Menschen, der ungern an eine Sache geht; He goes like a bear to the stake. Ein Hofmeister, der die blonden Jünglinge Großbritanniens nach dem Continent bringt, heißt ein bear-leader.

Besonders reich an sprichwörtlichen Redensarten, den Bären betreffend, sind die Italiener, wahrscheinlich, weil ihnen sowohl Alpen wie Abruzzen gute Gelegenheit zur Beobachtung dieses Thiers geben. Der Bär figurirt dort besonders als Birnendieb. Leva le pere, ecco l'orso! (Hebe die Birnen auf, da kommt der Bär!) sagen sie, d. h. Sieh dich vor, daß dir die Sache nicht

abhanden kommt. L'orso sogna pere (der Bär träumt von Birnen) heißt: Was man wünscht, daran denkt man. Lasciare le pere in guardia all'orso (die Birnen dem Bären zur Hut überlassen) stimmt zu unserem: den Bock zum Gärtner machen. Menar l'orso a Modena (den Bären nach Modena führen bedeutet: etwas Beschwerliches thun. Non ischerzar coll'orso (Scherze nicht mit dem Bären) will sagen: Treibe nicht gefährliche Dinge — ähnlich, wie bei Martial:

Fumantem nasum vivi tentaveris ursi.

Far all'orso, dar all'orso ist ganz das deutsche „Bären loslassen.“ Pigliar l'orso (den Bären fassen) heißt: sich berauschen. Egli va a veder ballar l'orso (Er geht den Bären tanzen seh'n) bedeutet: er fährt dahin, er stirbt.

Während durch die im verächtlichen Sinne gebrauchten Ausdrücke orsacchio und orsatto ein Tölpel bezeichnet wird, beweisen die Koseformen orsacchino, orsacchiotto und orsicello, daß der Wälsche dem Bären auch eine liebenswürdige Seite abzugewinnen weiß.

Was ist nun die Summe dieser ganzen Betrachtung? Daß der Bär, das königliche Waldthier, das den Göttern heilig war, das selbst christlichen Heiligen den Namen lieh und hinter dessen Maske noch neuerdings ein Goethe der Geliebten nahte, einen guten Theil seiner Hoheit eingebüßt hat, nicht, weil er ein anderer geworden ist, sondern weil wir in unserer Ueberbildung schlichte Größe nicht mehr verstehen. Aber sei ruhig, mein guter Bär; es bleibt dir ein Gebiet, wohin die leichtfertige Hand des Menschen nicht greifen kann: der unendliche Himmelsraum, wo du als großer und kleiner Bär in schönen Sternbildern prangst; wo, dem Erstgenannten zur Seite, Artophylax, der Bärenhüter — auch Bootes genannt — mit Arktur, dem röthlich-strahlenden Stern erster Größe, herrlich erscheint. Nach dem Glauben der Finnen ist der große Bär, den sie als das immer sichtbare Gestirn sinniger Weise den ewigen, nie alternden Greis von Anbeginn nennen, der Wohnort der Seligen. Der große und der kleine Bär umfassen zusammen weit über fünfhundert Sterne — natürlich Fixsterne oder Sonnen des Bärenthums, von denen jede ihre Planeten, die Planeten gewiß auch ihre Trabanten haben. Welch eine Gesellschaft, welch ein Gewimmel von Großbären, Mittelbären und Bärchen! In dem Schwanzende des kleinen Bären erglänzt der Polarstern, die Schildwache vor dem nördlichen Himmelspol, das ewige Leuchtfeuer für den Schiffer auf dem weiten Felde des Meers. Sei ruhig mein Bär; dort oben ist ein Gebiet, wo dich keine Kugel und auch keine böse Zunge erreicht. Seht euch vor, ihr Spötter! Den Bären verachten heißt den Himmel verachten.

---

* Aus Berangers Liedern.

Von Adolf Laun.

Der heilige Völkerbund.

(Zur Feier der Räumung Frankreichs von den Invasionstruppen Oct. 1818.)

Zur Erde stieg die Friedensgöttin nieder,
Sie streute Aehren, Gold und Blumen aus,
Die Luft war still, und Ruhe herrschte wieder
Nach Kampf und Streit und wildem Kriegsgebraus.
Sie sprach: die in Europas weitem Runde
Von Muth und Kampfeslust ihr seid entbrannt,
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet euch die Hand!

Ihr Armen, schon zur drückenden Beschwerde
Wird euch der Haß, des Schlafs genießt ihr kaum,
Vertheilet besser unter euch die Erde,
Sie bietet allen einen sonn'gen Raum.
Zu wahrem Glück versäumt ihr stets die Stunde,
Weil ihr euch an der Mächt'gen Wagen spannt.
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet euch die Hand!

Ins Haus des Nachbars werft ihr Feuerbrände,
Dieweil der Sturm umsaust das eigne Dach,
Wenn aber dann das Kriegsgetos zu Ende,
Ist für den Pflug der wunde Arm zu schwach.
Rings an den Grenzen schwimmt in weiter Runde
Im Blute das zertret'ne Garbenland.
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet euch die Hand!

In euren Städten, stürzend unter Flammen,
Zählt, trotzend auf der neuen Herrschaft Macht,
Die Seelen sich der Potentat zusammen,
Die ihm sein blut'ger Sieg hat eingebracht.
Der Heerde gleich, bewacht vom Schäferhunde,
Sind sie vom Joch in's schlimm're Joch gebannt.
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet euch die Hand!

Mars halte nicht umsonst im Sturmlauf inne,
Die Ordnung herrsche wieder und das Recht,
Sorgt, daß des Blutes Quell nicht länger rinne
Für der Erobrer undankbar Geschlecht.
Bleibt von dem falschen Stern am Himmelsrunde
Deß Schimmer bald erbleicht, stets abgewandt.
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet euch die Hand!

In Freiheit athm' aufs Neu die Erde wieder,
Umhüllt mit Schleiern die Vergangenheit,
Besät die Felder bei dem Klang der Lieder,
Dem Frieden sei der Künste Schmuck geweiht,
Der Wohlstand aus des Füllhorns reichem Grunde
Begrüße lächelnd jeder Ehe Pfand.
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet euch die Hand!

So sprach das Götterweib voll hoher Milde,
Und mancher König sprach noch ihr das Wort,
Und wie im Lenz sich schmückte das Gefilde,
So blüht' es überall im Herbst noch fort.
Daß Frankreichs edler Wein dem Fremdling munde,
Wir wünschen's jetzt, da er sich heimgewandt.
Eint, Völker, euch zu einem heil'gen Bunde
Wir reichen euch die Hand!

Der Herbst 1818 war ausnehmend schön und viele Fruchtbäume fingen von Neuem an zu blühen.

An meine Minister gewordnen Freunde.

Nein, Freunde, nein, Nichts will ich sein auf Erden,
Rang, Würden, Orden sind für andre gut,
Für Höfe sollt' ich nicht geboren werden;
Vorm Königsleim ist's Vöglein auf der Huth.
Doch was bedarf ich denn? Genossen, traute
Beim kleinen Mahl, ein Mädchen schlank und fein.
Als segnend Gott aufs Stroh der Wiege schaute,
Sprach er, da er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Ein glänzend Loos wär' lästig mir vor Allen,
Der gerne träumt und reimt in müß'ger Ruh,
Wär' mir vom Glück ein Krümchen zugefallen,
Spräch' ich ganz leis: Das Brod kommt dir nicht zu.
Dein Werkmann, arm, wie sehr er sich auch placke,
Wird solche Gabe beff're Hülfe leihn,
D'rum speise nur aus deinem Linnensacke.
Gott sprach, da er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Einst von Begeisterung emporgezogen,
Schau ich vom Himmel auf das Erdenthal,
Und seh' da drunten durch einanderwogen
Volk, Kön'ge, Feldherrn, Krieger ohne Zahl.
Jedoch was hör ich? Siegsgeschrei erklinget,
Weß ist der Name, dem sie Lieder weihn?
Ihr Großen, die ihr dort nach Lorbeern ringet,
Gott sprach, da er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Ihr Staatenlenker, gern will ich bekennen,
Daß stets mein Herz dem braven Mann sich neigt,
Dem's schwer wird, sich von Haus und Hof zu trennen,
Und der doch kühn im Sturm das Schiff besteigt.

Glück auf! ruf' ich und schließe immer wieder
In mein Gebet den großen Bürger ein,
Doch leg' ich selbst am Strand zum Schlaf mich nieder.
Gott sprach, da er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Ein prächtig Grabmal wird man euch bereiten,
Der Rasenhügel ist für mich genug.
Ein trauernd Volk wird euch zur Gruft begleiten,
Doch meiner harrt des Armen Leichenzug.
Zum Platz, wo euer Stern so rasch entschwindet,
Eilt man umsonst; ob euer oder mein,
Dasselbe Grab ist's, das vereint uns findet.
Gott sprach, da er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Glaubt nicht, daß oft mein Weg hierher mich führe,
Ich wollt' euch, Freund, in eurer Größe sehn,
Und ließ beim Eintritt hinter eurer Thüre
Mein Saitenspiel und meine Holzschuh stehn.
Hier, wo im Saal euch Glanz und Pracht umringen,
Wird euch die Freiheit eine Stütze sein,
Ich will ihr Loblied in den Gassen singen.
Gott sprach, da er mich schuf: Nichts sollst du sein.

---

* Das karolingische Psalterium
des ehemaligen Schatzes der bremischen Kathedrale.

Von H. A. Schumacher.

Auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindet sich die prachtvolle alte Pergamenthandschrift eines Psalters, die zu den werthvollsten Schätzen der früheren mittelalterlichen Zeit und unter die ersten Leistungen der Schreibekunst zu zählen ist. Welche Bedeutung diesem Werke beigemessen wurde, lehren die Einschreibungen aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, die auf seinen beiden ersten Seiten in lateinischer Sprache sich zeigen und etwa folgender Maßen lauten:

Dieses Buches der Davidischen Psalme bediente sich die selige Hildegarde, Karl's des Großen Gemahlin, während ihrer Lebzeiten; darauf schenkte es der Kaiser zu seinem und seiner Gemahlin Gedächtniß nebst anderen Kleinodien der bremischen Kirche im Jahre Christi 788. Hier ward es während acht voller Jahrhunderte und länger bewahrt und wie ein Heiligthum gehalten, auch jährlich zu fest bestimmter Zeit nebst den übrigen heiligen Reliquien der Kirche öffentlich dem Volke gezeigt.

Zeugnisse über das Alter dieses Buches.

Aus sehr alten Pergamenten, welche von der Gründung der bremischen Kirche handeln und ein Verzeichniß aller bisher in dieser Kirche bewahrter Reliquien enthalten, ergiebt sich folgende Stelle: Und der heilige Karl der Große, der Kaiser, wie er von des heiligen Willehad's Heiligkeit erfuhr, stattete in königlicher Freigebigkeit die bremische Kirche mit reichen Besitzthümern an irdischen Gütern aus; aber gab er derselbigen Kirche auch andere auserlesene Zeichen seiner königlichen Majestät, die in derselben ehrenvoll bewahrt werden: nämlich ein silbernes, vergoldetes, mit prachtvollen Steinen auf das Schönste verziertes Kreuz, vor dem er gläubig anbetete den Gekreuzigten, unseren Herrn Jesum Christum, in dem das Heil, das Leben und unsere Auferstehung ist; sodann seine Trabea, das ist sein kaiserlich Gewand, in welchem an hohen Festen in der erwähnten Kirche zur Ehre desselben feierlichst das Evangelium gelesen wird; ferner des Kaisers Flasche, silbern, vergoldet und mit verschiedenen Bildern hübsch umkränzt; die Handschuhe und die Fußbekleidung, deren er sich in seinem königlichen Staate bediente; endlich noch das Psalterium seiner göttlichen Gemahlin, schön und sauber mit goldenen Buchstaben geschrieben.

Ein anderes Zeugniß aus sehr alten, in sächsischer Sprache verfaßten kirchlichen Pergamenten, welche die Reihefolge und Beschreibung angeben, in der jährlich die Reliquien der Heiligen dem Volke gezeigt werden sollen, weist folgende Stelle auf: Men heft hir in der hilgen Kercken ock syner Frowen der Keyserinnen Solter, de al binnen in gulden bocstaven is gescreven. Das heißt übersetzt: In dieser heiligen bremischen Kirche wird auch seiner Gemahlin Psalterium bewahrt, das ganz mit goldenen Buchstaben geschrieben ist.

Daß diese Zeugnisse mit den Pergamenten der bremischen Kirche, aus denen sie Wort für Wort ausgeschrieben sind, völlig gleich lauten, beglaubige ich durch meine Handschrift.

Johannes Henseler,
Aus Machtvollkommenheit der kaiserlichen Majestät
öffentlicher Notar.

So steht auf den beiden ersten Seiten des Psalters in Wien. Freilich fehlt dieser Einschreibung, wie so mancher alten Notariatsurkunde, Siegel oder Handzeichen, Ausstellungsort, Datum und Jahreszahl; freilich kennen wir den Notaren J. Henseler, der sie angefertigt, aus anderen Schriftstücken noch nicht; allein trotzdem ist das Zeugniß, das in jenen Worten über die Handschrift der k. k. Hofbibliothek ausgesprochen wird, völlig glaubwürdig; denn noch heute sind jene alten Pergamente der bremischen Kirche vorhanden, die in ihnen erwähnt werden. Das Buch, dem der Notar jene Angaben über das Alter der Handschrift entnommen hat, ist das Diplomatar der bremischen Kirche, welches Johann Hemeling, der bremische Bürgermeister und Dombauherr (1382 — 1410), aufgezeichnet hat und jetzt die Wolfenbüttler Bibliothek verwahrt. Da wo zu Anfang dieses Buches von der dreifachen Heiligkeit der bremischen Kirche die Rede ist, von ihrer Heiligkeit wegen des Ursprungs, wegen des Namens und wegen des Ortes, steht Wort für Wort das erst erwähnte Zeugniß über die Schätze, die ihr Karl der Große verehrt habe, und gegen Ende des Diplomatars schließt das Verzeichniß der Heilthümer, in welchem jene ersten Worte mit kleinen Zusätzen plattdeutsch wieder gegeben sind, mit der Erwähnung des Psalters der Kaiserin.

Hieraus ergiebt sich mit völliger Bestimmtheit, daß der Psalter, der jetzt auf der Wiener Hofbibliothek bewahrt wird, ehedem zum Schatze unseres Domes gehörte. Wie er nach Wien gekommen, erfahren wir nicht; daß die notarielle Bescheinigung damit zusammenhängt, ist ungewiß. Es steht nur fest, daß er im Jahre 1666 in der Privatbibliothek des Kaisers Leopold von dem berühmten Lambeck gefunden worden, und daß nach den Schriftzügen zu urtheilen, nicht sehr lange Zeit vorher die Beschreibung seiner ersten Seiten stattgefunden hat. Wahrscheinlich ward er als ein Geschenk an den Kaiser benutzt, sei es von dem bremischen Domkapitel, nachdem es lutherisch geworden, sei es von den Schweden, die seit Beginn des Jahres 1649 im Besitz des bremischen Domes sich befanden, sei es vom Rath, der in den Jahren des Streites um die Reichsunmittelbarkeit Anlaß genug hatte, um die persönliche Gunst des Kaisers, sowohl Leopold's (seit 1658), wie Ferdinand des Dritten sich zu bewerben.

In Bremen ist das Andenken an den verlorenen Schatz noch heute lebendig; die Erinnerung an ihn wurde belebt durch eine Schrift, welche im Jahre 1759 unser schreiblustiger J. P. Cassel nach den Angaben, die in den Lambeck'schen Commentaren sich finden, zusammengestellt hat. Aus dieser entnahmen dann die Freunde bremischer Geschichte ihre Kenntniß über das Kunstwerk und fügten, gleich ihrem Verfasser unkritischen Geistes, einige Zusätze, Ausschmückungen und neue Conjecturen hinzu.

Außer jenen Angaben Lambeck's besitzen wir jetzt aber seit einigen Wochen noch die Mittheilungen eines anderen Wiener Gelehrten, der die kostbare Handschrift in Händen gehabt, untersucht und beschrieben hat. Es lohnt sich wohl, die Angaben von Jos. Haupt zu betrachten, welche im letzten Hefte der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ veröffentlicht sind.

Genauer, als nach den bisherigen Beschreibungen, ist aus ihnen der Zustand des Codex zu entnehmen. Bestehend aus 158 zu je 23 Zeilen liniirten Blättern mittleren Octavformats, ganz von einer Hand mit fast lauter goldenen Buchstaben geschrieben, zerfällt er seinem Inhalte nach in drei Hauptabschnitte. Der erste von diesen enthält auf 18 Blättern die wichtigsten Theile der christlichen Lehre, Glaubensbekenntnisse, Epistel von Päpsten und Heiligen, Schriften über die Psalme und Aehnliches, im Ganzen 17 verschiedene Stücke. An diese Prolegomena schließt sich die eigentliche Psalmensammlung; auf der Rückseite des 24. Blattes zeigt sich der prachtvoll in Majuskeln geschriebene Titel, welcher lautet: „In Christi Namen beginnet das Psalmbuch, nach der Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher vom heiligen Hieronymus dem Presbyter verbessert.“

Das Psalmbuch selbst zerfällt in drei Abtheilungen, welche durch besondere Ueberschriften und durch prachtvolle Initialen der je ersten Verse gekennzeichnet werden. Die erste innerhalb einer Randeinfassung mit goldenen Majuskeln angebrachte Ueberschrift lautet: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit beginnet das Buch der Psalmen“; dann folgt die erste große Initiale, der Anfangsbuchstabe des Wortes: Beatus; die ganze Seite, auf der diese Malerei sich findet, ist auf das Reichste ausgestattet, indem auf purpurnem Grunde die Schrift in goldenen Majuskeln sich erhebt. Die erste Abtheilung schließt mit dem 50. Psalm und mit einer diesem folgenden auf dunklem Grunde in Majuskeln ausgeführten Unterschrift. Ueber der zweiten Abtheilung steht auf rothem Grunde ebenfalls in goldenen Majuskeln der Titel: „Christi Wort über Juda“, darunter in Randverzierung und in Majuskeln die erste Zeile des 51. Psalmes mit der großen prachtvollen Initiale des ersten Wortes: Quid. Die aus rothen Majuskeln bestehende Ueberschrift des dritten Abschnittes: „Das Gebet des Armen, der geängstigt wird und vor Gott seine Bitte ausschüttet“ findet sich über der ersten Zeile des 101. Psalmes, die auf grünem Grunde in Majuskeln innerhalb einer Randverzierung sich zeigt und mit der Initiale des Wortes: Domine beginnt. Die Psalme selbst sind Vers für Vers geschrieben, aber nicht nummerirt; goldene Minuskeln bilden die Hauptschrift; die Psalmtitel sind dagegen roth; jeder erste Buchstabe jeden Verses ist eine rothe Majuskel, in die mit Gold die Züge des Buchstabens noch einmal hinein-

gezeichnet sind; jeder erste Buchstabe jedes ersten Psalmverses tritt noch durch besondere Größe hervor.

Der dritte Hauptabschnitt der Handschrift beginnt auf der ersten Seite des 146. Blattes, enthält auf 26 Seiten verschiedene Lieder, Hymnen und Gesänge und schließt mit dem apostolischen Symbolum und dem Athanasischen Glaubensbekenntnisse.

So entspricht das alte Psalterium der bremischen Cathedrale seinem Inhalte nach im Allgemeinen den anderen Psalterien aus den früheren Zeiten der germanischen Kirche. Dem Hauptinhalte gehen indessen noch bedeutsame Einschreibungen voran. Auf dem vierten Blatte zeigen sich nämlich in goldenen Buchstaben zwei verschiedene Widmungen, die in lateinischen Distichen verfaßt und von derselben Hand geschrieben sind, wie das ganze Psalmbuch. Ein König Karl spricht in den ersten Versen; er schenkt das Buch einem Papste Hadrian, auf daß er als Sohn das Herz des Vaters sich zugänglich mache; er bezeichnet es als eine geringe Gabe und wirbt in verbindlichsten Ausdrücken um die Gunst des Kirchenhirten. In der zweiten Widmnng redet ein Dagulf; er schenkt das Buch einem Könige Karl, als dessen geringen Diener er sich bezeichnet, zum eigenen Gebrauche; er erklärt, daß er selbst das Buch gefertigt und nennt es eine nicht werthlose Gabe wegen der elfenbeinernen Decktafeln, die so wnndervoll von Künstlerhand geschnitzt seien und sowohl den Ursprung der Psalmen, als auch die Reinignng derselben von Disteln und Dornen darstellten; nämlich einestheils das Bild, wie König David dem Chore seine Lieder vorsingt, nnd andererntheils — so haben wir die Andentnng zu verstehen — die Darstellung, wie der heilige Hieronymus den Text von falschen Lesarten und Zuthaten säubert.

Diese Tafeln aus Elfenbein sind jetzt von dem aus Sammt nnd Seide bestehenden Prachteinbande der werthvollen Bücher der Privatbibliothek Kaiser Leopold's verdrängt, sodaß ihr Andenken nur in den Versen jener zweiten Widmung sich enthalten hat, welche nrsprünglich offenbar die einzige war und erst nachher von der anderen begleitet wnrde, von der ersten, die derselbe Dagulf, der sie verfaßte, auf Geheiß des Königs ihr voransetzen mußte.

Aus diesen Widmnngen ergiebt sich offenbar eine andere Entstehung des Bnches, als die Tradition der bremischen Kirche angenommen hat. Der Psalter ist nicht für die kaiserliche Gemahlin Karl's des Großen, nicht für die Kaiserin Hildegarde gefertigt worden, sondern für einen König Karl, der dann beabsichtigte, ihn einem Papste Hadrian zn schenken.

Denken wir an Karl den Großen und an Hadrian I., so fällt die Entstehung des Buches vor das Jahr 795; denn in diesem Jahre starb jener Papst, mit dem der König der Franken viele Jahre hindurch in die verschiedensten Berührungen gekommen ist. Bislang hat man nicht daran gezweifelt, daß der Psalter mit ihm in Verbindung stehe; Haupt indessen leugnet dies entschieden und weis't auf Karl den Kahlen und Hadrian II. (867—872) hin, von denen der erste als Freund der Künste und Wissenschaften die angesehensten Gelehrten seiner Zeit an seinem Hofe versammelte, das Lob eines „gelehrten" Königs, das in der Widmung ausgesprochen wird, völlig verdiente, sehr wohl, wie von so manchen anderen Bücherfreunden, von jenem Manne mit west-fränkisch klingendem Namen, von Dagulf (althd. Tacolf), mit einem werthvollen Codex beschenkt sein könnte und im Kampfe mit Kaiser Ludwig II. Anlaß genug hatte, die Gunst des diesem gewogenen Papstes zu snchen.

Der Grund, weßhalb von der Hanptangabe der alten bremischen Tradition abgewichen wird, liegt einzig nnd allein in dem Character der Schriftzüge, die jedenfalls nicht dem achten Jahrhundert sollen angehören können. Wir haben sie nicht gesehen; aber wir bezweifeln die Möglichkeit, lediglich aus den Schriftzügen die Entstehung eines Buches des achten und neunten Jahrhunderts mit einer solchen Genauigkeit anzugeben, daß kein Schwanken zwischen etwa sechs Jahrzehnten möglich sei. Uns liegen lediglich die drei Initialen der Handschrift vor, und diese können sehr wohl aus einem der berühmten Scriptorien jenes ersten großen Beschützers der Wissenschaften und Künste stammen, in welchen gegen Ende des achten Jahrhunderts die Prachtbücher in jenem eigenthümlichen fränkischen Stile hergestellt wurden, der aus einer leichten Verbindung der Ornamente und Motive der alten irischen Illuminatorenschule mit den letzten Resten classischer Traditionen entstand und insbesondere in der Lombardei blühte, mit deren Sprache der eigenthümliche Klang des Namens Dagulf sehr wohl harmonirt. Die Initialen des ehemals bremischen Psalmbuches, deren Färbung leider noch nnbekannt ist, scheinen mit jenen völlig zu harmoniren, welche in dem berühmten, im Jahre 781 von einem Gottschalk für Karl den Großen nnd für die Hildegarde verfertigten Evangeliarium sich finden, der ältesten französischen Handschrift, bei der Geburt des Königs von Rom von der Abtei St. Sernin zu Toulouse an Napoleon I. geschenkt, jetzt im Museum des Louvre. Es wird sich wohl der Mühe lohnen, den Wiener Psalter aufs Genauste mit den noch erhaltenen Werken aus den Scriptorien Karl's des Großen zu vergleichen, insbesondere mit dem Evangeliarium von St. Medardus in Soissons, jetzt in der kaiserl. Bibliothek zu Paris, mit den Evangelien von St. Martin-des-Champs, jetzt in der Bibliothek des Pariser Arsenals, und mit dem Codex aureus der Harley'schen Sammlung im British Mnseum.

Karolingisch ist der Psalter indessen jedenfalls, und es fragt sich nun, welche Geschicke ihn getroffen haben, seitdem er aus dem Besitz jenes König Karl gekommen, für den er gefertigt ist. Es kann nicht wohl zweifelhaft sein, daß der Inhalt der ersten Widmung, die Schenknng an den Papst Hadrian, zur Wirklichkeit geworden ist. Unsere Handschrift wäre also zunächst nach Rom gekommen nnd erst von dort nach Bremen.

Wir haben die ganz bestimmte Nachricht, daß König Heinrich IV. an Erzbischof Adalbert in den sechsziger Jahren des elften Jahrhunderts einen kostbaren, in goldenen Buchstaben geschriebenen Psalter geschenkt hat; Adam von Bremen bezeugt dies nnd erwähnt nicht, daß ein anderes ähnliches Exemplar schon vorhanden gewesen sei; keine einzige Nachricht ist da, welche darauf schliessen liesse, daß jemals in Bremen zwei mit goldenen Buchstaben geschriebene Psalterien sich gefunden haben. Es ist deßhalb anzunehmen, daß jene Handschrift, die der König Karl dem Papste schenkte, und die, welche Erzbischof Adalbert von König Heinrich empfing, eine und dieselbe gewesen; die Tradition der bremischen Kirche, daß der Psalter von Karl an Willehad geschenkt und von diesem nach Bremen geschafft sei, erscheint als haltlos, obwohl es bekannt ist, daß mehrere der angelsächsischen Missionare kostbare Werke der Kolligraphie bei sich führten, z. B. Columban, Willebrord. Eine beglaubigte, zweifellose Erzählung drängt sich an die Stelle einer höchst nnwahrscheinlichen Sage. Jene wird noch glaubhafter dadnrch, daß sie auch die Chrismaflasche erwähnt, welche, wie oben angegeben, hernach auf Karl den Großen nnd Willehad zurückgeführt worden ist; die spätere Erzählung hängt offenbar mit der Vorliebe zusammen, mit welcher Karl der Große nnd Willehad von der bremischen Tradition bei allen Gelegenheiten in Verbindung gebracht werden. Wie König Heinrich IV. als Knabe in den Besitz des päpstlichen Psalters gekommen ist, ergiebt sich leicht, wenn man bedenkt, daß sein Vater, Kaiser Heinrich III. im Jahre 1046 dem hauptlosen Rom, daß er dann im Jahre 1055 in ganz Italien geboten hatte; war der Psalter ein Andenken an Karl den Großen, oder wnrde er nnr als ein solches betrachtet, so erklärt es sich sehr wohl, weßhalb Kaiser Heinrich ihn sich zueignete und weßhalb Erzbischof Adalbert ihn begehrte. Schon zu des großen Sachsenkaisers Zeiten waren Reliquien von dem Begründer des abendländischen Kaiserreiches seltene Schätze; auf ihn ward der Gedanke der Stiftung des großen Erzbisthnms Hambnrg, dessen Glanz und Macht Erzbischof Adalbert in bisher ungeahnter Weise zu fördern gedachte, mit Fug und Recht zurückgeführt; wollte daher der junge König Heinrich seinen Lehrmeister und Rathgeber auf das Höchste ehren, so war dazu die Schenkung jenes karolingischen Psalters gar wohl geeignet.

Wir begrüßen hiernach in ihm das älteste Kunstwerk, das jemals unsere Vaterstadt geziert hat; hat auch die archäologische Forschung noch einige Zweifel zu beseitigen, so steht doch das Hauptsächlichste schon heute fest: die Entstehung des Psalters in karolingischer Zeit, seine Uebertragung nach Bremen durch Erzbischof Adalbert, seine Verehrung in Bremen als Reliquie Karl's des Großen im vierzehnten nnd fünfzehnten Jahrhundert, sowie seine Veräußerung an den Kaiser bald nach dem westfälischen Frieden.

Literatur und Kunst.

* M. Bach. Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natnr. Köln. J. P. Bachem. Ein sehr verständig und anziehend geschriebenes Buch, welches eine Reihe von Skizzen und Schildernngen über Gegenstände der Natur enthält, wie sie jetzt häufig in Zeitschriften einem größern Leserkreise geboten werden. Vieles hat der Verfasser den Werken anderer Naturforscher entlehnen müssen, Manches aber auch nach eigener Anschauung nnd Beobachtung hinzugefügt. Eine Inhaltsangabe der einzelnen, unter einander nicht zusammenhängenden Aufsätze wird die beste Uebersicht über das Dargebotene gewähren: der Kukuk, der gemeine Todtengräber, der Maikäfer, der Apfelblüthenstecher, der Mammuthbaum Obercaliforniens, das Leuchten der Johanniswürmchen und einiger andern Insektenarten, der Kohlweißling, die Kohlblattwespe, die Stubenfliege, die Fledermaus, über Insektenwanderungen, kann man Insekten abrichten und zähmen? die Coca, die Wachsmotte, die Ameisen, die Honigbiene. — Abbildungen enthält das Buch nicht, wenn sie auch hie und da wünschenswerth gewesen wären.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.